



N12<512167925 021



UBTÜBINGEN



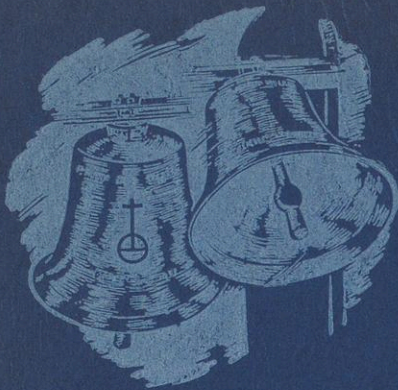
**WILH. KAPP**  
Buchbinderel  
Tübingen, Hintere Grabenstr. 45  
Telef. 3287





Jahrbuch  
des  
Martin Luther-  
Bundes

7. FOLGE



BOCHUMER  
**Gußstahlglocken**

erklingen  
seit über 100 Jahren  
in aller Welt

Ausgezeichnete Klangeigenschaften, makelloser Tonaufbau, absolute Reinstimmung und künstlerische Ausgestaltung brachten unseren Gußstahlglocken hohe Anerkennung.

*Bochumer Verein*  
Gieß- und Gußstahlfabrikation A.G. BOCHUM

*Empfehlenswerte Bücher aus unserem Verlag:*

DR. PAUL SCHATTENMANN

***Prüfet die Geister***

Von allerlei Sekten und religiösen Sondergemeinschaften der Gegenwart  
Broschiert, 75 Seiten, DM 2,30

JOHANNES SCHLEUNING

***Die Stummen reden***

400 Jahre evang.-luth. Kirche in Rußland • Zweite, erweiterte Auflage  
Ganzleinen, 164 Seiten, 4 Seiten Abbildungen DM 4,80



MARTIN LUTHER-VERLAG

ERLANGEN UND ROTHENBURG OB DER TAUBER

JAHRBUCH  
DES  
MARTIN LUTHER-  
BUNDES

Begründet von Christian Stoll  
Herausgegeben von Gottfried Probst

7. Folge  
(1955/56)



IM AUFTRAG DES MARTIN LUTHER-BUNDES  
BESORGT VON MARTIN LUTHER-VERLAG  
ERLANGEN  
UND ROTHENBURG OB DER TAUBER



Gh 5225 <sup>bb</sup>  
--

ALLE RECHTE, EINSCHLISSLICH DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN.  
GESAMTHERSTELLUNG: J. P. PETER, GEBR. HOLSTEIN, ROTHENBURG OB DER TAUBER.  
ANZEIGENVERWALTUNG:  
ANZEIGENKONTOR RUCHTI & CO., WÜRZBURG.

## *Zum Geleit!*

Die 7. Folge des Jahrbuchs des Martin Luther-Bundes, die aus mancherlei Gründen etwas länger auf sich hat warten lassen, soll nicht hinausgehen, ohne daß dreier Männer unsrer lutherischen Kirche gedacht wird, die seit dem Erscheinen der 6. Folge durch den Tod von uns genommen worden sind.

Es ist ein Bischof, ein Pfarrer und ein Professor.

Am 8. Juni 1956 starb der langjährige Landesbischof der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und erste Leitende Bischof der Vereinigten Evang.-Luth. Kirche Deutschlands D. Hans Meiser DD. Mit Recht konnte der Martin Luther-Bund ihn zu seinen Freunden rechnen. Hans Meiser wußte, daß die bekenntnisbestimmte Diasporaarbeit des Martin Luther-Bundes mit dazu beitragen will und auch beigetragen hat, lutherische Kirche in Deutschland zu gestalten und zu erhalten.

Neben dem Bischof steht der Pfarrer. Wir meinen den treuen Seelsorger und Prediger der Brüdergemeinde zu Braunschweig, Max Witte, der am 11. Juli 1955 nach kurzer, schwerer Krankheit heimgeschieden ist. Gewiß, nicht jeder wird alles billigen können, was dieser streitbare Mann gelehrt und in seiner Gemeinde praktiziert hat. Aber eines steht eben doch fest: Max Witte war einer der mutigsten und treuesten Vorkämpfer unsrer Zeit und unsrer deutschen Kirche für die Geltung des lutherischen Bekenntnisses. Noch auf seinem Krankenlager, kurz bevor der Tod seinen Mund zum Verstummen brachte, hat er sich an seine Gemeinde mit Hilfe des Tonbandes gewendet und in herzbewegenden Predigten ihr das reine, lautere Evangelium mit der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders als Mitte der Verkündigung bezeugt.

Endlich der Professor. Am 24. November 1955 haben Erlanger Theologiestudenten, darunter vier Insassen des Auslands- und Diasporatheologenheims des Martin Luther-Bundes, Professor D. Werner Elert zu Grabe getragen. Der Martin Luther-Bund hat in ihm eines der treuesten Mitglieder unseres Bundesrates verloren. Er gehörte der Bundesleitung seit 1947 an. Seine besondere Bedeutung für den Martin Luther-Bund bestand vor allem darin, daß er so etwas wie unser theologisches Gewissen war. Unermüdlich wachte er darüber, daß der Bund seine Diasporaarbeit im Sinne der lutheri-



*schen Kirche führte; daß er nicht herabsank zum bloßen finanziellen Hilfsdienst für die Diaspora und daß die Grundsätze der Väter unseres Bundes niemals vergessen werden.*

*Wie können wir als Freunde und Mitarbeiter des Martin Luther-Bundes das Gedächtnis dieser drei treuen und aufrechten Männer der lutherischen Kirche am besten wahren? Doch wohl so, daß wir in unserer von der lutherischen Kirche geprägten Diasporaarbeit im In- und Ausland unbeirrt weiterfahren; mit dem Ziel, daß allüberall lutherische Kirche gebaut und erhalten werde. Ein Beitrag dazu möchte auch das Jahrbuch 1955/56 sein.*

*Markt Erlbach, im Juli 1956*

*Der Bundesleiter des  
Martin Luther-Bundes  
Dekan Gottfried Probst*

## Inhaltsverzeichnis

GELEITWORT . . . . .	3
PROBST, GOTTFRIED: Predigt über Matth. 9, 1—8 . . . . .	7
STEINWAND, EDUARD: Seelsorge an der eigenen Seele . . . . .	13
WITTENBERG, MARTIN: Die missionarische Aufgabe unserer Kirche und ihre gottesdienstlichen Grundlagen . . . . .	23
DIETZFELBINGER, HERMANN: Toleranz und Intoleranz zwi- schen den Konfessionen . . . . .	89
STROTHOTTE, GÜNTER: Zur Exegese der Perikope vom „Scherf- lein der Witwe“ (Mc. 12, 41—44) . . . . .	110
MEYER, ERWIN: Die anderen haben es nicht so gut . . . . .	119
DÖRNHÖFER, GUSTAV: Lutherisches Burgenland in Geschichte und Gegenwart . . . . .	125
WÜSTNER, FRIEDRICH: 50 Jahre „Lutherische Kirche in Brasilien“	136
GLIEDERUNG DES MARTIN LUTHER-BUNDES . . . . .	140

Anschriften der Autoren siehe Seite 148



GOTTFRIED PROBST

## Jesus und der Gichtbrüchige

Predigt, gehalten anläßlich des 57. Jahresfestes  
des Braunschweiger Martin Luther-Vereins im Dom zu Braunschweig

Da trat Jesus in das Schiff und fuhr wieder herüber und kam in seine Stadt. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bett. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn; deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Da aber Jesus ihre Gedanken wußte, sprach er: Warum denkt ihr so Arges in euren Herzen? Welches ist leichter: zu sagen „Dir sind deine Sünden vergeben“ oder zu sagen: „Stehe auf und wandle“? Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Vollmacht hat auf Erden, die Sünden zu vergeben — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, heb dein Bett auf und gehe heim! Und er stand auf und ging heim. Da das Volk das sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat. Matth. 9, 1—8.

Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf mir, so ist mir geholfen!  
Jer. 17, 14.

Der heutige Gottesdienst soll ein Festgottesdienst sein. Es hat dies seinen Anlaß darin, daß der Braunschweiger Martin Luther-Verein in diesen Tagen in Braunschweig und Goslar sein 57. Jahresfest feiert. Ihr habt nun ein Recht zu der Frage: Was ist denn eigentlich das Ziel des Martin Luther-Vereins? Wir antworten ganz kurz:

Der Martin Luther-Verein ist ein Diasporahilfswerk. Er will als Gliedverein des gesamtdeutschen Martin Luther-Bundes, dem er mit 17 anderen Landesvereinen angeschlossen ist, die lutherischen Glaubensgenossen in der Diaspora, in der Zerstreung des In- und Auslandes unterstützen. Und zwar in erster Linie dadurch, daß er sich einsetzt für die Verkündigung des teuren Gotteswortes nach Luthers Lehre unter den Einsamen und Verlassenen in glaubensfremder Umgebung. Es ist ja wirklich so, wie es eines unserer Kirchenlieder sagt:

Herr, dein Wort, die edle Gabe,  
diesen Schatz erhalte mir;  
denn ich zieh es aller Habe  
und dem größten Reichtum für!  
Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,

worauf soll der Glaube ruh'n?  
Mir ists nicht um tausend Welten,  
aber um dein Wort zu tun.

So können wir auch heute in diesem Festgottesdienst nichts anderes tun als dies, daß wir das heilige Gotteswort auslegen. Es ist die seit unserer Kindheit uns vertraute Geschichte von der Heilung des Gichtbrüchigen, die heute zu uns sprechen soll. Das, was sie sagen will, können wir ganz schlicht in drei Sätzen zusammenfassen:

- I. Menschen erwarten von Jesus Hilfe in irdischer Not.
- II. Jesus hilft, aber anders, als die Menschen es wünschen.
- III. Er vergißt dennoch nicht die irdische Not.

#### I.

Und siehe, da brachten sie zu Jesus einen Gichtbrüchigen, der lag auf seinem Bett. Wieviel Not, wieviel große Not verbirgt sich hinter diesen wenigen Worten. Es handelt sich ja um einen Gelähmten. Er kann sich nicht mehr aus eigener Kraft bewegen. Er ist ans Bett gefesselt. Er ist auf die Hilfe anderer angewiesen.

Und zugleich: wieviel Sehnsucht nach Hilfe, wieviel Vertrauen auf Jesus als Helfer leuchtet aus dem so kurzen Satz des Evangelisten uns entgegen! Überall mag man nach Hilfe gesucht haben; überall war es vergebens. Aber hier ist nun der Jesus von Nazareth, der Mensch, der mit dem Anspruch auftritt, der Gottessohn, der Heiland und Retter zu sein. Wenn überhaupt jemand helfen kann, so ist er es allein.

Solches Vertrauen auf Jesus ist ganz gewiß noch nicht der Glaube, von dem Paulus sagt: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Aber es ist ein Glaube, den doch auch Jesus anerkennt; ein Glaube, der einem glimmenden Docht gleicht; aber dieser glimmende Docht kann zur hellen Flamme entzündet werden.

Von Not und Sehnsucht nach Hilfe, ja sogar von Vertrauen auf Jesus als Helfer, davon können wir auch in unserer Zeit genug reden. Es muß die Not nicht immer Krankheitsnot sein; wiewohl ein einziger Gang durch ein Krankenhaus, ein Gang durch die einzelnen Häuser einer größeren Kirchengemeinde, uns erschrecken lassen kann über die Größe der Krankheitsnot in unsren Tagen — trotz aller Fortschritte der medizinischen Wissenschaft. Aber zur Krankheitsnot kommt die Not, die in dem harten Existenzkampf unserer Zeit sich in der Existenzangst, in der Lebensangst, ausdrückt. Dazu die Not der Einsamkeit. Wer kann zählen, wieviele Menschen in dieser eurer so großen Stadt heute heimlich weinen, im stillen Kämmerlein vielleicht, weil

sie allein sind, allein und verlassen trotz der Masse von Menschen, die sie tagtäglich umgibt!

Und wenn schon heute ein Festgottesdienst für den Martin Luther-Verein gehalten wird, so darf man in diesem Zusammenhang auch von der Not der Diasporamenschen reden. Es ist ja keine Kleinigkeit, wenn Menschen etwa nach Brasilien auswandern, in einer fremden Welt stehen und sich unter Menschen fremder Zunge durchschlagen müssen. Es kann geschehen, daß es für sie weit und breit keine Kirche evangelischen Bekenntnisses gibt, an die sie sich wenden können. Im Süden Brasiliens beispielsweise befinden sich gegen 100 000 solcher Glaubensgenossen, denen fast jede kirchliche Versorgung fehlt. Und es ist ebenfalls keine Kleinigkeit, wenn gegen Ende des zweiten Weltkriegs deutsche evangelische Menschen Haus und Hof im Osten verlassen und eine zweite Heimat etwa in der katholischen Oberpfalz suchen mußten. Dort wurden und werden sie um ihres lutherischen Glaubens willen verachtet, benachteiligt, so daß sie sich wie ausgestoßen vorkommen. Wahrhaftig, das alles ist nicht weit entfernt von dem Schicksal eines armen, ans Bett gefesselten, gelähmten Menschen.

In all dieser Not, in der Krankheitsnot, in der Lebensnot, in der Diasporanot, suchen nun die Menschen Hilfe. Und wenn man auch von den meisten kaum sagen kann, daß sie sich, dem Gelähmten gleich, zu Jesus bringen lassen — eines trifft doch für viele zu: sie schauen auf die Kirche Jesu Christi und hoffen, daß diese helfen kann.

Wie oft glauben Kranke, daß es schon dann mit ihnen ein wenig besser wird, wenn der Seelsorger für sie ein freundliches Wort übrig hat, wenn er bereit ist, mit ihnen ein Gebet zu sprechen!

Und in der Angst des Lebens sehnen manche sich nach der Stille des Gotteshauses; sie glauben, daß sie hier vergessen können, was sie unruhig macht. Sie glauben, daß sie hier dem Hasten und Jagen des Existenzkampfes entinnen können.

Aus der Diaspora hören wir es — ich könnte Briefe aus Bogota in Columbien vorlesen, aus Addis Abeba in Abessinien — „Wir sind so einsam und verlassen unter Fremden; helft uns, daß wir eine Gemeinde, eine Kirchengemeinde aufbauen können, wo wir unsere alten deutschen Lieder, z. B. ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ singen können, so daß es uns ein wenig heimatlich zumute wird.“

Ja, das alles ist Sehnsucht und Glaube an eine Hilfe und an einen Helfer; gewiß, noch nicht der echte Glaube — aber sollte nicht Jesus Christus, von dem es bei dem Gelähmten heißt, daß er „ihren Glauben sah“, auch das schwache Glaubensfünkeln all der Geplagten und Notleidenden unserer Tage sehen? Und sollte er nicht helfen, wie er dem Gelähmten geholfen?

## II.

Freilich, diese Hilfe war zunächst anders, als es die Menschen erwarteten. Und doch war sie zugleich tiefer und größer, als die Menschen zugeben wollten. „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Da ist einer ans Bett gefesselt. Er kann sich nicht regen. Und Jesus tut zunächst nichts anderes als dies, daß er ihm Vergebung der Sünden zuspricht. Und doch gerade damit hat er das Entscheidende gegeben. Jesus weiß, die Wurzel alles Übels, alles Leidens, aller Krankheit, die Ursache dafür, daß diese Welt ein Jammertal ist, ist und bleibt die Sünde. Ohne Sünde keine Krankheit. Ohne Sünde keine Lebensangst. Ohne Sünde keine Diasporanot. Darum ist die entscheidende Hilfe, die Jesus und in seinem Auftrag die Kirche Christi der armen geplagten Welt geben kann: der schlichte Zuspruch der Sündenvergebung.

In einem Lied, das in Jugendkreisen früher viel gesungen wurde, heißt es:

Es gibt im Leben ein Herzeleid,  
das ist wie die weite Welt so weit,  
das ist wie Bergeslasten schwer,  
das ist so tief, wie das tiefe Meer.

Das ist das tiefe Herzeleid,  
wenn um die Sünde die Seele schreit,  
wenn die Träne rinnt um der Sünde Last,  
und um die Sünde die Wang erblaßt.

Das ist des Lebens Herzeleid,  
das heilet kein Balsam dieser Zeit,  
das bannet kein Zauber von Lieb und Lust,  
das tötet kein Tod in der Menschenbrust.

Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben! Das ist die Hilfe in jeglicher Not. Darum darf die Kirche nicht müde werden, das hl. Evangelium allüberall zu predigen — zur Zeit und zur Unzeit. Sie darf nicht müde werden, den Menschen ihrer Zeit zu zeigen, wie hinter aller Angst und Not zuletzt die Sünde sich verbirgt. Jeder Hilfeschrei ist unbewußt ein Schrei um Vergebung. Und sie darf nicht müde werden, zu bezeugen: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“ „Er hat mich verlorenen und verdammten Menschen erlöst, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels.“

Und die Kirche darf nicht müde werden, auch ihren Glaubensgenossen in der Diaspora nachzugehen. Denn auch ihnen ist sie die frohe Botschaft von der Sündenvergebung schuldig als das eine, was not tut.

Deshalb hat auch der Martin Luther-Bund von Anfang an es als seine Aufgabe betrachtet, der Diaspora nicht so sehr in äußeren Dingen zu helfen, so wichtig in der Diaspora auch Gotteshäuser, Altäre, Kanzeln, Gemeindezentren sein mögen; so notvoll es ist, wenn ein Gottesdienst in einem öden Schulzimmer, in einer halbverfallenen Wohnbaracke stattfinden muß. Aber der Martin Luther-Bund hat erkannt: wichtiger ist, daß überall das reine, lautere Evangelium gepredigt wird. Darum hat er in erster Linie Prediger ausgebildet. Darum fühlt er sich berufen, die Prediger des Evangeliums zu stärken und zu fördern, damit sie ihren schweren Dienst mit neuer Kraft und Freudigkeit tun können, auf daß auch in der Diaspora recht viele erkennen, welches die eigentliche Not, das eigentliche Herzeleid im Leben ist, und wie es getilgt werden kann. Unser vorhin zitiertes Lied endet:

Das ist das große Herzeleid,  
dafür hat der Mittler sein Leben geweiht.  
Durch Christi Blut und Gerechtigkeit  
wird uns gestillt das Herzeleid.

Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben: damit wird der Abgrund zwischen Gott und Mensch überbrückt. Der Mensch, der in der Gottesferne erfriert, darf nun wieder die Wärme des himmlischen Vaters verspüren. Er darf sich wieder geborgen wissen als Kind Gottes. In dieser Geborgenheit wird der Mensch unabhängig vom äußeren Ergehen. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit — auch für einen, der gelähmt ist, auch im größten Leid. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“

Wer durch die Diaspora in Österreich oder Italien fährt, der kann große, herrliche Dome und wunderbare Kathedralen sehen; daneben steht vielleicht ein armseliger, kleiner Betsaal, der weder Orgel noch Glocken besitzt. Aber wenn in den großen und prächtigen Gotteshäusern die Botschaft von der Vergebung der Sünden verdunkelt wird, wenn sie hingegen im ärmlichen Betsaal in ihrer ganzen Klarheit und Reinheit erstrahlt, dann will ich mich lieber zu diesem Betsaal halten; denn dort wird mir das Entscheidende in dieser notvollen Welt gegeben.



### III.

Und doch hilft Jesus auch leiblich. Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Vollmacht hat auf Erden, die Sünden zu vergeben — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „Stehe auf, heb dein Bett auf und gehe heim!“ Voraus geht die Frage an die Pharisäer: Welches ist leichter: zu sagen: „Dir sind deine Sünden vergeben“ oder „Stehe auf und wandle“?

Es ist eine alte Streitfrage, was für eine Antwort Jesus dabei erwartet hat. Aber es dürfte wohl sicher sein, daß er weder das Erste noch das Zweite als schwerer bezeichnen wollte. Vielmehr wollte er mit seiner Frage ganz besonders darauf hinweisen, daß das Nebeneinander von Sündenvergebung und leiblicher Heilung in unsrer Geschichte einen tiefen Sinn hat.

Einmal: Wenn Jesus als der Sohn Gottes an einem Menschen handelt, dann wendet er sich an Seele und Leib des Menschen. Sein Heilandswort, sein Vergebungszuspruch bezieht sich nicht bloß auf irgendeine Innerlichkeit des Menschen, sondern auf den ganzen Menschen. „Dein Wort macht Leib und Seel gesund“, so heißt es in einem unsrer Kirchenlieder.

Zum andern aber: Wenn Jesus in Vollmacht durch Sündenvergebung die Werke des Teufels zerstört, so hat damit das Reich Gottes seinen Anfang genommen. Freilich, noch ist es nur in Verborgenheit, nur für den Glauben da. Aber einst wird es kommen in Herrlichkeit: dann wird die alte Welt mit ihrem Jammer, mit aller Krankheitsnot und allem Elend verwandelt werden in die neue Welt, in der es keine Sünde, keine Krankheit, keine Herzensnot und Herzensangst, keine Einsamkeit und auch keine Diaspora geben wird. In der alle „Gläubigen in Christo“ in neuer, verklärter Leiblichkeit vor Gott ewiglich wandeln werden. Das Wunder der Heilung des Gichtbrüchigen will uns auf diese leibliche Seite des kommenden Gottesreiches hinweisen.

Nun ist es so, daß gläubige Christen zuweilen auch heute noch das Nebeneinander von Sündenvergebung und leiblicher Hilfe erfahren dürfen. Es kann sein, daß mit der Gewißheit „Die Sünden sind vergeben“ zugleich die Befreiung von Krankheitsangst und Krankheitsnot erlebt werden darf. Es ist dann oft so, daß ein bis vor kurzem noch zerrissener und bedrückter Mensch mit einmal auch äußerlich frei und fröhlich wird. Oder in der Diaspora kann es sein, daß der Zuspruch der Sündenvergebung, den die Gemeinde Christi an den einzelnen weitergibt und der zugleich in die Gemeinde hineinführt, die irdische Heimatlosigkeit und Einsamkeit der Menschen überwindet. Die Kirche wird, auch in irdischem Sinn, zur neuen Heimat.

Freilich, das alles ist nichts anderes als ein Hinweis auf das kommende, herrliche Gottesreich, auf Gottes neue Welt. Es ist nichts anderes, als ein lieblicher Morgenglanz der Ewigkeit. Es könnte ja sein, daß du in deinem Leben den

Zuspruch hast hören dürfen: „Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben“, aber das andere: „Stehe auf, heb dein Bett auf und gehe heim“ wird dir nicht gesagt. Es könnte ja sein, daß du in der Gewißheit der Sündenvergebung um Christi willen sprechen darfst: Ich bin bei Gott in Gnaden — und dennoch bleibt die Krankheit, die Not, die Einsamkeit; es bleiben vielleicht Angst, Verfolgung und Fesseln.

Aber eines bleibt auf alle Fälle auch, nämlich die Gewißheit: Der Herr und Heiland, der dem Gichtbrüchigen nach Leib und Seele geholfen, der wird einst, wenn der große Tag kommt, uns, die an ihn glauben, in das „Land der süßen Wonne“ führen, „da die Lust, die uns erhöht, nie vergeht.“

So will die Geschichte von der Heilung des Gichtbrüchigen unsere Augen zuletzt hinwenden zur großen, schönen Ewigkeit, zur Herrlichkeit des zukünftigen Gottesreiches. Die Geschichte will uns froh und dankbar machen für das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben“.

EDUARD STEINWAND

## Seelsorge an der eigenen Seele

Zwei sehr wesentliche Seiten der Seelsorge treten sofort in Erscheinung, wenn man von der Seelsorge an der eigenen Seele spricht.

1. Bei aller Seelsorge, die an uns geschieht, tragen wir als evangelische Christen die letzte Verantwortung immer selbst. Wir können die letzte Verantwortung weder einem Menschen noch in irgendeiner Weise der Kirche übertragen. Die Autorität eines Menschen oder der Kirche darf nicht gering eingeschätzt werden, denn die Wolke von Zeugen, die uns umgibt, ist von entscheidender Bedeutung. Man kann sie gar nicht überschätzen. Jede Vereinigung bedeutet eine Not. Und im Glaubensleben ist das ganz besonders der Fall.

Am stärksten wird das innere Leben der Gemeinde gefährdet, wenn man die Gemeinde atomisiert und den einzelnen in eine innere Isolierung hineindrängt. In der Vereinzelung wird man sogar in der Heimat heimatlos. Andererseits wird einem die Fremde zur Heimat, wenn man die innere Verbindung zu einer Gemeinde seines Glaubens findet. Gelingt das nicht, so bedeutet der Verlust der äußeren Heimat auch den der inneren. Dann erst ist man wirklich heimatlos. Es ist daher keine zufällige Erscheinung, daß sich der Kampf der kirchenfeindlichen Mächte vor allem gegen alle Formen einer kirchlichen Gemeinschaft richtet und erst in zweiter Linie gegen die

Glaubenshaltung des einzelnen. Nimmt man dem einzelnen Gläubigen den Halt und die Hilfe der Gemeinschaft, so wird sein Glaubensleben schweren Anfechtungen ausgesetzt. Es wird unsicher und krank.

Das alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß niemand uns die letzte Entscheidung in Glaubensdingen und die Verantwortung für unsere Seele abnehmen kann.

Schon daraus geht im Grunde genommen hervor, daß es nur einen Seelsorger im unmittelbaren Sinne des Wortes gibt, und das ist Christus selbst. Menschen können immer nur mittelbar an der Seelsorge beteiligt sein: ein ausgestreckter Finger; eine Hand, die zu halten und zu führen versucht; ein Mund, der einen Auftrag ausrichtet. Aber alles, alles ist belanglos, wenn es dabei nicht zu einer Begegnung mit Christus kommt. Begegnen müssen wir ihm selbst. Und die Konsequenzen aus dieser Begegnung müssen wir auch selbst ziehen. Glauben müssen wir selbst, niemand kann für uns glauben.

In der Theorie ist das eine banale Angelegenheit. Jeder wird sagen: das ist doch selbstverständlich. Aber im Glaubensleben ist es immer so, daß gerade dort die Schwierigkeit so richtig beginnt, wo das Selbstverständliche anfängt. Gerade im Selbstverständlichen kann uns niemand helfen.

2. Unmittelbar kann nur Christus selbst unser Seelsorger sein. Aber auch den mittelbaren Dienst der Seelsorge müssen wir unserer Seele in erster Linie selbst leisten, d. h. den allergrößten Teil dessen, was Menschen für unsere Seele tun können, müssen wir selbst tun. Wir glauben nicht im luftleeren Raum. Wir leben nicht recht und schlecht und glauben nebenbei an Christum, sondern wir erleben Freud und Leid, es bewegen uns Hoffnungen und Enttäuschungen, wir stehen vor der Forderung des Lebens und vor der Tatsache des Todes, haben Erfolge und Mißerfolge, müssen Entscheidungen treffen und die Folgen dieser Entscheidungen auf uns nehmen u. dgl. mehr. An all diesen kleinen und großen Dingen des alltäglichen Lebens ist unsere Seele beteiligt. Sie müssen von der Seele verkraftet werden.

Auf welche Weise werden sie verkraftet? Mit welchen Voraussetzungen tritt die Seele an die Aufgabe heran? Helfen wir der Seele beim Verkraften des Lebens, oder hemmen wir sie dabei? Versuchen wir die Seele lebendig zu erhalten, oder lassen wir sie verkümmern und ersticken?

Wir können der Tatsache nicht ausweichen, daß es in den Fragen des Glaubens in den Gegebenheiten des alltäglichen Lebens eine letzte Einsamkeit gibt. Das bezieht sich nicht nur auf die Fragen des Glaubens im direkten Sinne des Wortes, sondern auf die christliche Existenz als Ganzes mit ihren großen und kleinen Entscheidungen im alltäglichen Leben. Auch innerhalb einer wirklichen Gemeinschaft kann man sich des Gefühls nicht erwehren, daß Hermann Hesse oft recht hat, wenn es im Nebellied in krasser Form heißt:

Seltsam im Nebel zu wandern,  
Leben heißt einsam sein.  
Kein Mensch sieht den andern,  
Jeder ist allein.

Man hat mit Recht den Eindruck, ein Mensch kann nur dann das Leben in beseelter Weise verkraften, wenn seine Seele in sich selbst ruht. Wie soll aber die Seele in sich selbst ruhen, wenn man nicht selbst für sie sorgt?

Es ist eine Frage für sich, wie man für sie zu sorgen hat, damit sie in sich selbst ruhen kann. „In sich selbst ruhen“ ist nur ein bildlicher Ausdruck, der einem äußeren Eindruck entspricht. In Wirklichkeit ruht eine Seele nur dann in sich, wenn sie gehalten wird. Die Bibel spricht in solch einem Falle von einem festen Herzen. Aber es ist nicht so, daß man ein festes Herz hat oder nicht hat, sondern auch das feste Herz hat man nur im Rahmen der Anfechtung. Es kommt nicht nur darauf an, daß man ein festes Herz erlangt, sondern daß man es auch behält. Auf diese Weise wird die Seelsorge an der eigenen Seele zu einer dauernden Aufgabe.

Aus dem großen Kapitel der Seelsorge an der eigenen Seele sollen jetzt nur vier Punkte herausgegriffen werden.

- I. Innere Stille als Voraussetzung für die Entdeckung und Pflege der Seele.
- II. Entgiftung der Seele durch Vergebung.
- III. Befreiung der Seele durch Überwindung des Streikes.
- IV. Entfaltung der Seele durch Dankbarkeit.

### **I. Innere Stille als Voraussetzung für die Entdeckung und Pflege des inneren Menschen.**

Über die Notwendigkeit der Stille für unser geistliches Leben wird heute viel gesprochen und geschrieben. Man geht aber oft von der falschen Voraussetzung aus, daß ein Mensch auch schon Stille findet, wenn er sich etwas Zeit für seine Seele gönnt. Unsere Not besteht fraglos auch darin, daß wir viel zu wenig Zeit für uns haben, aber die größere Not muß darin erkannt werden, daß wir mit der Stille sehr wenig anfangen können.

Wir weichen der privaten Andacht oft aus, weil sie die Zeit nicht wirklich ausfüllt. Sie ist irgendwie unwirklich. Wir versuchen uns für die Andacht zu sammeln, atmen aber innerlich gleichsam auf, wenn wir dann zur Zeitung greifen oder uns den sonstigen Aufgaben des Tages zuwenden können.

Trotzdem lebt unsere Seele nicht vom Getöse des Tages und des Weltgeschehens, sondern von der Stille.

„Stille ist mehr als Lautlosigkeit auf Erden, über und unter ihr. Stille ist wie ein Mantel, den die Seele über die Sinne des Menschen wirft, eine Weitung des Herzens ins Unendliche hinein, eine Kraft auch, das flüchtige Geräusch zu vergessen und dem Ewigen offen zu sein.“ (Edzard Schaper.)

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die heutigen Lebens- und Arbeitsverhältnisse es erschweren, zur inneren Stille zu gelangen.

Albert Schweitzer weist in seiner Kulturphilosophie darauf hin, daß die Kulturfähigkeit des modernen Menschen herabgesetzt sei, weil die Verhältnisse ihn verkleinern und an der Seele schädigen, d. h. der moderne Mensch verkümmert unter den heutigen Verhältnissen.

Nur ein freier und ein denkender Mensch hat die Möglichkeit, den inneren Menschen zu entfalten. Die heutige Entwicklung vermehrt aber die Zahl der abhängigen Menschen. An die Stelle des Handwerkers tritt der Arbeiter, aus dem Unternehmer wird ein Angestellter.

Zur Unfreiheit kommt die Überanstrengung. Dadurch verkümmert das Geistige. Das Bedürfnis nach äußerer Zerstreuung tritt in den Vordergrund, die Kraft für eine ernste geistige Arbeit ist schwer aufzubringen. Presse, Rundfunk u. dgl. tragen dem Rechnung.

Auf allen Lebensgebieten entwickelt sich ein Spezialistentum. Dabei wird nicht der ganze Mensch in Anspruch genommen, sondern nur ein Teil. Das Ergebnis sind hervorragende Spezialisten, aber unfertige Menschen.

Die Unfertigkeit des modernen Menschen macht ihn in krankhafter Weise für Ansichten empfänglich, die fertig in Umlauf gesetzt werden.

Durch die Technisierung aller Gebiete des Lebens tritt an Stelle der inneren Ordnung die Organisation. Außerhalb der Organisation kann der moderne Mensch nichts Rechtes mit sich anfangen. Sogar die Freizeit muß organisatorisch gestaltet werden. Der moderne Mensch kann infolgedessen sehr schwer hören. Er entspannt sich leichter, wenn er sehen kann.

Und so stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß wir uns nach Entspannung und Stille sehnen, aber die Stille nicht auszuwerten wissen. Sie ist uns unheimlich, denn sie ist leer. Auf diese Weise kommen wir nicht mehr zu uns selbst. Wir weichen vielfach auch einem ernststen Gespräch aus, weil wir innerlich zu abgespannt sind.

Wir haben eine müde Seele. Wir sind selbst müde und sind auch müde am Menschen. Wir bewegen uns in der Masse. Aber gerade der Massenmensch ist in der Regel ein sehr einsamer Mensch. Wenn man nach Stille für die Seele Ausschau hält, so muß man zuerst fragen: Wie überwindet man die Müdigkeit der Seele. Solange unsere Seele todmüde ist, können wir weder uns noch anderen helfen.

\*

Die Voraussetzung für die innere Stille ist nicht in erster Linie die äußere Stille. Aber Stille und Zeit braucht die Seele in jedem Falle, wenn sie zu sich selbst kommen soll. Das Leben verliert seinen Tiefgang, es wird flach, wenn wir der Seele keine Stille gönnen. Wir stehen damit vor dem Maria-Martha-Problem des Lebens. Es ist bezeichnend, daß man immer wieder versucht hat, eine Ehrenrettung der Martha vorzunehmen. Weshalb eigentlich? Um das Ethos der Arbeit und der Pflicht zu retten? Trotzdem heißt es: „Weniges ist notwendig, ja eins. Maria hat das gute Teil erwählt.“ Dabei erstickt sogar unsere kirchliche Arbeit oft im Marthadienst. Und doch würden Leben und Arbeit ganz anders dastehen, wenn wir uns für den Mariadienst Zeit ließen.

Wie vollzieht sich der Mariadienst?

Man muß hören können. Ob wir immer etwas hören, wenn wir die Bibel aufschlagen, ist eine andere Frage. Wir müssen uns aber Zeit nehmen, um hören zu können.

Wir sollen bewußt leben. Wir leben ohnehin nur einmal, haben aber eine Sendung in die Welt. Bewußt lebt man nur, wenn man Entscheidungen nicht ausweicht und die Verantwortung dafür trägt. Eine still gewordene Seele beginnt zu fragen, sie sieht sich damit vor Entscheidungen gestellt und versucht sie nicht zu verdrängen. Der Massenmensch wird geschoben und wird unwillkürlich zum Mitläufer.

Man kann einer Seele nicht helfen, wenn man auf die Übung verzichtet. Übung aber verlangt Zeit, viel Zeit. Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, in der Erkenntnis auch schon eine Rechtfertigung zu sehen und vernachlässigen in verhängnisvoller Weise die Übung. Dabei kann weder unser äußeres noch unser inneres Leben der Übung entraten. Um Zeit für die Stille auszusparen, bedarf es der Übung, und um im Gebetsleben zu verwurzeln, bedarf es ebenfalls der Übung. Das gilt von allen Gebieten des Lebens, auch des Glaubenslebens.

## II. Entgiftung der Seele durch Vergebung.

„Wir gleichen oft einem Menschen, der sich ins Boot setzt und anfängt zu rudern, aber trotzdem nicht vorwärts kommt, weil er den Anker nicht gelichtet hat.“

Ohne Bild: Wir wollen beten, es wird aber kein Gebet, wir weichen ihm aus. Wir wollen die Bibel lesen, sie ist uns langweilig. Wir gehen zum Gottesdienst und kommen leer nach Hause. Es ist alles irgendwie unwirklich. Wir fühlen uns sicherer, wenn wir nach diesen erzwungenen Dingen wieder bei unserer alltäglichen Beschäftigung oder sonst einer Betätigung angelangt

sind. Dann haben wir den Eindruck, jetzt erst wieder sein zu können, wie wir wirklich sind. Wir kommen dann gleichsam aus der Unwirklichkeit wieder zur Wirklichkeit zurück.

Davon handelt der 32. Psalm.

Da war ein Anker, der das Leben unfruchtbar machte. Auf dem Leben ruhte ein Bann. Der Psalmist sagt uns nicht, weshalb er es nicht gewagt hat, diesen Anker zu heben. Aber ein Unrecht, um das man weiß und von dem man sich nicht zu lösen vermag, erfüllt unser Dasein mit einem Fluch.

Das lassen wir ungern gelten. Kommt es uns zum Bewußtsein, so sind wir immer zuerst bestrebt, diese Schuld zu erklären und damit zu rechtfertigen.

Die Verhältnisse sind schuld. Und dem ist oft so.

Andere Menschen sind schuld. Und auch das stimmt oft.

Man lehnt sich gegen Gott auf, weil man innerlich nicht vorwärts kommt, weil er uns seine Hilfe nicht erfahren läßt.

Aber all diese Versuche, über die Schuld hinwegzukommen, lichten den Anker nicht.

Wir versuchen zu vergessen, was weit zurück liegt. Es gelingt oft, aber die Schuld ist nicht beseitigt. Wir vergeben uns selbst die Schuld, auch das ist keine wirkliche Lösung.

Es gibt nur eine Möglichkeit den Bann zu lösen: die Schuld muß vergeben werden. Da jede Schuld einem Menschen gegenüber immer auch eine Schuld vor Gott ist, kann nur Gott die Schuld vergeben.

Wenn es diesen inneren Bann nicht gäbe, so gäbe es viele Christen. Die unvergebene Schuld ist eine Fessel, die uns lähmt, wenn uns die Vergangenheit wie ein dunkler Schatten verfolgt. Es gilt aber nicht nur Vergebung zu empfangen, sondern auch Vergebung zu üben, wenn die Seele entgiftet werden soll. Aus der Vergebung kann man nur leben, wenn man Vergebung empfängt und Vergebung übt. Sehr klar tritt uns diese Tatsache in der 5. Bitte des Vaterunsers entgegen. Es ist sehr bezeichnend, daß in der Bergpredigt bei Matthäus unmittelbar im Anschluß an das Vaterunser die Worte stehen: „Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.“ (Matth. 6, 14—15.) Und auf diese Verbindung von Vergebung empfangen und Vergebung üben stoßen wir im Neuen Testament sehr oft. Das Gleichnis vom Schalksknecht zeigt mit unmißverständlicher Deutlichkeit, daß das zusammengehört.

Würde es sich bei der Vergebung, die man gewährt, lediglich darum handeln, daß man auf Rache, Vergeltung und dergleichen verzichtet und es vielleicht auch ausspricht, so wäre Vergeben nur halb so schwer wie in Wirklichkeit.

Die Überwindung, die nötig ist, besteht vor allem darin, in der Vergebung dem anderen entgegenzukommen, sich ihm wieder zu nähern, wieder zu einer Gemeinschaft bereit zu sein. Eine Vergebung, die man nur ausspricht, ohne daß das Herz umgewendet und dem anderen zugewendet wird, ist von zweifelhafter Bedeutung.

Wie man einerseits bei Gott keine Vergebung suchen kann, wenn man nicht bestrebt ist, sich von dem zu lösen, was uns von Gott trennt, so kann man andererseits nicht vergeben, wenn man nicht bereit ist, Trennendes zwischen uns Menschen zu überwinden.

\*

Als der Beter des 32. Psalms Gott seine Schuld bekannt und Vergebung erlangt hatte, konnte er wieder leben. Der Bann war beseitigt.

Gott muß man in jedem Falle die Schuld bekennen. Zuweilen aber muß eine Schuld auch vor Menschen bekannt werden, damit der Anker gehoben werden kann. Der Sonderfall soll hier nicht näher erörtert werden. Es ist begreiflich, daß wir von der Voraussetzung ausgehen, Gott die Schuld zu bekennen, sei leicht, da man vor Gott sowieso nichts verbergen könne, Menschen eine Schuld zu bekennen, sei demütigend und schwer. In Wirklichkeit müßte es umgekehrt sein. Vor dem heiligen Gott gibt es keine Milderung unserer Schuld, unter unheiligen Menschen steht unsere Schuld im Rahmen der Irrungen und Wirrungen, die unser aller Verhängnis sind. Trotzdem ist es meist sehr schwer, Menschen eine Schuld zu bekennen, besonders wenn man vor den Folgen eines solchen Schuldbekenntnisses sich fürchten muß. Aber je aufrichtiger unser Verlangen nach Vergebung bei Gott ist, desto leichter fällt es uns, nötigenfalls unsere Schuld auch vor Menschen zu offenbaren.

Es ist ferner eine Besonderheit einer unbereinigten Vergangenheit, daß sich die Gewissensnot auf eine bestimmte Schuld zu konzentrieren pflegt, die uns wie ein Schatten begleitet und die Seele nicht aufatmen läßt. Solch eine Schuld wird gleichsam zum Symbol des Schuldbewußtseins. Sie kann vergeben sein, ohne daß der Schatten ganz verschwindet. Sie bleibt oft eine Hemmung des Lebens, ein Pfahl im Fleisch. Hat man aber von Gott Vergebung empfangen, so trägt sie nicht mehr den Charakter des Bannes.

Ein Pfahl im Fleisch ist auch die Tragödie, die hinter jedem Leben steht. Das braucht nicht immer eine Schuld zu sein, sondern einfach eine innere Last, an der man trägt. Man kennt einen Menschen erst dann wirklich, wenn man um die innere Tragödie seines Lebens weiß oder sie ahnt. In jedem Menschen ist irgendwo ein Punkt, wo es still in ihm weint. Dies stille Weinen wagt sich selten aus seinem Versteck heraus, vorhanden aber ist es immer.



Es besteht keine Notwendigkeit, den Schatten und die Tragödie des eigenen Lebens vor einem anderen Menschen aufzudecken. Trotzdem kann es eine entscheidende Hilfe bedeuten, wenn man auch über diese Not eine Aussprache wagt. Eine Schuld liegt im Herzen nicht einfach offen da, sie verbirgt sich häufig hinter Kulissen und lenkt den eigenen Blick oft in eine falsche Richtung. Andere Menschen sehen das vielfach klarer als man selbst und können einem helfen, die Irreführung des eigenen Herzens zu erkennen. Aber auf dies Gebiet soll hier nicht eingegangen werden, weil es außerhalb des Rahmens dieser Darlegung liegt.

Wenn heute viele Menschen sich gegen Worte wie Sünde, Schuld, Vergebung, Gnade usw. auflehnen, so vergessen sie, daß es sich nicht um Worte, sondern um Gegebenheiten handelt. Die Gegebenheit der Sünde besteht unter anderem darin, daß Sünde und Leid immer miteinander verbunden sind, die Notwendigkeit der Vergebung darin, daß auch unsere Tugenden uns vergeben werden müssen, während wir anderen Menschen ihre Vorzüge vergeben müssen, wenn die Seele entgiftet werden soll, denn sogar menschliche Tugenden und Vorzüge sind dauernd eine Quelle des Leides.

### III. Befreiung der Seele durch Überwindung des Streikes.

Der innere und äußere Streik spielt in unserem Leben eine sehr große Rolle. Wir streiken, wir versagen die Gemeinschaft, wir ziehen uns in den Schmolllwinkel zurück, sobald wir uns nicht einfügen wollen und nicht die Möglichkeit haben, uns mit unseren Ansichten, Wünschen, Absichten durchzusetzen. Das Kind widersteht dem Stärkeren durch Störrigkeit. Es sondert sich ab und wird zum Spielverderber, oder es schreit, strampelt und stellt sich ungebärdig, um seinen Willen durchzusetzen.

Der Erwachsene modifiziert die Methode des Streiks, bedient sich aber dieser Waffe in reichem Maße. Da der Streik oft zu einem Erfolg führt, empfinden wir ihn als erprobtes Kampfmittel. Eine gewisse Hilflosigkeit steht damit allerdings immer in Verbindung, obgleich sie uns meist nicht zu Bewußtsein kommt.

Verhängnisvoll wird der innere Streik, wenn er sich direkt oder indirekt auf Gott ausdehnt. Probate Kampfmittel des alltäglichen Lebens versagen Gott gegenüber vollkommen. Das göttliche „Aber“ rechnet nicht mit unseren kleinen Wünschen, Hoffnungen, Zielen und vermeintlichen Sicherungen, sondern stellt eine dauernde Bedrohung unseres Lebensweges dar. Bewußt und unbewußt widersetzen wir uns dem göttlichen „Aber“ durch innere Auflehnung, Ablehnung, Gleichgültigkeit, Widerspruch, Zweifel und viele andere Äußerungen unseres Seelenlebens bis zu Haß, Lästerung, Spott und Hohn.

Man kann die Verkrampfungen unseres Lebens sehr schwer und nie restlos entwirren, aber mit irgend einem Streik im Untergrunde oder Hintergrunde hat man es dabei immer zu tun. Deshalb spielen auch Neid, Haß als verkannte Liebe, Anklagen u. dgl. eine so große Rolle in unserem Leben. Und da der Mensch nach Leib und Seele etwas Ganzes ist, so führt der innere Streik unwillkürlich auch zu einem Streik des Körpers. Ungezählte Leiden haben ihre letzte Ursache im inneren Streik.

Das Moment der Hilflosigkeit spielt bei jedem Streik eine Rolle, aber Gott gegenüber wird es bestimmend, d. h. der Streikende ist ein gebundener, geknechteter Mensch. Er reibt sich wund und kann Gott doch nicht zwingen, auch dann nicht zwingen, wenn er am Streik zerbricht.

Es ist für uns selbstverständlich, daß wir den Menschen und dem Leben gegenüber eine fordernde Haltung einnehmen. Wer nicht fordert, Ansprüche erhebt, vom Streik Gebrauch macht, kommt, menschlich empfunden, unter die Räder. Alle diese Mittel bedeuten Gott gegenüber eine Sinnlosigkeit. Es hilft aber in der Regel nichts, daß wir das einsehen. Die Seele muß befreit, gelöst werden.

Davon handelt der nächste Abschnitt.

#### IV. Die Entfaltung der Seele durch Dankbarkeit.

Zu einer christlichen Existenz gelangt man nur, wenn es einem geschenkt worden ist, die Seele in der Dankbarkeit zur Entfaltung zu bringen, wenn man es gelernt hat, aus der Dankbarkeit heraus zu leben. Das nennt eins unserer Lieder die „Weihnachtskunst“.

Drum, Jesu, schöne Weihnachtssonne,  
bestrahle mich mit deiner Gunst;  
dein Licht sei meine Weihnachtswonne  
und lehre mich die Weihnachtskunst,  
wie ich im Lichte wandeln soll  
und sei des Weihnachtsglanzes voll.

Dankbarkeit als Pflicht ist eine qualvolle Angelegenheit, weil sie in diesem Falle nicht eine Äußerung des Herzens, sondern gutes Werk, Gesetz ist. Wirkliche Dankbarkeit dagegen ist eine Wohltat, weil sie das Herz frei und weit macht.

Von dieser Dankbarkeit handelt der 92. Psalm: „Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobsingend deinen Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.“

Echte Dankbarkeit beglückt nicht nur das Herz, sondern macht es auch gesund. Vieles macht ein Herz krank: Sorgen, Mißtrauen, Neid, Zweifel, Verzagtheit. Die Genesung vollzieht sich nie ohne Dankbarkeit. Auf viele Bibelstellen fällt von da aus ein eigenartiges Licht. Jesus war von tiefer Traurigkeit über die neun Aussätzigen erfüllt, die nach der Heilung es unterlassen hatten, ihm zu danken. Um seinetwillen bedurfte er ihres Dankes nicht. Aber während ihr Körper vom Aussatz gereinigt worden war, verblieb ihnen durch ihre Undankbarkeit der Aussatz der Seele. Nur den Samariter konnte Jesus an Leib und Seele heilen, indem er zu ihm sagte: „Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.“

Der Römerbrief sieht das Verhängnis der Heiden ebenfalls im Undank: „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedankt, . . . darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste.“ (Röm. 1, 21 u. 24.)

Unser täglich Brot, das Gott auch „allen bösen Menschen“ beschert, nehmen wir nach Luther mit gesunder Seele nur dann entgegen, wenn wir es „mit Danksagung empfangen“.

Wirklich gesund und befreit ist eine Seele, wenn sie schließlich mit dem 118. Psalm bekennen darf: „Ich danke dir Gott, daß du mich demütigt und hilfst mir.“ Für eine Demütigung zu danken, klingt widersinnig. Aber eine Seele, die es gelernt hat, sich führen zu lassen, lernt auch in der Demütigung nach der helfenden Hand Gottes zu suchen.

Auch der Erfolg ist nur für ein dankbares Herz ein Segen. Für ein undankbares Herz wirkt er sich oft ganz unmittelbar als Fluch aus. Ungezählte Menschen sind am Erfolg zugrunde gegangen.

Wer Gott dankt, lernt auch Menschen danken. Eine fordernde Haltung des Herzens ist Gott gegenüber ein Verhängnis und entfremdet uns den Menschen. Dankbarkeit verbindet mit Gott, schafft aber auch unter den Menschen Gemeinschaft. In der Dankbarkeit beschenkt uns Gott immer aufs Neue.

Wirkliche Dankbarkeit ist immer mit Staunen und Freude verbunden, denn Dankbarkeit überwältigt unser Herz. Die staunende Seele bekommt offene Augen für die göttliche Wirklichkeit. Offenbarungen der göttlichen Wirklichkeit, Staunen und Dankbarkeit gehören zusammen.

Staunen und Glauben sind noch nicht dasselbe, aber das Staunen ist immer irgendwie die Tür zum Glauben.

Der moderne Mensch hat das Staunen fast verlernt. Er staunt im besten Falle über sich, sein Wissen und Können. Die Bibel staunt auch über den Menschen, sie bleibt aber nicht dabei stehen, sondern richtet den Blick auf den Gott, der vergängliche, sündige Menschen mit „Ehre und Schmuck“

gekrönt hat (Psalm 8). Dann erst ist auch das Staunen über den Menschen gesund.

Im Mittelpunkt des dankenden Staunens und staunenden Dankes steht aber die Tatsache, daß Gott Sünden vergibt, uns vor die Möglichkeit der Erlösung von Sünde, Tod und Teufel stellt und uns durch Christum zur Rettung berufen hat.

„Alle Gottesverheißungen sind Ja in ihm und Amen in ihm, Gott zu Lobe durch uns.“ (2. Kor. 1, 20.)

MARTIN WITTENBERG

## **Die missionarischen Aufgaben unserer Kirche und ihre gottesdienstlichen Grundlagen**

Die Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern versammelte sich vom 4. bis zum 7. März 1956 zu einer Freizeit in Tutzing am Starnberger See. Mein bei dieser Freizeit gehaltenes Referat bildet die Grundlage der folgenden Ausführungen. Dabei versuche ich zu verwerten, was sich mir in Aussprache und Diskussion eingeprägt hat. Im Unterschied zu vielen Teilnehmern der Freizeit aber geht es mir nicht vordringlich um die Agende I der VELKD, nicht um ihre Empfehlung, erst recht aber nicht um ihre Ablehnung. Vielmehr scheint mir das vor allen Dingen wichtig, daß wir uns darüber klar werden, welches Verhältnis zwischen der missionarischen Sendung der Kirche und ihrem gottesdienstlichen Leben besteht. Erst dann, meine ich, werden wir von ungerechtfertigten Zumutungen an unsere Gottesdienstgestaltung frei werden, aber auch dankbar für die tatsächlichen missionarischen Wirkungen der Liturgie.

### **I. Vom missionarischen Auftrag**

#### **a) Jeder Christ ist Gesandter Jesu Christi und als solcher Missionar.**

Gewiß: ein Christ ist zunächst ein Gerufener; der Dreieinige Gott hat ihn gerufen, ins Dasein vor Seinem Angesicht gerufen. Aber auch ins Dasein zu Seiner Verfügung! Der Christ hat Jesum Christum so zu seinem Herrn, daß er zu Ihm gerufen ist, wie ein Sklave zu seinem Besitzer gerufen ward: damit er seines Winks gewärtig, damit er aufs Wort gehorsam, damit er für

jeden Auftrag bereit sei. Daß Jesus Christus unser guter Herr ist, bedeutet ganz gewiß, daß wir bei Ihm geborgen und in solcher Geborgenheit etwas anderes sind als ein verwilderter Hund, als ein in gefährlicher „Freiheit“ den Wölfen preisgegebenes Schaf. Aber doch wird der reformierte Neutestamentler Werner Foerster von Münster in Westfalen nicht zu Unrecht den Finger darauf gelegt haben, daß Jesus als dem Herrn, dem Kyrios, der Christ als der Knecht, der Sklave, der Dulos, untersteht. Wer zum HERRN gerufen ist, ist berufen zum Dienst. Ist berufen, in Sein Werk tätig einzusteigen, sich mit Seinen Aufträgen senden zu lassen, in Seinen Angelegenheiten und als Sein Botschafter in die Welt zu gehen. Solche Berufung aber ist Gnade, Dienen-Sollen ein Dienen-Dürfen; es ist ein unverdientes Geschenk, daß unsereins unserm Gott zu etwas gut sein soll. Wem einmal die furchtbare Möglichkeit vor Augen stand, daß er, gerade er, sprechen müsse: „Mein Herr nimmt das Amt von mir“ (ganz gleich, welches Amt: Vater- oder Mutteramt, Lehreramt, Predigeramt, Helferamt des Arztes, Verwalteramt auf Gottes Erde als Bauer, Verwalteramt an Gottes Gütern in der Wirtschaft — oder was es sonst noch gewesen sein mag): der weiß, daß Gott uns nicht höher ehren konnte als dadurch, daß Er uns einstellte in Sein Werk. Der weiß, daß es nicht eine „Gnade“ von uns ist, wenn wir uns herbeilassen, zu schaffen für Gott, sondern daß es Seine Gnade für uns ist, daß Er sich unser bedienen will. Das gilt auf allen Lebensgebieten. Das gilt aber insbesondere, wenn es sich um Gottes Lieblingsunternehmen handelt: um das Werk, um die heilige Kirche Seines lieben Sohnes. Christsein heißt in ganz besonderer Weise Gesandtsein, denn Christenstand ist stets Einordnung und Einbeziehung in die Mission Jesu Christi: „Wie Mich Mein Vater gesendet hat, so sende Ich euch!“ Oder, wie Martin Luther den Herrn Christus sagen läßt, der sich mit Seinem Blut und Leben zum Befreier des gefangenen und verlorenen Menschen gemacht hat:

„Was Ich getan hab und gelehrt,  
das sollst du tun und lehren,  
damit das Reich Gott's werd gemehrt  
zu Lob und Seinen Ehren.“

Es wird viel darauf ankommen, ob ein jeder Christ es wieder lernt, daß er ein Gesandter ist; ob unsere Gemeinden sich als Missionsgemeinden verstehen wollen, nicht nur als „Missionsfreunde“ irgendeiner Juden- oder Heidenmission. Es wird viel darauf ankommen, ob die Gleichung „Kirche = Mission“ zu einem unveräußerlichen Bewußtseinsbestandteil der Christenheit wird. Allerdings wird es auch wichtig sein, die Sendung des Christen, das

Gesandtsein der Christenheit, wirklich in voller Breite zu erfassen: als ein Gesandtsein in die Schöpfung, die verlorene, verdorbene, entartete, aber auch zurückerkämpfte, zur Vollendung in Christo — wenn schon durch Katastrophen und Weltbrand hindurch — bestimmte Schöpfung Gottes.

**b) Die Mission der Christenheit hat die Menschen dazu zu rufen, daß sie die Plätze einnehmen, die Gott, der Dreieinige, ihnen bestimmt hat.**

Damit ist zunächst einmal gesagt, daß alle Mission Gottes den Auftrag hat, uns adamitische Menschheit zur Umkehr zu rufen. Gott sendet Seine Christenheit nicht nur, daß sie der Welt etwas sage von der heimlichen und doch erhabenen Schönheit des Gottsuchens; nicht nur dazu sendet Er sie, damit sie etwas von der heiligen Unruhe der Herzen darlege, die auf der Suche nach ihrer bleibenden Bestimmung, nach dem ewigen Sinn ihres Lebens, sind. Wer in der Sendung Gottes steht, hat vielmehr zu bezeugen, daß es unsern Platz in Gottes Welt, daß es unsre von Gott uns bestimmte Rolle längst gibt, und daß wir sie nur mißachtet, verkannt, vergessen, verspielt haben. Wir brauchen uns den ewigen Platz nicht erst zu schaffen: er ist längst geschenkt, und unsre Not ist es, daß wir um ihn so wenig wissen. Die Mission der Kirche hat als „innere Mission“ im Sinne Löhes unermüdet und unermüdbar darauf hinzuweisen, wie unübersehbar groß am Eingang unseres Lebens unsere Taufe steht, die, was sie auch sei, jedenfalls auch Eingliederung in die Christenheit ist: in den Leib, da eine jede Zelle ihre Aufgabe und ihren Platz hat, die niemand ihr abnehmen kann, und der nur im rechten Zusammenspiel aller Zellen, Teile und Glieder frei, unbeschwert und unbehindert sein Gotteswachstum wächst (Kol. 2, 19). — Die Mission der Kirche hat es uns, und wir haben es einander immer wieder aufs neue nachdrücklich zu sagen, daß wir die teuer Erkauften Jesu Christi sind, und also uns immer wieder herausrufen lassen dürfen aus der Knechtschaft der Menschen. Der Knechtschaft, von der unsre schreckliche incurvitas in nosmetipsos, unsre schreckliche Introvertiertheit und Ich-Bezogenheit und Ich-Befangenheit ja wohl eine besonders greuliche Form ist, wie man aus Jesaja 53, 6 lernen kann: aus diesem Wort, nach dem wir ganz selbstverständlich ein jeglicher auf seinen Weg sahen und diese Selbstverständlichkeit und Unumgänglichkeit des „Sehe jeder, wo er bleibe“ genau so weit trieben, daß unser Gott gerade sie auf Seinen Knecht aufprallen ließ als unser aller Schuld. Aber freilich: das „Werdet nicht der Menschen Knechte!“ wird noch mannigfach andere Anwendung brauchen, bis weit in die Christenheit hinein, in der für die Demaskierung der Götzen manchmal ja noch schlechter gesorgt zu sein scheint als in der Welt. — Die Mission der Kirche hat — endlich — dem

Menschen es als das evangelium aeternum zu sagen, daß er, der sich Götter schafft nach seinem Bilde, in Wahrheit Eigentum des göttlichen Schöpfers ist, „der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserbrunnen.“ Sie hat ihm zu sagen, daß er mit allem, was er ist und vermag, nicht zum Abenteuer in die Welt gesetzt ist, sondern dazu, daß er den Garten Gottes baue und bewahre. Daß er Verwalter ist. Daß er auch, wo er Herrschervollmachten hat, diese Vollmachten dazu anvertraut bekam, daß Gottes gute, gnädige Herrschaft über Seine Welt geübt werde durch die Hand Seines Geschöpfes. Fragt man nach Einem Worte für den Platz, den der Dreieinige Seinem Menschen bestimmt hat? Man nehme das Wort, daß der Mensch geschaffen sei im Gegenüber des unsichtbaren Gottes; geschaffen dazu, daß er Seine Spiegelung, Sein sichtbares Abbild sei auf Erden. Aber es werde nicht versäumt zu erinnern, daß das Werk des Geistes und die Erlösung des Sohnes dem dienen sollen, was Rudolf Alexander Schröder in einem der großartigsten Lieder des Evangelischen Kirchengesangbuchs, in dem durch Ebelings Weise unvergeßlichen „Wer kann der Treu vergessen . . .“ Gott den HErrn (in einem an Hugo von Hofmannsthals „Salzburger Großes Welttheater“ erinnernden Bilde) zu den Ihn umgebenden Geistern von den Ungeborenen sagen läßt:

„Gebt ihnen Raum, bringt, Geister,  
sie her vor Meinem Tag,  
daß des Geschöpfes der Meister  
sich billig freuen mag!“

Es wird die Aufgabe der Kirche sein, uns Menschen bekennen zu lehren, was in der nächsten Strophe jenes Liedes R. A. Schröder bekannt hat:

„So bin ich Dein geworden,  
eh ich mich selbst gewann;  
Du nahmst mich in den Orden  
der Söhn und Brüder an.“

Denn wer das zu bekennen gelernt hat, ward gelehrt, den Platz zu erkennen und einzunehmen, den Gott ihm bestimmt hat: den Platz unter der Herrschaft des Gekreuzigten und Erhöhten — mit der ganzen heiligen Kirche — inmitten der Schöpfung Gottes.

c) Sinn und Ziel dieser Platz-Einnahme ist das Lob Gottes durch Sein Geschöpf, das Lob, das sich in der Anbetung und im Lobgesang der Kirche vollendet.

Damit ist gesagt, daß der Mensch die Erfüllung seiner Bestimmung erst dann gefunden hat, wenn er seinen Platz in der anbetenden Gemeinde des Herrn Christus ergriff und ausfüllt. — Gewiß lobt jedes Werk seinen Meister. Wir sollten es deshalb nicht ganz verwerfen und nicht ganz aus unseren Gesangbüchern austilgen, daß die alten frommen Rationalisten, die Männer, die wie Christian Fürchtegott Gellert in ihrer Weise auch Lutheraner sein wollten, in ihren Liedern gerne darauf zurückgekommen sind, daß Größe und Schönheit der Schöpfung, daß Begabung und wundersame Möglichkeiten des Menschen als solche ein Lob Gottes seien. Wir sollten auch nicht in der Weise dualistisch denken, daß wir etwa den Blick dafür verlören, daß die Erfüllung des göttlichen „Seid fruchtbar und mehret euch!“ im Menschengeschlecht ebenso sehr ein Preis Gottes sein kann wie die Erhabenheit der Berge oder die Lieblichkeit der Kirschblüte. Es sollte auch das nicht verkannt werden, daß ausgerechnet Paulus, der Zeuge des Kreuzes Christi, wenn er an die Gemeinde einer Garnisonstadt wie Philippi schreibt, durchaus in seinem relativen Werte zu ehren vermag, was (Phil. 4, 8) würdig, was liebenswert, was Mannestat und Auszeichnung ist: alles das also, was die Augustana in ihrem XVIII. Artikel die *civilis iustitia* und die *res rationi subiectae* nennt, das äußerlich ehrbare Leben. Wenn schon auch, nach Augustana XX 36 ff., wir befohlene Ämter in der Welt nicht fleißig ausrichten können ohne den Beistand des Heiligen Geistes, so bezeugt doch gerade die Augustana immer wieder, wieviel unserm Gott daran gelegen ist, daß wir auch unsere weltlichen Ämter in Staat und Wirtschaft und Familie recht ausrichten (von daher ja die Polemik von Augustana XXVII gegen die Klostergelübde!), und daß wir unsern Leib mit Fasten und Anstrengungen und Übungen so in Zucht halten, daß er uns nicht verhindere, unsere Berufswerke in Gottes Welt zu tun (in dieser Richtung geht ja die positive Belehrung von Augustana XXVI über Fasten, Unterscheidung der Speisen und leibliche Übung). — Das alles gilt, und es könnte noch vermehrt werden durch das hohe Lob, das die Heilige Schrift bei allem Wissen um die antichristliche Selbstvergötzung des Staates echtem politischen Dienen zu zollen vermag, und etwa noch um die schönen Worte vom Richteramt, die das Chronistische Geschichtswerk König Josafat von Juda in den Mund legt (2. Chron. 19, 6 f.: „... ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem HERRN, und Er ist mit euch im Gericht...“). Um Worte also, die im Alten Testament mit nichten allein stehen, auch mit der Einsicht nicht, daß der Richter Amtswalter Gottes sei: man vergleiche nur die Fürbitte für den davidischen



Heilbringer-König im Psalm 72: „Gott, gib Dein Gericht dem Könige . . .“! Aus all solchen Beobachtungen mag uns schon eindrücklich werden, wie ernst Gottes Wort alle echte Berufserfüllung auf Erden nimmt, und zwar keineswegs nur die Berufserfüllung der Priester und Leviten, Diakonissen, Apostel und Evangelisten. Es geht wirklich, wie Augustana XX 27 im deutschen Text lehrt, um das Lob Gottes durch unsre guten Werke. Hier mag auch kräftig daran erinnert werden, was Jakobus, Gottes und des Herrn Jesu Christi Knecht, von dem reinen und unbefleckten Gottesdienst geschrieben hat, der — Jakobus 1, 27 — unter anderm darin bestehe, daß man die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuche. Es könnten hier alle die „Werke der Barmherzigkeit“ als ein Lob Gottes beschrieben werden, die die ethische Paränese, die die katechetische Tradition der Synagoge wie der Kirche zusammengestellt hat. Aber es darf über diesem allen nicht vergessen werden, welche Ausrichtung, welches Gefälle, welches Ziel unser Herr Christus selbst solchem rechten Handeln und helfenden Tun der Seinen bestimmt hat: das Ziel nämlich, „daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Peter Brunner hat in seinem großen Beitrag „Zur Lehre vom Gottesdienst der im Namen Jesu versammelten Gemeinde“ in Band I des Handbuchs „Leiturgia“ in eindrucksvoller Weise, vom kosmologischen Ort des Gottesdienstes redend, von dem Lob des Schöpfers und Erhalters gesprochen, das im Dasein der Kreaturen geschieht. So müßte wohl auch davon gehandelt werden, was das sachliche, gehorsame Fungieren in der „iustitia civilis“ und die brüderliche Handreichung und die Diakonie der Christen als Lob Gottes bedeuten. Und doch würde auch von ihnen gelten, was Brunner vom Gotteslob aller außermenschlichen Kreaturen sagt: daß es münden darf und münden soll und daß ihm seine letzte Vollendung bestimmt ist in der Teilnahme am eschatologischen Jubilus der Kirche. Wenn die „Leute“, vor deren Augen das gottentzündete Licht von Matthäus 5 leuchten soll, durch den Anblick der guten Werke der Christenheit zum Preis des Vaters im Himmel geführt werden sollen, so sieht die Schrift diesen Lobpreis vollzogen dort, wo die Kirche durch Christum und mit Christo und in Christo je und je das Lob Gottes vollzieht. (Denn wie sollten unsere Lippen aufgetan werden, „daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige“, wenn nicht dadurch, daß Gott uns in Christo gnädig ansieht und die Sünde vergibt und die Gebrechen heilt?) Es geht nicht nur durchs Alte Testament die Gewißheit, daß Gott nicht bloß durch unsre Berufswerke und unsre freie Liebestat, sondern auch durch das feierliche Gemeindegebet gepriesen werden will; sie geht auch durch das Neue. Für das Alte Testament ist darauf hinzuweisen, daß Gott deshalb das Seufzen der Gefangenen hört und die Todverfallenen erlöst, damit sie

Sein Lob zu Jerusalem, also im Gottesdienst, vermehren; ferner, daß es zur Verheißung der Heilszeit gehört, daß die Völker sich mit dem Gottesvolk zum Preise Gottes zusammenfinden; auch, daß schon für die Gegenwart der Ruf zum hörbaren Gotteslob an die Völker erhoben wird (Psalm 66, 8; 102, 22; Jes. 60, 6). Für das Neue Testament sei ebenfalls nur an einige wenige Stellen erinnert! Könnte Eph. 1, 12 noch dahin verstanden werden, daß es rein tatsachenmäßig Gott zum Lobe gereiche, daß Menschen, die einst in der Hoffnung lebten, jetzt des verheißenen Erbes teilhaftig wurden, und könnte (wenn man es um jeden Preis wollte) in 2. Kor. 4, 15 das zur Ehre Gottes geschehende reichliche Danksagen der Vielen noch außergottesdienstlich verstanden werden, so ist ein Wort wie Römer 15, 6 (das doch nicht den Ausnahmefall, sondern die Regel darstellt) ganz eindeutig: der Apostel erbittet, daß Gott der Herr der römischen Gemeinde ein christusgemäßes Auf-das-Gleiche-Aussein schenke, damit man in ihr „einmütig und mit einem Munde“, nach Johann Albrecht Bengels Erläuterung: uno animo credente und uno ore confitente, Gott verherrliche als den Vater unseres Herrn Jesu Christi. Man mache sich auch klar, was für das Neue Testament jene Bilder bedeuten, die uns die Johannes-Apokalypse vom feierlichen Anbetungsgottesdienst der Vollendeten entwirft! Wir werden mithin allen Grund haben, zu unterstreichen und einzuprägen, daß aller Dienst der Gesandten Christi dahin mündet, daß das Lob Gottes in Seiner Kirche nicht nur rhetorisch gefordert und diakonisch angeregt, sondern liturgisch vollzogen werde.

## II. Gestalten und Wege der Mission der Christenheit

### a) Am Taufstein, am Altar und unter der Kanzel vollzieht sich die Grundlegung und immer neue Aktivierung der Sendung durch Christus.

Wenn wir dabei vom Taufstein reden, so machen wir uns klar, mit welcher Leidenschaft unsere Väter die Vollmacht der Taufe betont haben, die uns alle zu Gottes Priestern mache. Wir erinnern uns dankbar, daß sie in der gnädigen Annahme des Sünders durch den Herrn und in der reichlichen Ausschüttung Seines Geistes über Seine Kinder, wie sie in der Taufe geschehen, die eigentliche Priesterweihe der Christenheit erblickt haben. Wer getauft ist, soll, darf und muß sich als Glied des Missionsdienstes Christi fühlen; er soll und darf auch wissen, daß ihm Gottes Geist nicht gegeben ist ohne Gottes uns zum Dienste befähigenden Gaben. Der himmlische Vater, der es erwartet und wünscht, daß Seine Kinder Ihm dienen und Seinen Willen tun, und der ihnen nicht nur den Genuß himmlischer Güter eröffnen wollte, hat ihnen in Seiner Taufe den Geist geschenkt, der in mannigfacher

Weise Gaben und Kräfte für das Leben und Dienen in und mit der Gemeinde austeilt; Gaben und Kräfte, die im Glauben ergriffen und aktiviert werden wollen. So nimmt unser Missionsauftrag am Taufstein seinen Anfang; der ganzen Kirche gegeben, wird er jedem einzelnen Christen von vornherein über sein Leben geschrieben; es bewährt sich auch in dieser Weise als richtig, daß wir ein und das gleiche Wort des Auferstandenen bald Seinen „Taufbefehl“, bald den „Missionsbefehl“ nennen. — Ohne nun der Frage nachgehen zu wollen, was es um die schwierigen Beziehungen zwischen Taufe und Konfirmation und um die etwaige biblische Begründung der Konfirmation sei, dürfen wir doch neben den Taufstein in diesem Zusammenhang auch den Altar stellen, und hier zunächst im Sinne des (sonst ja etwas fragwürdigen) „Konfirmationsaltars“. Es lohnt hier, an einen der praktischen Theologen Erlangens zu erinnern, an Walter Caspari. Er hat ja nicht nur als einer der ersten das Gerede vom „liturgisch uninteressierten“ Luther zurückgewiesen, sondern hat in seiner bahnbrechenden Monographie „Die evangelische Konfirmation, vornehmlich in der lutherischen Kirche“ u. a. alle jene Beiträge verzeichnet, die seine großen Erlanger Fakultätskollegen des 19. Jahrhunderts (insbesondere Johannes Hofmann, J. W. F. Höfling, Theodosius Harnack, Gerhard von Zezschwitz) zur Konfirmationsfrage geleistet hatten. Wir greifen hier aus diesem Erbe heraus, daß Johannes Hofmann in der Konfirmation nicht nur den feierlichen Abschluß des „Katechismus“, der besonderen kirchlichen Unterweisung also, hat sehen wollen, sondern zugleich den Anfang eines Neuen durch die Einreihung in die selbsttätige Gemeinde; wir greifen heraus, daß Zezschwitz, nicht nur ein Erlanger, sondern auch Schüler und Freund Wilhelm Löhes, in ähnlicher Weise wie Hofmann in der Konfirmation die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinde und — woran uns besonders gelegen sein muß — die Dienstordination der Laien gesehen hat. In dieser Sicht der Dinge hat Johannes Hofmann dem unter Handauflegung gesprochenen Konfirmationsgebet sogar, wofür der große Exeget den Schriftbeweis zu führen sich anheischig machte, die Kraft wirksamer Geistesmitteilung als Befähigung zur Mitarbeit im Werke Christi zugeschrieben. Gewiß hat später dann Caspari, vor dem ganzen modernen Konfirmationselement kapitulierend, nicht nur auf den Gedanken der Laienordination am Konfirmationsaltar, sondern auch auf die Sitte der obligatorischen Kommunion der Neukonfirmierten verzichtet (wer ihm in jenem Stücke folgt, wird es auch im letzteren tun müssen). Und doch scheint mir die Konfirmationsfrage nicht durch das Aufatmen derer gelöst, die nun wieder einmal durch die „Abschiedsvorstellung“ der Konfirmanden (das Wort stammt aus einer in unsern Gemeinden um ihrer Weltoffenheit willen weit verbreiteten Konfirmandengabe!) für einige Monate von der undankbaren

Rolle erlöst sind, für eine Horde wilder Tiere den Domptör machen zu sollen. Sie scheint mir ebensowenig gelöst durch immer neue Erweichungen der Konfirmationspraxis und Konfirmationsliturgie. Ich meine vielmehr, daß ihre echte, da allerdings auch das ganze allmählich überreife Problem der Volkskirche ins Rollen bringende Lösung nur so erfolgen könne, daß wir im Sinne von Hofmann und Zezschwitz den verpflichtenden Charakter der Konfirmation zur Geltung zu bringen versuchen (wobei ja jede Verpflichtung auch Vollmacht bedeutet!). Jedenfalls wird es nicht genügen, unsern Konfirmanden zu sagen, daß sie nun Abendmahlsrecht, Patenschaftsrecht und (bedingt auch) kirchliches Wahlrecht empfangen; sondern wir werden den zu Konfirmanden von vornherein deutlich machen müssen, daß Konfirmandenzeit Dienstzeit ist und zum Missionsdienst Christi hinführen will.

Was aber an Taufstein und Altar seine Grundlage hat, wird von der Kanzel her immer neu einzuschärfen sein. Ob nun die Haustafeln der Episteln gepredigt werden oder die paulinischen Darstellungen vom Miteinanderleben und Wachstum des Leibes Christi und im Leibe Christi; ob die ungeheuerliche Aussage des Herrn Jesus uns als Text der Predigt gegeben ist, der die Seinen das Licht für die Welt nennt (Er, der dies Licht-Sein von Sich Selber ausgesagt hat!), oder ob es um Seine Begnadung des Petrus geht, die diesen zum Menschenfischer und Hirten der Schafe Christi gemacht hat; ob es um unsere durchs Apostelwort geschehende Unterordnung und Einordnung unter die Regierenden und in das Sozialgefüge geht (diese Unter- und Einordnung „um des Herren will“!), oder ob wir durch das Wort des Meisters aus Sippe und Heimat herausgerufen werden in Seine Nachfolge, oder aber ob wir (und damit bekommen wir ein ganz wesentliches, bisher noch nicht genanntes Stück unsrer Sendung in die Welt, aber auch eines der wichtigsten Missionsmittel im engeren Sinne in den Blick) in das Fürbittamt für alle eingewiesen werden, das unser Herr in den Tagen Seines Fleisches selber geübt hat und jetzt noch übt zur Rechten der Majestät in der Höhe —: immer, immer wieder ja geht es in unseren Texten darum, daß wir zum HErrn gerufen werden, um Seine Arbeiter in der Welt zu werden, und immer wieder leuchtet (und zwar auch dann, wenn es um unser Kreatur-Sein und Kreatur-Beherrschen geht) das letzte Ziel der Christusmission auf: die Ehre Gottes des Vaters, die in der Gemeinde Jesu Ihm dargebracht wird. — Im Übrigen wollen wir darauf, wie im Gottesdienst in mannigfaltiger Weise Sendung geschieht, in späterem Zusammenhang noch einmal zurückkommen.

**b) Der Weg der Sendung, der im Gotteshause entspringt, durchläuft mehrere Etappen, um im Gotteshause, in der Liturgie, am Altar wieder zu münden.**

1. Die erste dieser Etappen kann bildhaft durch das Gemeindehaus gekennzeichnet werden, das Pfarrheim oder auch die Amtsstube des Pfarrers. Worum geht es bei ihr? Wenn ich recht sehe, darum, daß wir das Gnadenmittel des brüderlichen Gesprächs wieder recht anwenden lernen, wie es Luther in den Schmalkaldischen Artikeln als eine der Gestalten des Evangeliums bezeichnet hat. Um dies „mutuum colloquium fratrum“ ist es zu tun, das wir freilich nicht allein der Tröstung des erschrockenen Gewissens, sondern auch der Beratung derjenigen gewidmet sein lassen sollten, die den großen Ernst des Wortes erfahren haben: „Wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch“, und: „Wer euch hört, der hört Mich“, und ihrem Herrn nicht Schande machen möchten. Es geht bei diesem brüderlichen, diesem schwesterlichen Gespräch ja darum, daß der Hirt der Gemeinde und seine Helfer und Helferinnen auf der einen Seite, die vom Sendungswort erfaßten Glieder des Gottesvolks auf der andern darüber beraten, wie man nun das Licht Jesu hintragen könne in die oft so verschiedenen Sphären und Kreise, in denen die einzelnen hart nebeneinander und doch oft einander völlig entfremdet leben. Hier können Pfarrer und Diakon, Diakonisse und Pfarrfrau in vielen Fällen ja gar keine helfende Weisung geben, solange sie selber nicht wissen, wie es in einem großen Industrierwerk, in einem modernen Kaufhaus, in einem durchrationalisierten Bürobetrieb, auf einem fortschrittlichen Bauernhof für den aussieht, der dort sein Tagewerk zu tun und mit anderen Gemeinschaft zu halten hat. Wie können sie über Dinge des Schulens, der Gemeinschaftsgestaltung im Sportklub, des Umgangs mit den Altgewordenen, der rechten Betreuung der Sterbenden ernsthaft mitreden, solange sie sich nicht einmal in die Sicht derer haben hineinnehmen lassen, die sich von Berufs wegen mit dem Schulkind, dem Halbwüchsigen, der kranken Menschen, dem Alten beschäftigen? Wie können sie das helfende, richtende, rettende Gotteswort so weitersagen, daß es „aus den Gedanken“ (dem „religiösen Überbau“) wirklich „ins Leben hinein“ wächst? Wenn es um das Christsein geht in je meinem Beruf und Stand, dann genügen mir weder einige wohlwollende Allgemeinplätze noch erst recht etliche dilettantische Konkretionsversuche meines Predigers. Dann hilft mir praktisch vielmehr allein der brüderliche Austausch mit solchen, die mit mir unter der gleichen Regel des Ringens und Arbeitens stehen und ihren Dienst und ihre Arbeit doch als mehr ansehen denn als bloße Fron und Broterwerb: als den Ort der christlichen Bewährung, der Bewährung auch des Geschöpfs im Garten des Schöpfers. In dieser Etappe des Sendungswegs muß im Gespräch der Theo-

logen (die all die grundlegenden Weisungen des Wortes Gottes zu vertreten haben) und der Sachkenner und „unbekannten Soldaten“ Christi überlegt werden, wie und worum an den einzelnen Frontabschnitten des gemeindlichen und persönlichen Lebens, der Berufstätigkeit und der Öffentlichkeit gekämpft werden muß. Und es tut dem Theologen nur gut, einmal zu sehen, was Berufsaufgabe, ja vielleicht sogar Berufsethos, jedenfalls aber Berufsalltag nichttheologischer Christusboten und ohne den Rückhalt eines kirchlichen Anstellungsvertrages lebender Jesus-Jünger und -Jüngerinnen ist. Was derart um den runden Tisch im Gemeindehaus geschieht, im Kirchenvorstand und Mitarbeiterkreis und auf dem Gemeindegewerkschaftabend einerseits, ja vielleicht in der Gemeindeversammlung als ganzer, und auf der andern Seite im Männerkreis, in der Landjugend, im Jungmütterkreis, beim Arbeitertreffen, beim Ausspracheabend der geistigen Berufe usw., und vielleicht wiederum bei besonderen Anlässen in der Gemeindeversammlung — : das ist eine unaufgebbare Etappe des Missionsweges, die Etappe der Klärung und Konkretisierung, der Aufgabenbesprechung und Planung. Bedarf es noch eines Wortes, daß aus solchem gemeinsamen Mühen heraus, Wege zur Verwirklichung der Sendung Gottes zu finden, auch die Sonntagspredigt Farbe und Wirklichkeitsnähe gewinnen darf?

2. Nach dieser ersten Etappe nun gabelt sich der Weg, um erst am Ende der zweiten Etappe wieder zusammenzutreffen. Vielleicht dürfen wir von drei Teilwegen reden.

Auf dem Teilweg A kommen wir dadurch zur Ausrichtung des Missionsauftrages, daß Menschen eingeladen oder uneingeladen zu den Kirchenleuten kommen. Das fängt — um nur ein paar Beispiele zu nennen — mit dem Kindergarten an, der ja nicht nur eine bequeme Möglichkeit ist, daß diejenigen ihre Kinder gut versorgt wissen können, die auch als Familienmütter manchmal ja wahrhaftig nur um des fragwürdigen Lebensstandards willen „verdienen gehen“ wollen. Vielmehr weiß, wer in der Zeit des Tausendjährigen Reiches mit einem NSV-Kindergarten zu tun hatte, oder wer einmal das Ringen verfolgt hat, das in den zwanziger Jahren in den Dörfern, Siedlungen und Vororten rings um Paris zwischen kommunistischer und romkatholischer Kinderpflege sich vollzogen hat, was auch schon im Kindergarten und Kinderhort auf dem Spiele steht. Es geht doch ganz einfach darum, ob die „kleinen Lämmer“ dem guten Hirten gehören sollen, der für sie überwunden hat, oder dem Wolf und der Schlange. — Und wie steht es um die Schule? Man mag, wie es vor 110 Jahren schon Höfling in Erlangen in seinem großen Buch vom Sakrament der Taufe getan hat, sehr skeptisch darüber denken, was auch der beste Religionsunterricht erreichen könne, wenn er neben einem in beinahe jeder Hinsicht heterogenen, von einem ganz anderen

Sinn und Geist beseelten Schulunterricht hergehen müsse. Man wird aber, solange man dem in echter Begegnung vom Katecheten aufgenommenen Wort der Schrift und Zeugnis der Kirche es zutraut, daß ihm die Kraft innewohnt, die es einst erklingen und verfaßt werden ließ, im Religionsunterricht ein ganz wichtiges Feld der „inneren Mission“, der Ausrichtung des Worts an die Getauften, ja manchmal sogar der darüber hinausgehenden äußeren Mission sehen dürfen. Schließlich geschieht ja doch alle Ausrichtung der Botschaft Gottes in einer Atmosphäre, aus der „die bösen Geister unter dem Himmel“, die „Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen“, nicht wegzudenken sind! — Der spezifische kirchliche Unterricht, also der Vorkatechumenen- oder Vorpräparanden-, der Katechumenen- oder Präparanden- und der ja wohl ganz sakramentlich und auf die Beichte hin ausgerichtete Konfirmandenunterricht, dazu unsere treffliche fränkische dreijährige Christenlehre, bedürfen hier nur der Erwähnung. Sobald wir hier weiter nachdenken, stoßen wir auf das mancherorten noch ungeklärte Verhältnis und die etwas ungeklärte Aufgabenverteilung zwischen ihnen und der Gemeindejugend bzw. den freieren, sei es mehr CVJM-mäßig oder mehr berufsständischen (wie die „Jungenwacht“ der höheren Schüler) oder mehr bündisch (wie die Pfadfinder) eingestellten Gruppen im Evangelischen Jugendwerk. — Mit dem aber haben wir die mancherlei kirchlichen „Werke“ in den Blick bekommen, die den Männern, den Frauen, den Arbeitern, den Studenten usw. sich widmen. Natürlich kommen zu ihren Abenden die Menschen aus ganz anderen Beweggründen und in einer ganz anderen Freiwilligkeit als etwa zum Kindergarten oder gar zum Religionsunterricht; natürlich auch gibt es eine ganz ernste Problematik der übergemeindlichen und auch über den Rahmen der bekenntnisgebundenen Landeskirchen hinausgehenden Werke, denen man jedenfalls nicht immer nachsagen kann, daß sie zum Werden bekennender lutherischer Bekenntniskirche ernstlich beitragen oder beitragen wollten. Aber trotz des jetzt viel zitierten „Die Werke helfen nimmermehr“ und trotz der Frage, ob nicht wichtiger und verheißungsvoller und lebensechter als die nach Geschlechtern und Altersstufen geordneten oder berufsständischen „Werke“ etwa kirchliche Nachbarschaften oder die verschiedenen sozialen und altersmäßigen Schichten verbindende „Hauskreise“ wären, seien doch all diese Zusammenschlüsse und Verbände (deren wir wohl mindestens für gewisse Jugendjahre nicht entraten können) als Orte insbesondere der gemeinsamen Besinnung und brüderlichen und schweesterlichen Bemühung um die Herausarbeitung der jeweils notwendigen Weise der Bezeugung Christi im täglichen Leben, als Träger der ständigen gemeinsamen Auseinandersetzung mit den unser Leben beanspruchenden Fremdmächten dankbar erwähnt. — Man braucht nun noch kein hoffnungsloser

Intellektualist zu sein, wenn man auf die wichtigen Möglichkeiten kirchlicher Vortragsabende hinweist, die natürlich bis in die Wahl des (nötigenfalls nicht kirchlichen!) Raumes und der Zeit hinein sorgfältig und von verschiedenen Gesichtspunkten her überlegt sein wollen. Hier müßte die Arbeit unsrer Akademien, unsrer Landvolkshochschulen, unsrer kirchlichen Arbeiterseminare in die Gemeinden hineingetragen werden (und zwar nicht nur durch „einmaliges Auftreten“ auf einem „anregenden Gemeindeabend“!). Hier könnten unsere Anstalten und Werke der Diakonie, der Mission unter Juden und Heiden, der Diaspora-Fürsorge zu einem missionarischen Einsatz gelangen, der mehr wäre als Mitarbeiterwerbung und Vorbereitung einer Kollekte, nämlich Hilfe zur Erfüllung der gemeinsamen Dienstpflicht der Christenheit. — An dieser Stelle wäre auch davon zu reden, daß unsere Kirchengemeinden und Pfarrämter an der öffentlichen Volksbildungsarbeit und an den großen Bildungsmächten wie dem Film, dem Theater, dem Konzert nicht gar vorbeigehen möchten. (Wem etwa überlassen wir die Volksbildungsarbeit!?) Wobei das Konzert daran erinnert, daß es wahrhaftig kein undiskutierbarer Ästhetizismus ist, auf die große missionarische, katechetische und gemeindeerzieherische Bedeutung unserer Kirchenchöre, Posaunenchöre und kirchlichen Singkreise hinzuweisen. Es dürfte manchen geben, den etwa das gesungene Gotteswort, das ihm in seinem Singkreis allwöchentlich begegnete, stärker angefaßt und gebunden hat, als manche — man verzeihe das scheußliche Wort — „Bibelarbeit“, Andacht oder Predigt. Und sind wir uns darüber klar, daß mancherorten vielleicht heute noch, wie ich es in einer fränkischen Dorfgemeinde erlebte, der Posaunenchor so etwas darstellt wie eine an ihren Gliedern sogar brüderliche Zucht übende Männergemeinschaft? — Endlich aber wäre von der Seelsorgestunde, der Privatbeichte, der Rede in der Gemeindebeichte (ach, bekämen und hätten wir doch echte „Gemeindebeichten“ und nicht nur reichlich zufällige „Beichtgemeinden“!), von der Vorbereitung der Kasualien durch das Gespräch mit Taufeltern, Paten, Brautleuten, Leidtragenden, nicht zuletzt aber von der entsprechenden Nacharbeit zu reden. Auch und gerade hier darf die Sendung Christi ausgerichtet und ausgeübt und zum Bewußtsein der Sendung durch Ihn und der Beauftragtheit in Gottes Welt hingewiesen werden.

Beim Teilweg B nun handelt es sich nicht darum, daß die Menschen zur Kirche kommen; bei ihm wäre davon zu reden, daß unser Gott jeden einzelnen Seiner Knechte in jeder Stunde seines Lebens zu den Menschen schickt, daß Er aber auch Seine Kirche als ganze und unsere Gemeinden als ganze in die Welt hineingesandt hat und immer wieder sendet. Muß ich sagen, daß dieser Weg zu den Menschen in der eigenen Wohnung beginnt? Etwa beim Aufwachen unserer Kinder am Morgen, etwa am Familientisch? Muß ich an das



schmerzliche Problem der Hausandacht selbst unsrer Pfarrfamilien erinnern? Muß ich ferner fragen, ob wir Lutheraner wirklich die Trambahn, den Omnibus, den Arbeiterzug den Kommunisten, den Zeugen Jehovas oder aber den Schweinigeln überlassen wollen? Ich will da nicht zu schwarz malen, auch nicht zum kleinkarierten Traktätchenverteilen ermuntern (das u. U. doch eine Mannestat und ein Bekenntnis von Rang und Wirkung zu sein vermag). Ich möchte es aber uns ins Gewissen schieben, wen von uns das ewige Schicksal der Massen kalt lassen könne, die etwa aus unsern fränkischen Dörfern allmorgendlich in der Frühe zur Arbeit in die Stadt fahren, kaum mehr Konnex mit ihrer Kirchengemeinde haben — und als einzelne manchmal nur auf ein Wort von uns warten würden, um einen Christen auf Wochen hinaus an Seelsorgearbeit zu stellen. — Weitergehend möchte ich vom Arbeitsplatz als Missionsfeld reden, von der Arbeitspause als Missionsgelegenheit, von den Betriebsveranstaltungen als Möglichkeiten, vieles zu verderben, vieles ungetan zu lassen — und vieles gut zu machen. Man verstehe mich recht: es wird dabei nicht nur um das evangelisierende Zeugnis gehen. Es geht wirklich auch um das Berufsethos, um die rechte Werksgemeinschaft, um die verantwortbare Vertretung der berufsständischen Interessen: so wahr es auch hier darum geht, daß die dämonisierten Kreaturen geheiligt werden sollen durch Gottes Wort und Gebet. — Sprechen wir vom Berufsständischen, so möchte auch ernsthaft darüber einmal nachgedacht werden, was wir als Christen zu tun hätten, damit Menschen der verschiedensten Schichten, Funktionen und Stände das Gefühl bekämen, in ihren Ortsgemeinden mit ihrer jeweiligen Berufsproblematik ernst genommen zu sein. Also nicht nur von „Spezialisten“ auf irgendeiner Akademie; sondern von ihrem Gemeindepfarrer, von den Vorstehern ihrer Kirchengemeinde als von ihren Brüdern und Mit-Gliedern am Leibe Christi oder (wenn sie wirklich außerhalb der Kirche stehen sollten) als von solchen, denen es keine Ruhe läßt, bis auch sie den Weg zum Gottes-tisch gefunden haben. Wobei unterstrichen werden soll, daß man mit dem Evangelium wohl an niemanden „herankommt“, auf den man nicht ganz ernstlich und brüderlich zu hören bereit ist; aber auch darauf, daß es vielleicht manchen Berufstätigen gelegentlich verwundern würde zu erfahren, welche Funktionen in Kirchenvorstand, Männerwerk, Tutzingener Freundeskreis oder gar Landessynode seine nächsten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen einnehmen. Woher das? Daher, daß wir unser Christentum privatisiert, in eine reine Innerlichkeit hinein verdünnt, von unserm wirklichen Leben abgetrennt und unsern Missionsauftrag und unsern Arbeitsgenossen nicht mehr zusammengeschaut haben. Wir sind zwar bereit, für „die Mission“ etwas zu geben, nicht aber, selber zu missionieren. Wäre es anders und wäre es anders gewesen, so hätte wohl insbesondere die Judenmission unserer Kirche einen

anderen Stand und andere Wirkungskraft gehabt. — Wenn wir nun auch, zumindest in der Bundesrepublik, noch weit davon entfernt sind, in sozial-ethischen oder politischen Fragen (ich erinnere allein an Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung) zu einer einmütigen und einhelligen kirchlichen Meinungsäußerung zu kommen, und wenn wir zudem dafür offen sein müssen, daß nicht nur veränderte Verhältnisse veränderte Gesichtspunkte, neue Fragen und Umsturz bisheriger Antworten bringen können, sondern daß vielleicht gar die Kraft des Glaubens an die Einheit der heiligen Kirche sich in Stunden politischer und wirtschaftlicher Verfeindung und Auseinandersetzung am deutlichsten erweisen muß, so sei doch darauf hingewiesen, daß wir (falls uns wirklich daran liegt, getreue Schäferknechte des Guten Hirten und mit feinen Ohren auf Seine Stimme hörende Tiere Seiner Herde zu sein) tatsächlich kein einziges Lebensgebiet von der gemeinsamen Beratung der christlichen Bruderschaft und von der mutigen und verantwortlichen seelsorgerlichen Weisung ausnehmen dürfen, auch die wirtschaftlichen und politischen, die kulturellen und ständischen Bereiche nicht. Gewiß hat die Augsburgische Konfession in ihrem längst nicht genug ausgeschöpften Artikel XXVIII davor gewarnt, die zwei „Regimente“, das geistliche und das weltliche, ineinanderzumengen und durcheinanderzuwerfen. Wenn es aber in Augustana XXVIII 10 heißt, die bischöfliche Gewalt und das Schlüsselamt der Kirche hindere das staatliche Wesen und das weltliche Regiment „nichts überall“, ebensowenig — so setzt der lateinische Text hinzu — wie etwa die Singekunst der Staatsverwaltung im Wege sei, so findet dieser Satz doch in der gleichen Augustana seine Beschränkung durch Artikel XVI 6, wonach der Gehorsam des Christen im wirtschaftlichen und politischen Leben aufhört, wenn man von ihm eine Sünde verlangt. Und der Sinn von Luthers Lehre von den beiden Reichen Gottes ist ja wohl nicht der, daß es keine christliche Beratung der Gewissen in den Fragen des öffentlichen Lebens geben dürfe! — Daß hier noch viel in gemeinsamer Arbeit geklärt werden muß, hat, um ein möglichst neues Beispiel zu nennen, der reformierte Systematiker und Dogmengeschichtler Gottfried Locher in seiner 1954 zu Zürich erschienenen wertvollen Studie „Der Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie“ offenherzig gezeigt. Es ist aber der Wert seiner Arbeit (und nicht ihrer allein!), daß hier ein im Pfarr- und Lehramte stehender Theologe so ernsthaft Öffentlichkeitsfragen zu Leibe rückt. Wie es unsere lutherischen Väter auf diesem Gebiet gehalten haben, kann man aus Werner Elerts „Morphologie des Luthertums“ sich vor Augen führen. Man kann es aber auch für eine der großen Gestalten des 19. Jahrhunderts aus der von Wilhelm Hopf verfaßten Biographie August Vilmars zu lernen versuchen. Und wer möchte in der Gegenwart missen, was Walter Künneth in Erlangen uns als

lutherische Stellungnahme in seinem Buche „Politik zwischen Dämon und Gott“ an die Hand gab? — — Muß ich noch sagen, was der Rundfunk, der Film, die christliche Bühne nun auch für unsern missionarischen Weg zum Alltag des Menschen hin bedeuten können? Gerade das ernsthafte Verkündigungsspiel — und nicht nur es: von Shakespeare, von Molière dürfte bei manchen ihrer Werke ähnliches gelten! — kommt nach meinem Eindruck gerade als Missionsmittel, aber auch zur Durchbrechung allzu konventionellen Christentums, mindestens im gleichen Maße in Frage wie die Predigt.

Teilweg C endlich stellt sich als der Weg des missionarischen Großeinsatzes dar. Als der Weg also, den man etwa in Hannover mit der „Kirchlichen Woche“ zu gehen versucht hat. Der Weg, der sich von den Massenveranstaltungen nach Art des Kirchentags dadurch unterscheidet, daß es nicht darum geht, möglichst viele Menschen aus möglichst vielen Gegenden unseres Planeten an Einem Ort zu konzentrieren, sondern vielmehr darum, die Christen, Halbchristen und Unchristen einer Gemeinde oder eines Komplexes von Gemeinden durch einen verhältnismäßig kleinen, aber ausgewählten Mitarbeiterstab auf größtenteils besonderen Wegen aufzusuchen, anzufassen und zu stellen, von der gemeindlichen Morgenandacht an über Gespräche in Schulen bis zur abendlichen Großversammlung, von der biblischen Besinnung in der Einzelgemeinde über den Werksvortrag bis hin zu Diskussionsstunden. — Eine andere Weise des Großeinsatzes kann darin bestehen, daß eine Gruppe von Gästen in einer Gemeinde Besuchsdienst macht, Besuchsdienst in Häusern, Kantinen, Gemeindeveranstaltungen, Gottesdiensten usw. Sehe ich recht, so sind die gerade bei diesen Besuchswochen gemachten Erfahrungen unterschiedlich, aber übereinstimmend darin, daß die Besuchten in erster Linie das Bedürfnis zeigten, sich einmal von Mensch zu Mensch über ihre Alltagsnöte auszusprechen. Man mag enttäuscht sein über solche geringen „Erfolge“; man sollte aber ernstnehmen, daß die Liebe Gottes zur wirklichen Welt und die wirkliche Fleischwerdung Seines Sohnes uns lehren, die Fundamente jedes geistlichen Baus nicht in eine religiöse Scheinwelt zu verlegen. Gerade hier wird sich ja auch zu bewähren haben, ob wir trinitarisch zu denken vermögen oder aber den Schöpferglauben des Nizänums preisgegeben haben, wenn wir von unserer Sendung in Gottes Welt hinein reden, denn diese Welt ist ja die Welt auch der Nöte von Genesis 3 und 4! Ich meine auch, daß für die zweite Etappe unseres Missionswegs im ganzen sich ergeben hätte, daß viel davon abhängt, ob wir zu glauben wagen, Gottes Wort rede von dem Menschen, der vielleicht in Hosenträgern und mit der Zigarette in der Hand vor uns sitzt, und nicht von einer erdachten Gestalt eines Sünders oder Christenmenschen. Es will wirklich diesen Menschen lehren, seinen

Platz in Gottes Welt zu sehen und einzunehmen. Und es will seine Kraft erweisen im Existenzwandel dieses Menschen!

3. Die dritte Etappe unseres Missionsweges wird wiederum durch unser Gemeindehaus zu kennzeichnen sein. Unsere armen Gemeindehäuser! Der von der Männerarbeit her bekannte Wiesbadener Propst Ernst zur Nieden hat 1955 im Ehrenfried-Klotz-Verlag in Stuttgart ein Buch erscheinen lassen, das zwar vermutlich die unerhörten Wirkungen nicht haben wird, die der Verlag von ihm zu erwarten scheint, das aber jedem, dem es um den missionarischen Auftrag der Christenheit zu tun ist, mit großem Ernst ans Herz gelegt sei. Es heißt „Die Gemeinde nach dem Gottesdienst“. In diesem Buche (das viel von dem ausspricht, was sich uns allen aufgedrängt hat, die wir an irgendeiner Stelle in der kirchlichen Arbeit stehen; das allerdings wohl auch hier und da der Vertiefung und Zurechtrückung bedarf) steht von unsern Gemeindehäusern, sie seien leider nicht mehr Häuser „mit der niederen Schwelle“, in denen alle aus- und eingingen, denen es um Kontakt und Begegnung mit der Sache der Kirche gehe; es gebe vielmehr zahlreiche Menschen, die es wohl für möglich hielten, einen Gottesdienst zu besuchen, nach deren Meinung aber der Weg ins Gemeindehaus nur den ganz Frommen vorbehalten sei. Ich kann leider diesem Satz (auf Seite 98 des Buches) nur ziemlich uneingeschränkt zustimmen. Und doch liegt m. E. sehr viel daran, daß hier Wandel geschaffen wird. Und das sowohl um derer willen, die wir ins Lebenszentrum unserer Kirche und unserer Gemeinde hineinziehen möchten, als auch um der Getreuen willen, die sich bemühen, andere vom Rande der Kirche her zur Lebensgemeinschaft mit dem Herrn Christus hin mitzunehmen. Es gibt ja wirklich immer wieder einmal tapfere und erfindungsreiche Männer und Frauen, die ihre Kollegen, ihre Nachbarinnen, ihre Kinder mit „in die Kirche“ nehmen. „In die Kirche“ aber heißt für sie: in den Gottesdienst. Da aber ereignet es sich nur allzuleicht, daß dieser Gottesdienst sich als ein Geschehen erweist, das sich nur Eingewöhnten wirklich erschließt. (Nebenbei: ist das nur beim Gottesdienst so? Und spricht es gegen den Gottesdienst, daß es bei ihm so ist?) Weil aber der vom Rande Kommende nur zu oft mit Textpredigt, Kanzelsprache, Gesangbuchdichtung, Gebetsübung, „So spricht der HErr“ und vielem andern innerlich nichts mehr anzufangen weiß, und weil es ihm weder gelingt, das (oft mehr systematisch-rationale oder ästhetisierende als biblische, personbezogene, existentielle) Predigtwort wirklich mit seinem persönlichen, familiären, beruflichen Leben zusammenzusehen, noch ihm ein glaubwürdiger Zugang zu den mancherlei oft hieroglyphisch wirkenden Einzelstücken der in zwei Jahrtausenden gewachsenen Gottesdienstform sich eröffnet, kommt es zu einem kopfschüttelnden, manchmal auch ein wenig betrübten Wegbleiben. Solchem Wegbleiben

aber wird keineswegs dadurch sachgemäß begegnet, daß man die gottesdienstliche Predigt auf den Ton der Zeltmission umstellt und in „Harre, meine Seele“ das Muster eines evangelischen Gemeindeliedes zu erblicken sich gewöhnt, also das liturgische, hymnologische, homiletische Niveau bis zur Sterilität herabsetzt, oder sich irgendwelche kurzfristig attraktiven Mätzchen gestattet. Vielmehr tritt hier die Wichtigkeit des zeitweilig vielleicht durch den ländlichen Wirtshaustisch zu ersetzenden Gemeindehauses wieder ins Licht: des runden Tisches, wo ein Gemeindegreis den Neuling in seine Besprechung von Lebensfragen hineinnimmt; der Bibelsprechstunde, die es dem einzelnen möglich macht, sich fragend Verständnisgrundlagen zu schaffen; aber auch des gemeinsamen Lernens und Sich-Vorbereitens auf den Gottesdienst (denn warum sollte man seinen Vollzug eigentlich nicht üben und für ihn nichts dazulernen?). — So muß das Gemeindehaus, vom „Missionierten“ her gesehen, beides sein: Durchgangsstation zum Gotteshaus, Einführungsort für den Gottesdienst einerseits; andererseits aber bleibender Ort der freieren Form der kirchlichen Gemeinschaft, des Austausches, der Frage, der Klärung. Wobei, wenn anders der Pfarrer ein rechter Liturg und ein rechter Homilet ist (und man kann ja wohl keines von beiden ausklammern, wenn man sein Amt unverkürzt und unverfälscht führen will), die Gefahr wohl gebannt sein dürfte, daß man auf die Dauer bei dieser dritten Etappe bliebe und den Weg beim Gemeindehaus enden ließe!

### **c) Der im Gotteshause begonnene Missionsweg mündet im Gotteshause, in der Liturgie, am Altar.**

Wir können uns hier mit einigen Hinweisen vorläufig begnügen. Nicht umsonst haben wir uns ja von der Schrift bereits sagen lassen, wie das Ziel, der Gipfel, die Krone aller Sendung das Gotteslob der Kirche ist, das aus ihren Versammlungen aufsteigt. Wir brauchen nur im Vorbeigehen zu erinnern, daß dies Gotteslob der Kirche sich in seiner vollkommensten Gestalt wohl in der Liturgie des Altarsakramentes vollzieht (weshalb es ja Kirchen oder zumindest Gemeinden gibt, die Stücke der Liturgie des Herrenmahls, wie Präfation und Sanktus, zur Erhöhung der „Feierlichkeit“ in den Abschluß ihres sakramentlosen Predigtgottesdienstes hineingezogen haben). Wir könnten zurückgreifen auch darauf, daß ein wesentlicher Teil des Arbeitsauftrages, den der Herr Christus den Seinen gegeben, den die apostolische Vermahnung uns eingeschärft hat, der Dienst der Fürbitte ist, den die Glieder des Leibes Christi für einander und für die ganze Welt vor Dem vollziehen sollen, der da will, daß allen Menschen geholfen werde, indem sie alle zur Erkenntnis Seiner Wahrheit kommen. Und so gewiß der Gedanke an die mancherlei verborgenen stillen Fürbitter und Fürbitterinnen landauf und

landab eine ungeheure Trostkraft entfalten kann, so gewiß wird doch die apostolische Mahnung, wie sie etwa in 1. Timotheus 2 uns mitgeteilt ist, erst recht dort erfüllt, wo die Männer in der Versammlung der Gemeinde „aufheben heilige Hände sonder Zorn und Zweifel“, und wo wir, wie es in der Einleitung zur Litanei in Löhes Kirchenbuch heißt, „für den Frieden der Kirche und das Heil der ganzen Welt in vereinter Andacht“ beten. Schließlich aber könnte noch einmal des Altars gedacht werden, indem wir uns diesmal darauf besinnen, daß er der Tisch Jesu ist, der Altar des Sakraments, von dem zu essen und Speise zu empfangen laut Hebräer 13 nicht jedermann freisteht. Die Kirche der Missionsjahrhunderte und der Märtyrer hat es gewußt, die Reformation hat es eingeschärft, unsere Konfirmationspraxis bezeugt es und Löhes Kirchenkampf kann es mit allen Konsequenzen verdeutlichen, daß die Gewährung der Sakramentsgemeinschaft das Ende eines nicht ganz kurzen Weges der Kirche mit denen ist, die ihr werbendes Handeln für den Glaubensanschluß an Jesus gewonnen hat; so gewiß sie, die Eröffnung der Altargemeinschaft, auch einen neuen Anfang in sich schließt. Ganz gewiß haben wir mit großem Ernst darum zu ringen, daß die Feier des Altarsakraments bei uns aus dem Winkel herausgeholt und das protestantische Elend eines praktisch sakramentlosen Lebens überwunden werde. Gerade aber, wenn wir darum wissen, daß es wohl Gaben und Wirkungen und Geschenke unseres Gottes gibt, die Er offenbar in der Regel beim Herrenmahl den Seinen zu verleihen beliebt, werden wir darauf zu achten haben, daß das Mahl in rechter Bereitung mit rechtem Verständnis begangen werde, und also zum Segen und nicht zum Gericht, und werden dem Wahn gewisser baptistischer Kreise absagen lernen, die das heilige Mahl, ohne weiteres empfangen, als wichtigstes Missionsmittel empfehlen. Und nicht obwohl, sondern weil wir über jenen hochgestellten Amtsträger einer lutherischen Landeskirche erschrecken, der (nach dem Bericht von Martin Giebner in dem 1955 zu Würzburg erschienenen Konvertitenbuch „Bekenntnis zur Katholischen Kirche“) eine Steigerung der Kommunikantenziffern in einer unserer Gemeinden geradezu negativ bewertet wissen wollte, werden wir mit großem Ernst auf die rechte Bereitung zum Sakrament im Sinne der aus 1. Kor. 11 zu erhebenden Gesichtspunkte zu verweisen und zu dringen haben (wozu ich allerdings, mit Martin Luther, nicht die obligatorische Gemeindebeichte rechnen würde, zumal das „dokimazein heauton“ von 1. Kor. 11, 28 ja wohl auf andere Weise geschehen könnte und müßte). Auch in diesem Sinne mündet der Missionsweg am Altar.

Begnügen wir uns hier mit diesen Andeutungen, da wir noch ein drittes Mal auf dies Ende unseres Weges werden zurückkommen müssen! Wie sehr freilich dies „Ende“ nur ein — *sit venia verbo* — vorläufiges Ende sei, ist uns

durchaus bewußt. Seine Vorläufigkeit gilt einmal in dem Sinne, daß gerade die Liturgie der Gemeinde, gerade auch das Altarsakrament, voll stärkster Sendungsimpulse ist, mit Missionsanstößen geradezu geladen, so daß gerade beim Herrenmahl der Missionsweg aufs neue beginnt, der dazu dienen soll, daß wir die Brüder und zu Brüdern Bestimmten nicht nur nicht in der Gottesfremde allein lassen, sondern sie mitbringen zu dem uns im Sakrament gewährten Unterpfand und Vorgeschmack der Heimat. Das Wort „Vorläufigkeit“ gilt sodann auch in der Weise, die mir aus dem Unterschied der beiden Anstaltskirchen in Bruckberg und Neuendettelsau deutlich geworden ist. Während nämlich in der Martinskirche von Bruckberg der Altar hart an der nur zu einer Nische sich auswölbenden Wand steht, bietet der Chor der Laurentiuskirche in Neuendettelsau hinter dem Altar noch Raum und Weite, hinter denen dann die bunten gotischen Fenster aufragen, in ihrer Farbigkeit nach der Meinung der Alten und der Löheshen Tradition ein Abbild des Paradieses. Ich meine, daß gerade die Baugestaltung in Neuendettelsau verdeutlichen könne, daß „hinter“ dem Herrenmahl nicht nur das „Zurück“, nicht nur der bleibende oft so ausweglose Alltag, sondern die Verheißung der einstigen Vollendung steht, so daß, wie gesagt, die Feier des Altarsakramentes sich als „Unterpfand“ und „Vorsmack“ enthüllt.

### III. Vom Gottesdienst unserer Kirche

#### a) Der Gottesdienst unserer Kirche ist zu verstehen als eine Bemühung unseres Gottes um uns.

Vom Gottesdienst als solchem muß im Zusammenhang unsrer Überlegungen wenigstens in Kürze und im Umriss die Rede sein. Und obschon es eine schier abgegriffene und unschön gewordene Wendung ist, das Wort „Gottesdienst“ als genitivus subiectivus zu fassen: Gott dient uns im Gottesdienst, so trifft sie dennoch genau ins Schwarze. Unserm Gott ist laut Augustana IV daran gelegen, daß wir Vergebung der Sünden bekommen und für Ihn (für Sein lebenbestimmendes und lebengestaltendes und lebensschaffendes Urteil!) und vor Ihm (als der letzten Autorität und Instanz) gerecht werden: nach Seiner Gnade und auf Grund Seiner Gnadentat, um des von Ihm für uns der Verdammnis preisgegebenen Hohenpriesters Jesus Christus willen, durch den Glauben bei diesem Christus uns bergend, Sein „Für euch“ annehmend und es Ihm trauend, daß Seine Gerechtigkeit unsre Rechtfertigung zum Leben sei. Und weil unserm Gott an dieser in Augustana IV bezeugten Rechtfertigung und Errettung unseres verdammten, armen Lebens gelegen ist und Er will, daß das Opfer von Gethsemane und Golgatha nicht vergeblich gebracht sei, darum liegt Ihm daran, daß wir zum Glauben kommen. Nicht zu einem

natürlichen Verlangen und Postulieren nur, daß es eine höchste Instanz geben, ein letztes Gericht, und daß der Lenker aller Sterne am Himmelszelt unsere Fahne hochhalten müsse. Auch nicht zu einem Dennoch-daran-Festhalten nur, daß einmal endlich doch das Licht, das Gute, das Wahre, das Schöne, das Vernünftige siegen müsse in dieser ekelhaften Welt, so daß letzten Endes doch es sich erweise, daß es einen Sinn des grausamen Vollzuges gebe, den wir „Leben“ heißen. Nein, der Glaube, zu dem unser Gott uns gebracht, den Er in uns erblüht, zu dem Er uns erwachsen und in den Er uns hineingewachsen sehen möchte, ist der biblische Christusglaube. Der Glaube nicht allein an eine Führervollmacht Jesu im ethischen Sinne, sondern der Glaube, daß Er „mit Einem Opfer vollendet hat, die geheiligt werden“; daß Er Sich Selbst geheiligt hat für uns, damit auch wir geheiligt seien in der Wahrheit. Der Glaube des Nürnberger Ratsschreibers Lazarus Spengler (dessen „Durch Adams Fall“ als einziges deutsches Lied des Reformationsjahrhunderts in unsere Bekenntnisschriften eingegangen ist):

„Wie uns nun eine fremde Schuld  
in Adam all verhöhnet,  
also hat uns ein fremde Huld  
in Christo all versöhnet;  
und wie wir all  
durch Adams Fall  
sind ewgen Tods gestorben,  
also hat Gott  
durch Christus' Tod  
verneut, das war verdorben.“

„Solchen Glauben“, sagt Augustana V, „zu erlangen“, habe Gott das Predigtamt eingesetzt und Evangelium und Sakramente gegeben, „dadurch Er, als durch Mittel, den Heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann Er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt“. Damit ist Gottes Dienen im Gottesdienst der Kirche ganz klar bezeichnet. Indem dort die evangelische Botschaft (und das Gesetz Gottes!) kundgegeben und die Sakramente dargereicht werden, und zwar — beides — im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, auf Veranlassung, Rechnung und Verantwortung des Dreieinigen Gottes hin, werden die Aufträge Jesu an die Seinen ausgerichtet, die wir den Missionsbefehl nennen: „Machet zu Jüngern alle Völker!“, den Taufbefehl und den Befehl, bei den Aposteln in der Lehre zu bleiben: „... dadurch, daß ihr sie taufet und (alsdann) lehret“; den Befehl zur Feier Seines Erlösungsmahls: „Solches tut zu Meinem



Gedächtnis“ (was mehr ist als „zur Erinnerung an Mich“), und den Befehl, uns den Dienst Seines Schlüsselamtes gefallen zu lassen. Indem aber diese Seine Aufträge ausgerichtet werden, ist es unser Gott selber, der sowohl die „Rechtfertigung des Lebens“ uns zubringt als auch den Glauben bewirkt, der diese Seine Gabe ergreift. Angesichts dieser Bemühung Gottes um uns aber gilt von allem Gottesdienst das großartige Wort aus der Praktischen Theologie von Theodosius Harnack, daß Gott gegenüber die höchste menschliche Aktivität im Empfangen bestehe.

Das etwa ist's, was wir wohl, auf Grund jener Artikel IV und V unseres Hauptbekenntnisses, den spezifisch lutherischen Ansatz aller Gottesdienstlehre nennen dürfen.

**b) Unser Gottesdienst muß und will auch verstanden werden als Glaubenserweis, Heiligungswerk und Frucht des Geistes, als Erfüllung des Zweiten und Dritten Gebotes.**

Auch dieser Satz ist, so wenig manchem diese Überlegung vielleicht vertraut sein mag, ein fundamentales Stück lutherischer Gottesdienstlehre. Es war ja nicht etwa ein Zurückweichen Luthers und der Seinen vor den Gedanken Huldrych Zwinglis, wenn man 1529 zu Marburg im 10. Artikel des Schlußprotokolls als gemeinsame Überzeugung kundtat, daß der Glaube der Gerechtfertigten „durch Wirkung des Heiligen Geistes gute Werke durch uns übet, nämlich die Liebe gegen den Nächsten, beten zu Gott und leiden allerlei Verfolgung“. Denn auf Augustana IV und V folgt Augustana VI, der so paradox anmutende Satz von der sittlichen Verpflichtung des Glaubens („debere“, sagt der lateinische Text), gute Früchte hervorzubringen („bonus fructus parere“) in der Erfüllung der Mandate Gottes. Lassen wir die aufschlußreichen Überlegungen beiseite, die sich aus dem Nebeneinander von „Verpflichtung“ und „Frucht“ hier ergeben könnten, und fragen wir, was die guten Werke des Glaubens, die unser Gott laut C. A. VI gebot, denn seien! Da stoßen wir bei den Vätern des Reformationsjahrhunderts im Verfolg der katechetischen Tradition der Kirche in Luthers großartigem „Sermon von den guten Werken“ von 1520 und in seinen Katechismen von 1529 darauf, daß es um die Erfüllung des Zweiten und des Dritten Gebotes geht, wenn die Kirche zu ihren Gottesdiensten zusammentritt, während aus den Reihen der lutherischen Erneuerung im vorigen Jahrhundert uns die Stimme Wilhelm Löhes und seines Kreises entgegenklingt, der in dem 1848 gemeinsam erarbeiteten „Katechismus des apostolischen Lebens“, aus 1. Petr. 2, 5 die Kennzeichnung der Christenheit als einer heiligen Priesterschaft aufgreifend, unser gottesdienstliches Handeln unter den Gesichtspunkt des Opfers gerückt hat — einen biblischen, schriftgemäßen Gesichtspunkt, dessen Miß-

brauch in weiten Partien der Christenheit uns ja niemals verbieten und uns keineswegs davon entbinden kann, ihn in rechter Weise und Bedeutung geltend zu machen!

Es gehört zur Erfüllung des Zweiten Gebotes nach apostolischem und reformatorischem Zeugnis, daß wir Gottes hohen Namen „in allen Nöten anrufen“, daß wir „beten, loben und danken“. Die Tragweite dieser allbekanntesten Katechismusworte läßt sich in Auslegung der Mahnung entwickeln, mit der Paulus in 1. Timotheus 2 seine Ausführungen über den rechten Gottesdienst eröffnet. Mit der alten Kirche werden wir dort vier gottesdienstliche Gebetsarten finden dürfen: in der „Bitte“, der „deësis“, das Vorstelligwerden um Abwendung drohenden Unheils, das „Behüt uns, lieber Herr Gott“ der Litanei, das ja „vor“ vielem Schaden behütet sein möchte; im „Gebet“, der „pros-euché“, das Flehen um gnädige Zuwendung guter Gaben, wie es in das „Erhör uns, lieber Herr Gott“ mündet; in der „Fürbitte“, der „enteuxis“, die Spezialform der mit dem „Erhör uns“ verbundenen „pros-euché“, die zugunsten der Brüder bei Gott interpelliert; endlich die zum „Loben und Danken“ des Kleinen Katechismus gehörige „eucharistia“, den Lobpreis der Großtaten Gottes in der Freude vor Seinem Angesicht. Von den drei Arten des Anrufens bezüglich aller Nöte darf wohl gerade aus dem Kanon von 1. Tim. 2 entnommen werden, daß „in allen Nöten anrufen“ auch „in den Nöten aller“ anrufen heißt. Das apostolische Wort spricht ja der Christenheit das Fürbittamt „für alle Menschen“ (insbesondere freilich für die Machthaber im Weltregiment) zu! Wenn aber der Katechismus die „eucharistia“ von 1. Tim. 2. (und Philipper 4, 6!) als „beten, loben und danken“ entfaltet, so darf erinnert werden, daß in ihr als der Danksagung natürlich auch das „eu“ der Griechen, das „Wohl!“, „Gut!“, „Trefflich!“, das Moment des Lobens steckt, das im Neuen Testament zumal mit dem Worte für „benedeien“, mit „eulogein“, sich verbindet, während für das, was wir „Anbetung“ nennen würden, in der Sprache des Neuen Testaments das Wort von der „proskynesis“ gebraucht wird, vom Niederfallen, um die Füße des Herrn Christus, um den Boden von Seinen Füßen zu „küssen“; um „den, der auf dem Throne sitzt, und das Lamm“ durch tiefstes Niederfallen zu verehren (ein Niederfallen, wie es Paulus 1. Kor. 14, 25 in der Großstadtgemeinde der Hafendarbeiter sehr wohl kennt). Wobei neben die Proskynese der feierliche Hymnus tritt, wie ihn nicht nur die Johannesoffenbarung dereinst in der Vollendung und jetzt schon vor dem Gottesthron vollzogen weiß, sondern wie er immer wieder im Briefgut des Neuen Testaments als offenbar etwas Bekanntes durchbricht (man denke nur an die geradezu hochbarocke Anbetung in 1. Tim. 6, 15f. oder aber an die meditative Hingerissenheit der Schlußverse von Römer 11!). — Wir sollten indes über dem Aufruf zum christlichen Gebets-

dienst die Aufforderung zum christlichen Gesang nicht vergessen, der an Stellen wie 1. Kor. 14, 15. 26; Kolosser 3, 16 und Epheser 5, 18 f. keineswegs als ein Stück Ästhetik im Gottesdienst, sondern als pneumatisches, im Namen Jesu zu vollziehendes Handeln gilt und in den Gestalten von „Psalm“, „Hymnus“ und „Ode“ von uns erwartet wird (wobei „odai“ vielleicht die alt- und neutestamentlichen Kantika außerhalb des Psalters heißen, wie sie die griechische Bibel der alten Kirche uns eben unter dem Oden-Namen zusammenstellt, während es eine immer wieder behandelte Frage ist, ob die urchristliche Psalmodie die Psalmen des Alten Bundes gesungen oder aber im Wechselgesang eigene, an die Gestalt der kanonischen Psalmen sich anlehrende und von ihrem Gute gespeiste Produktionen habe laut werden lassen).

Indem aber Kolosser 3 den gesungenen Gottesdienst der Kirche als eine Verwirklichung der Mahnung versteht, daß das Wort Gottes in reichtümlicher Fülle unter uns wohnen möge, werden wir hinübergeführt zu der Art und Weise, wie unser Katechismus die rechte Erfüllung des Dritten Gebotes von uns erwartet. Wir werden hier am besten sofort das Wort vom „Opfer“ heranziehen, insofern ja das Dritte Gebot uns nicht nur die Innehaltung eines Ruhetages erlaubt und gebietet, sondern uns zur Heiligung des Ruhetages anleitet. „Heiligen“ aber heißt: darbringen, und „Darbringung“ und „Opfer“ gehören zusammen!

Daß unser Gott als König regieren wolle über ein Volk von Priestern, hatte 2. Mose 19, 6 eingeprägt. Wenn 1. Petri 2 diesen Willen im Dasein der Christenheit verwirklicht sieht, so gehört zu ihren „geistgewirkten Opfern“, wie das Neue Testament sie beschreibt, zuerst und prinzipiell der Gottesdienst der Hingabe des ganzen Lebens: sowohl in Selbstzucht und Liebe (hierhin gehört Römer 12 ff., aber auch Jakobus 1, 27), als auch im Geopfert-Werden des Martyriums (Phil. 2, 17; 2. Tim. 4, 6). Aber dann wird doch eigens erwähnt auch der Gottesdienst des Lobopfers (Hebräer 13, 15: eine Stelle, an die zu erinnern zu den schönsten Besonderheiten der bisherigen bayerischen Gottesdienstordnung gehörte), das beständig unserm Gott durch Bekenntnis des HERRen- oder Messias-Namens Jesu dargebracht werden soll, und ebenso der Gottesdienst des Gabenopfers, das sich sowohl in der Beisteuer für die Lehrer der Gemeinde vollzieht (Phil. 4, 18; den geistlichen Ernst der Pfarrbesoldungsfrage zeigt ja wohl doch Galater 6, 6 ff.!), als in der allgemeinen brüderlichen Koinonia, dem Einander-Abgeben und Miteinander-Teilen der Christen (Hebräer 13, 16; hierhin gehört dann auch der ganze Kollekten-Komplex von 1. Kor. 16 und 2. Kor. 8).

Vielleicht darf, was zur Erfüllung des Dritten Gebotes gehört, einmal mit den Worten eines reformierten Zeugnisses hier dargelegt werden: mit

den Worten der Frage 103 des Heidelberger Katechismus (1563), der ja manch gutes Erbe lutherischer Unterweisung hat verwerten können:

„Gott will . . . , daß das Predigtamt und Schulen erhalten werden und ich, sonderlich am Feiertag, zu der Gemeine Gottes fleißig komme, das Wort Gottes zu lernen, die heiligen Sakramente zu gebrauchen, den HErrn öffentlich anzurufen und das christliche Almosen zu geben.“

Diese reformierte Stimme ist auch deshalb beachtlich, weil sie, ganz auf der Linie von Luthers Gemeindegedanken, davon weiß, daß ich, der Christ, und wir, die versammelte Gemeinde, den Gottesdienst halten. Nicht etwa nur unser Pfarrer, der im Gottesdienst die Predigt hält und das Gebet leitet, „hält“ auch den Gottesdienst (so daß wir, wie ich einmal las, „einen Gottesdienst von Herrn . . . miterleben dürfen“). Selbst bei der Predigt kommt es auf die rezeptive Aktivität der Hörer ja wohl ebensosehr an wie auf den Dienst des Sprechers! — „Komme, daß du hörest“, mahnt freilich der Prediger Salomonis den, der seinen Fuß zum Hause Gottes richtet, und warnt vor dem schnellen Reden vor Gott. Aber die skeptische Nüchternheit von Prediger 4, 17; 5, 1 in allen Ehren: Hebräer 13 hat uns gelehrt, was es um das allezeit durch Gott erwartete Lobopfer sei, und das Bekenntnis unserer Lippen darf wirklich Frucht des Geistes sein! Hier nämlich verläuft die Grenze zwischen dem Alten Testament des Gesetzesbundes, dessen Möglichkeiten sich in der illusionslosen Ironie des Predigers Salomonis erschöpfen (einer Ironie, die in Prediger 5, 1 ja wohl auch dem Homiletomanen Kopfschmerzen bereiten könnte!), — und zwischen dem Neuen, von Luther so gern als „fröhlich“ bezeichneten, Testament des Gnadenbundes. Hier verläuft die Grenze, wenn anders wir theologisch reden wollen; nicht aber verläuft sie bei der Umwandlung des Bethauses der Gemeinde in ein Lehrhaus des Predigers (darinnen der Altar des Sakraments hauptsächlich als Bücherablage Verwendung findet), oder bei der Verdächtigung des Opfergedankens. Was ihn angeht, so hat Artikel XXIV 19 ff. der Apologie der Augustana seine echte Verwendung herausgearbeitet und, ganz auf der Linie des neutestamentlichen Redens, als unser „eucharistisches Opfer“ (im lutherischen Sinne) auch unser Glauben, unser Gott-Anrufen, unser Danksagen, unser Bekennen bezeichnet. Hier mag denn auch die bekannte Tatsache wieder erinnert werden, daß laut der Apologie unser „eucharistisches Opfer“ geschieht, „ut pro accepta remissione peccatorum et pro aliis beneficiis acceptis gratias agamus seu gratiam referamus“. Melanchthon stellt die zwei lateini-

schen Worte für die Danksagung nebeneinander und erläutert wohl „gratias agere“ durch „gratiam referre“: unser Danksagen ist ein Zurückbringen der uns zuteilgewordenen Gotteshuld. Und auch so ist Gottesdienst Frucht des Geistes, Frucht der von Ihm uns geschenkten Heiligung.

**c) Im Sinne unserer Bekenntnisschriften ist der Gottesdienst Gottesgeschenk und Heiligungsfucht zugleich und miteinander.**

Dafür kann gerade der soeben angeführte Zusammenhang von Artikel XXIV 19 ff. der Apologie den Blick uns eröffnen. Finden wir dort doch als „eucharistisches Opfer“ auch die Predigt benannt! Die Predigt, die wir mit Augustana V ganz von Gott her zu sehen uns gewöhnt hatten! Man kann sie also auch einmal sehen vom Menschen her. Und zwar nicht nur vom Opfer des Hörens her, von der Tat der Gemeinde her, die dem Gotteswort ihr Aufmerken widmet, sondern ebenso vom Prediger her. Vom Prediger nicht als Exegeten, nicht als Homileten, Psychologen, Pädagogen usw., sondern vom Prediger her als dem, der (nicht „sich mit dem Text beschäftigt“, ihn, wie ein bekannter Praktischer Theolog zu sagen pflegte, „bezwungen“, sondern) dem Worte Gottes sich gestellt, sich ihm exponiert hat, und der das Wort mit sich hat umgehn, in sich hat hineinwachsen lassen; vom Prediger her als dem, der sich dem Worte zur Verfügung gestellt hat und bereit geworden ist, Mund und Dolmetsch und Zeuge des Wortes zu sein, oder aber: Gott zu preisen um dieses Wortes willen. Von diesem Prediger her gesehen ist die Predigt wirklich Frucht und Opfer und Erweis der Heiligung durch den Geist — und Saatgut Gottes, von Ihm geschenkte Gabe, Wirken des Heiligen Geistes in den Herzen zugleich! In diesem Sinne aber hat der schon genannte Neuendettelsauer „Katechismus des apostolischen Lebens“ „alle Werke des heiligen Amtes“, nicht nur die Predigt, „eitel Opfer“ heißen dürfen!

Wir könnten ähnliches auch vom Lied der Kirche ausführen, das in Kolosser 3 ja keineswegs als spontane Reaktion der Gläubigen auf Gottes Wort erscheint, als das „referre gratiam“, das Zu-Gott-Zurückbringen der von Ihm geschenkten Huld, sondern, wie schon notiert, unter das Vorzeichen dessen gestellt ist, daß das Gotteswort in Reichthumsfülle unter uns wohnen möchte. Ja, es hängt von der Mahnung, eben dies an uns geschehen zu lassen, als Ausführungsbestimmung die Ermunterung zum Singen „von Herzensgrund“ erst an zweiter Stelle ab, während an erster Stelle das Einander-Lehren und Einander-den-Kopf-Zurechtrücken erscheint — so daß schier das Singen der Kirche als ein Stück ihres fortdauernden Katechumenats, ihres fortdauernden In-der-Lehre-Bleibens und Lehrens, ihrer brüderlichen Zurecht-Weisung und Zurecht-Setzung charakterisiert wird. (Und ist es das

nicht auch? Tun Psalm, Kanticum, Lied diesen Dienst nicht oft besser als Katechese, Predigt, Einzeladmonition?) Wer aber ist im Lehren, Zurecht-helfen, Unterweisen am Werk, wenn nicht der Herr Christus durch Seinen Geist? Der ist doch der eigentliche Exerziermeister aller Einübung im Christentum! — Wir haben also beim Singen der Kirche (in umgekehrter Gedankenbewegung, insofern etwas, das wir zunächst für unsere Tat im Gottesdienst hielten, sich als Gottes Tun entpuppt) die gleiche Erkenntnis zu erheben wie bei der Predigt: Gotteswerk und Menschenwerk sind keineswegs säuberlich zu trennen, sondern ein und der gleiche Gottesdienstakt ist beides zugleich, „Gottesdienst“ im „objektiven“ und im „subjektiven“ Genitiv!

Dazu noch zwei Bemerkungen! Erstens: wir würden die Mahnung von Kolosser 3, 16 und Epheser 5, 18 ff. gröblichst entstellen, wenn wir nun Lied, Kanticum, Psalm nur unter dem Gesichtspunkt aufnehmen würden, daß die gottesdienstliche Gemeinde mit ihnen die Zaungäste, die Randsiedler, die entfremdeten Kirchengenossen, die Heiden anzureden versuche. Nein! Es geht um das Einander-Vermahnen der im Geiste Lebenden, es geht um das eigene Geistes-voll-Werden in Psalm und Ode und Hymnus und eucharistischem Gebet! Und zweitens: wer eigentlich berechtigt uns, wenn Gebet, Psalmodie, Kanticum, Hymnus Mittel und Werkzeuge der Arbeit Gottes an uns sind, diese Mittel Gottes Ihm aus der Hand zu winden und sie nur möglichst knapp zum Einsatz gelangen zu lassen um des einen Mittels der Schriftauslegung oder der evangelistischen Rede willen? „Der Glaube kommt aus der Predigt“, gewiß; aber predigt der Geist nur von der Kanzel und nicht auch vom Sängerkor, vom Gebetsaltar, aus den Bänken der Gemeinde?

In dem durch diese Gleichzeitigkeit, dies Ineinander und Durch-Einander von Gotteswerk und Menschen-Opfer, von Seiner Bemühung und unsrer Hingabe gekennzeichneten Gottesdienst wird Gottes Gemeinde, wird die heilige Kirche am jeweiligen Ort immer wieder regeneriert und gefördert. Nicht umsonst heißt sie ja in Augustana VII „die Versammlung aller Gläubigen („congregatio sanctorum“), bei welchen („in qua“) das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“! Die unvergeßlich schöne Stelle der Schmalkaldischen Artikel von der heiligen Kirche als den Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören, die die Heiligkeit der Kirche „im Worte Gottes und rechtem Glauben“ bestehen sieht, bezeugt in ihrer Weise jenes Miteinander ebenso wie die interessante Tatsache, daß Augustana VII nicht nur von der „communio“, der „Gemeinschaft“ und „Koinonia“ (d. h. Lebensgemeinschaft und wechselseitigen Anteilgabe) der Gläubigen, sondern von ihrer „congregatio“, ihrer „Versamm-

lung“, ihrer „Zusammenscharung“ redet, also unser Herzukommen und Dabeisein zu und bei den Taten Gottes unterstreicht. Des Zusatzes, daß, wo Regeneration unsres Christseins und Als-Kirche-Lebens geschieht, auch unsre Missionsaufgabe und Missionsexistenz sich erneuert — bis in den Alltag und seine Gottesaufträge hinein! —, möchte es allgemach nicht mehr bedürfen.

#### IV. Vom Gottesdienst als Sendungsmacht

a) Unser Gottesdienst zieht uns in den Vollzug unserer Sendung hinein, indem er uns den Gebetsdienst üben läßt.

Noch einmal: es heißt: „Komme, daß du hörest“, und: „Laß dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott“ (Prediger 4, 17; 5, 1). Und gerade der Hörende wird in unserm Gottesdienst mannigfach auf seine Missionarsaufgaben und seine Sendung gestoßen. Nicht nur in der Predigt! Wer kann in der Gnadenverkündigung hören, daß, „wer da glaubet und getauft wird“, selig werden soll, ohne sich geradezu körperlich zu denen in Bewegung gesetzt zu fühlen, die ihrer Taufe fern und ohne Glauben sind? Wer kann die Verba testamenti beim Herrenmahl vernehmen mit ihrem „... das für euch und für viele vergossen wird“; wer kann als Kommunikant in Neuendettelsau gar in der Spendeformel das „... für dich und für viele“ sich gesagt sein lassen, ohne diese „Vielen“ verpflichtend in sein Leben mit hineinzunehmen, und das im Wissen darum, wie viele dieser „Vielen“ dem Tische Jesu noch fern sind? Und schließlich lassen sich ja sogar die vielgeschmähten und längst nicht genug gewürdigten Abkündigungen im Gottesdienst (über deren Sinn und möglichen großen Segen man in Hans Kreßels „Wilhelm Löhe als Katechet und Seelsorger“ — Neuendettelsau 1955 — nachzulesen nicht versäume!) weit besser, als es meist geschieht, zum Ingangbringen der missionsverpflichteten Gemeinde benutzen. (Wennschon hier unsre „Mission“ ja sehr eng verstanden ist, und durchaus nicht in der Weitschaft unsrer Bekenntnisse, für die — laut Apologie IV 70f. (191f.) — auch Davids Mühen im Kriege und seine häuslichen Nöte und dementsprechend alle rechten Werke auch in den untergeordnetsten Berufen und im Privatleben wahre Opfer, Kriege Gottes, Triumphe Christi und „externa inter homines politia“ Seines Reiches heißen.) Aber hört der Hörende wirklich, dann vernimmt er auch das „Ihr sollt mein Antlitz suchen!“ und hält es als Beter Gott vor (Psalm 27, 8). Hört der Hörende wirklich, dann wird er, „durch des Heilandes Anordnung gemahnt und durch Unterweisung von Gott her gebildet“ (dies „Praeceptis salutaribus moniti“ war in den Anfängen der fränkischen Reformation unsern Vätern so teuer, daß sie es, obschon es Latein war, in den deutsch-

sprachigen Gottesdienst übernahmen!), mit dem weltweiten „Vater Unser“ vor Gott treten. Dann wird er Ernst machen damit, daß nicht nur der alttestamentliche Prophet ebensosehr Sachwalter des Volkes bei Gott wie Kündler des Gottesworts an das Volk war, sondern daß auch wir vor Gott davon wissen dürfen, daß wir (wie es im Dankopferlied von Otto Riethmüller heißt)

„... als Priester vor Dir stehen,  
für Volk und Land um Gnade flehen  
und um der Jugend Weg zu Dir“.

Er wird es sich von einem solchen Prediger und Kämpfer für das Gotteswort wie dem Reformator selber sagen lassen, daß (man vergleiche Luthers Sermon von den Guten Werken, 1520, beim Dritten Gebot in Absatz 11!) zur Erfüllung des Feiertagsgebots das Gebet der Gemeinde gehöre. Ich zitiere: „Dies (all)gemeine Gebet ist köstlich und das allerkräftigste, um welches willen wir auch zusammenkommen. Davon auch die Kirche ein Bethaus heißet... Und wo solches Gebet in der Messe nicht geschähe, so wäre es besser, die Messe nachgelassen“. Und (aus dem nächsten Absatz der gleichen Schrift): „O wenn Gott wollte, daß irgend ein Haufe (in) dieser Weise noch Messe höret und betet, daß insgemein ein Herzensgeschrei des ganzen Volkes zu Gott aufginge: wie unermessliche Tugend und Hülfe sollte aus dem Gebet folgen! Was möchte schrecklicher allen bösen Geistern begegnen? Was möchte größer Werk auf Erden geschehen, dadurch so viele Fromme erhalten, so viele Sünder bekehrt würden? Denn fürwahr die christliche Kirche auf Erden nicht größere Macht noch Werk hat, denn solch (all)gemeines Gebet wider alles, was sie anstoßen mag. Das weiß der böse Geist wohl; darum tut er auch alles, was er (ver)mag, dies Gebet zu verhindern... Denn wo das Gebet darniederliegt, wird ihm niemand etwas nehmen, auch niemand widerstehen. Wo er aber gewahr würde, daß wir dies Gebet wollten üben, wenn es gleich wäre unter einem Strohdach oder in einem Säustall, würd' er es fürwahr nicht lassen gehen, sondern sich weit mehr vor demselben Säustall fürchten denn vor allen hohen großen schönen Kirchen, Türmen, Glocken, die irgend sein mögen, wo solches Gebet nicht drinnen wäre. Es liegt fürwahr nicht an Stätten noch Gebäuden, wo wir zusammenkommen, sondern allein an diesem unüberwindlichen Gebet, daß wir dasselbe recht zusammen tun und vor Gott kommen lassen“. Und sollte unser Hörer noch meinen, hier rede noch der etwas pietistisch angehauchte (und ja auch von den Pietisten gelegentlich für ihre Sache reklamierte) „junge“ Luther, so mag er sich von dem Manne von fünfundfünfzig Jahren, der 1539 die Schrift „Von den Konzilien und Kirchen“ herausgab, bescheinigen lassen, daß zu den unveräußerlichen Kenn-



zeichen des heiligen christlichen Volkes, der Kirche, das Gebet gehöre: „Gott loben und danken öffentlich“, und „daß man das Vater Unser betet und beten lernt, auch Psalmen oder geistliche Lieder singt, nach dem Worte Gottes und rechtem Glauben“.

Was aber hat das alles mit der Mission der Kirche und ihrer Werbung für Christus zu tun? Einer der führenden Männer der ostelbischen Erweckung des 19. Jahrhunderts (ein Pastor, dem es auch die erbittertsten Gegner zu trauten, daß er glaube, was er sage, und der als Prediger in der Neumark zumal auf Missionsfesten stärkstens gewirkt hat, wie denn auch mehrere Bände ungemein lebendiger Predigten von ihm vorliegen), der 1888 entschlafene Otto Heinzelmann, hat in einigen Worten diese Frage beantwortet, die er als Schluß seines letzten Bekenntnisses über seinem Sarge verlesen ließ. In Worten, die vielleicht scharf dem widersprechen, was wir als theologischen Fundamentalsatz meinen betrachten zu sollen, die aber als Arbeitsbilanz eines Siebzigjährigen respektvoll erwogen werden sollten, der sich noch über den Tod hinaus zum lutherischen Bekenntnis gezählt wissen wollte:

„Sind Pastoren bei meiner Bestattung,  
so bitte ich sie brüderlich,  
lasset uns mehr von unserm Gebet erwarten,  
als von unserer Predigt“.

So steht es in der zweiten Auflage (Potsdam 1894) seiner „Predigten über die Episteln aller Sonn- und Festtage“ auf Seite 398.

Wenn es das ist um das Gebet der Kirche, und zumal um das Missionsgebet, und wenn es zur Mission der Kirche, zu ihrer Gottessendung gehört, daß das Gebet der Christen die Welt zusammenhält, dann — und damit kommen wir auf unsre These zurück — können wir nicht dankbar genug dafür sein, daß für unsre Kirche das Gemeindegebet etwas mehr ist als Einrahmung, Einstimmung, Vorbereitung und Ausklang der Predigt. Dann sollten wir die selbstverständliche Sicherheit bedanken, mit der unsre Liturgie uns ins Beten hineinzieht, und sollten froh sein darüber, daß die alten Gebetsgottesdienste der Mette und der Vesper, vor allem aber das herrliche Kompletorium, in unsern Gemeinden wieder mannigfachen Eingang finden. Erwägen wir, wie all die Gebetsarten von 1. Timotheus 2 in der Litanei enthalten sind; nehmen wir überhaupt das Litaneigebet wieder ernst! (Unbekannte Schätze, zumindest ungenützte Anregungen auf ihrem Gebiet, finden sich in dem „Litaneienbüchlein“ des Neuendettelsauer Rektors Friedrich Meyer, des Nachfolgers Löhes an der Diakonissenanstalt, das 1881 zu Leipzig erschien.) Seien wir dankbar für alle Gebetsformen, die — wie das „diakonische

Gebet“, wie die Ektenie — die Gemeinde aus dem Anhören des vom Liturgen verlesenen Gebets ins Mit-Beten hineinziehen, indem sie sie immer wieder den Mund auf tun lassen! (Beispiele für beide und Belehrung über beide bietet sowohl die Agende I der VELKD als auch, worauf besonders verwiesen sei, Band I der „Gebete der Kirche“ von Otto Dietz, freilich erst in der zweiten Auflage von 1952.) Machen wir uns auch klar, welch ungeheure Gewalt dem Te Deum in Luthers Fassung innewohnt (dieser großartigen Gestalt des ehrwürdigen Gebets, neben der das entsetzliche „Großer Gott, wir loben Dich“ wie ein schlechter Witz wirkt)! Ja, danken wir für den mißachteten aller Gebetsrufe, für das „Amen“ der Gemeinde, das die ganze Versammlung als die Beterin bezeichnet, und den Liturgen nur als ihren Mund! Und endlich: gewöhnen wir es uns an, unsre Lieder sorgfältiger danach auszuwählen und einzusetzen, ob sie Belehrung, Betrachtung, Bericht, oder aber Bekenntnis, Dank, Bitte, Fürbitte seien, ob sie sich zur Gemeinde wenden oder aber der Gemeinde die Worte schenken, daß sie zu reden vermöge mit Gott dem HERRN! Lassen wir etwa an Kantate oder Rogate Luthers „Vater unser im Himmelreich“ einmal das Kirchengebet sein, etwa in Aufteilung auf Chor und Gemeinde! Beten wir um den Geist und die Kraft, um den Willen und die Freudigkeit des Gebets für unsre Kirche! Unsre gottesdienstlichen Ordnungen dürften nicht die Schuld tragen, wenn wir unsre Gebetsmission nicht erfüllen!

**b) Unser Gottesdienst erzieht uns dazu, uns unserer Eigenmächtigkeit zu begeben, indem er uns zum Opfer anleitet.**

Vom Opfer unserer Eigenmächtigkeit reden wir dabei im Blick auf die Hingabe unserer Habe (im Sinne des Paulus und des Hebräerbriefs) und auf die Übergabe unser selbst, wie sie der Eingang von Römer 12 uns ans Herz legt.

Gottfried Locher kann in seiner erwähnten Arbeit (über den Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie) Luther und das alte Luthertum nicht ohne Kritik darstellen: zwar fehle ihm nicht der Wille zum ethischen Handeln, wohl aber der zur sozialen Gestaltung; im Grunde gehe es bei der Ethik Luthers doch immer wieder um die Frage, wie der iustus simul peccator Gewißheit und Trost behalte bis an sein seliges Stündlein. Trotz dieser herben Kritik aber kann Locher doch geltend machen, daß Luther, wenn er von Arbeit und Eigentum redet, Epheser 4, 28 heranzieht, wo Paulus den Sinn unserer Arbeit nicht im Besitzerwerb sieht, sondern darin, daß man etwas habe, was man den Bedürftigen weitergeben könne. Als Bilanz von Luthers Gedanken über das Eigentum finden wir sodann (Seite 28), daß der Christ Eigentum brauche, um Gott — offenbar doch mit diesem Eigen-

tum — dienen zu können. — Lochers Liebe gehört Zwingli; hochinteressant ist aber seine Darstellung der Eigentumsfrage bei Johann Calvin, die er unter die für uns nicht unbeachtliche Überschrift „Die Ehre Christi in seiner Gemeinde und ihren Mitteln“ rückt. Er kann zeigen, daß die Frage des Eigentums für Calvin kein primär politisches Problem (wie für Zwingli) ist, sondern ein ekklesiologisches, ein Problem der Verwirklichung kirchlichen Lebens in Liebesgemeinschaft. Hier klingen Töne an, die der Lutheraner von Löhe her kennt, den man schlecht als Kryptokalvinisten wird behandeln können. So verwundert es nicht, in Lochers Zusammenfassung über das Reformationszeitalter zu lesen, daß trotz aller Unterschiede eine tiefe und weitgehende Übereinstimmung der Erkenntnisse bestehe. Zu dieser Übereinstimmung gehört für unseren Autor (S. 44) die Unterstellung des Eigentumsgedankens unter den Lehensgedanken: der Eigentümer ist in Wahrheit Verwalter Gottes. (Man entsinnt sich des Liedes von Philipp Friedrich Hiller, in dem es heißt:

„Ach präge stets mir in den Sinn,  
daß ich, um hauszuhalten,  
gesetzt in deine Güter bin,  
sie redlich zu verwalten!“

Hier ist genau getroffen, was mit dem Lehensgedanken gemeint ist.) Wichtig ist dann auch ein weiterer Satz, den Locher als reformatorisches Gemeingut herausstellt: der Satz, daß die Gemeinschaft der Christen in dem Grade lebe, als sich Glaube und Gehorsam im Eigentumsopfer wirksam erweisen.

Sehen wir recht, so geht es auch hier wieder um die Tatsache, daß unser Herr Christus uns nicht zu unsrer Willkür befreit hat, sondern uns dazu von den falschen Herren erlöst, daß wir in Seinem Reiche unter Seiner Fahne dienen. Wenn wir versuchen, diese Erkenntnis auf unser gottesdienstliches Handeln anzuwenden, so wissen wir, daß Paulus bei der Bemessung des allsonntäglichen Kollektenbetrages (1. Kor. 16; 2. Kor. 8f.) die Freiheit des eigenen herzlichen Ermessens unbedingt gewahrt wissen möchte. Unserm Gott liegt am fröhlichen Geber! Aber doch ist nicht zu verkennen, wie Sein Apostel sich darum müht, durch das Großmachen der Gabe Christi solche Fröhlichkeit des Gebens zu erwecken und zu stärken. Und ganz offenbar darf zu solchen Erwägungen, wie er sie in 2. Kor. 8f. anstellt, die gefügt werden, daß Gott das Geben Seiner Knechte, unser Geben, benutzt, um z. B. Mitknechte aus Nöten und Schwierigkeiten zu befreien; daß er also Sein Werk durch unser Geld und unsre Gaben tun will, die in Wirklichkeit Sein Geld und Seine Gaben sind. Es darf und

muß wohl gelegentlich das Wort Haggai 2, 8: „Mein ist Silber und Gold, spricht der HErr“ nicht nur zu unserem Trost in Verlegenheiten, sondern auch zu unsrer Inanspruchnahme für Ihn und Seine Sache zitiert werden. Ganz gewiß soll auch weiterhin aus der Unterweisung, die der alte Tobias seinem gleichnamigen Sohne erteilte, die schöne Mahnung angeführt werden: „Hast du viel, so gib reichlich; hast du wenig, so gib doch das Wenige mit treuem Herzen“ (Tobias 4, 9)! Aber so gewiß unserm Herrn an diesem „treuen Herzen“ ebenso gelegen ist wie dem alten Tobias, so gewiß soll doch, ob viel oder wenig, in jedem Falle gegeben werden. Und es dürfte eine der schönsten Früchte der Bemühungen Wilhelm Löhes um die rechte Erneuerung des altchristlichen Offertoriums sein (also um die Erneuerung der gottesdienstlichen Gabendarbringung der frühen Christenheit, bei der auch die Elemente zum Sakrament gereicht, aber ebenso die Nahrung der Armen wie der kirchlichen Arbeiter dargebracht wurde), daß, offenbar auf dem Umwege über die durch Löhe geförderten und belehrten nordamerikanischen Gemeinden, in unsere Kirchen und Agenden das geordnete liturgische Opfer wieder einzieht. Natürlich ist dies nicht schon damit geschehen, daß, oft reichlich stumpf und dumpf genug, im Gottesdienst etwa der Klingelsack umgeht. Und doch ist diese Sammlung im Gottesdienst noch besser, als wenn man eine Art Eintritts- oder Austrittsgeld in die Opferbecken bei der Tür oder in die am Ausgang von Kirchenvertretern gehaltenen Teller einlegt. Allen Respekt, freilich, wenn Kirchenvorsteher es fertigbringen, sich zum Kollekteneinnehmen an den Ausgang zu stellen! Alle Hochachtung, wenn sie's noch oder wieder tun! Aber es wäre nur noch ein kleiner Schritt, sie dahin zu führen, daß sie (nun wir keine Darbringung von Naturalgaben im Gottesdienst mehr haben und das feierliche Herbeibringen der Abendmahls-elemente im Beginn des Sakramentsteils durch Männer der Gemeinde nur noch in wenigen Gegenden, etwa in Siebenbürgen, der Brauch ist), wenigstens das Geldopfer der Gemeinde als einen ernstgenommenen und in seiner Bedeutung durchaus gewürdigten Bestandteil der Liturgie im Gottesdienst einhöben. Wilhelm Löhe hat schon recht gehabt: solange wir unser Geben nicht als Opfer üben lernen, wird es der rechten Weihe und auch des rechten Ernstes entbehren. Als Opfer im Vollsinn des Wortes aber vollbringen wir es erst dann, wenn wir wirklich durch die Art und Weise unsrer Sammlung deutlich machen, daß wir jetzt — wagen wir einmal es auszusprechen! — für Gott, für Seine Sache, Seine Unternehmung, Seine Reichszwecke sammeln und Ihm unsre Gaben widmen. Ich denke an Gottesdienste der bekennenden Gemeinde in der Zeit des Kirchenkampfes, an Jugenddanktage, an Opferwochen der „Inneren Mission“. Wer es bei ihnen mitgemacht hat, wie entweder das Dankopfer der Gemeinde von ihren Vorstehern oder ihrer

Jugend eingesammelt und zum Altar Gottes gebracht und dort vom Liturgen in Empfang genommen und betend dem Segen, dem Schutz, überhaupt der gnädigen Annahme Gottes empfohlen wurde, oder wie die Gemeinde unter Lob- und Dankliedern in geordnetem Zuge in den Chor der Kirche trat, um selber dort ihre Gaben niederzulegen —: wer dies erlebte, der weiß, daß schon eine große Verhärtung dazu gehört, um durch diese Ordnung der Sammlung nicht darüber belehrt zu werden, daß hier nicht einfach für irgend einen „frommen Zweck“ „ein Geld gegeben“, sondern daß hier unserm Gott etwas von Seinen Gaben zurückerstattet und ein Stück von Ihm uns geliehenen Eigentums in Seine unmittelbare Verwendung zurückgegeben wird. Es ist eine vielerorts gemachte Erfahrung, daß bei derartig verkirchlichter Weise der Einhebung sich auch die Höhe der Gaben erheblich zum Guten hin wandelte.

Gewiß erheben sich Einwände. Man spricht von einer Mammonisierung unseres liturgischen Handelns, einer Entweihung des Altars durch das (in der Opferschale oder im Sammelbeutel auf ihm deponierte) Geld, von einer Verlogenheit insofern, als ja nicht die gottesdienstlichen Opfer, sondern die Kirchensteuern der finanzielle Rückhalt der Landeskirche seien. Man führt die neutestamentliche Szene vom Witwenscherflein an, wobei man naiv voraussetzt, es handle sich in ihr um einen „Gotteskasten“ nach Art unserer Opferstöcke. Man ist ernstlich gewillt, das Erbe der Reformation gegen die neue tetzelsche Geldwirtschaft sicherzustellen, ja man fühlt sich in besonderer Weise als Nachfolger Jesu, wenn man das Bethaus Gottes vom Geldgeklingel reinigt.

Doch gemacht! Daß das Gotteshaus ein Bethaus sei, nicht nur ein Vortrags-haus, wird merkwürdigerweise gerade von denen zur Geltung zu bringen versucht, die auch für die Wiederbelebung und würdige Gestaltung des gottesdienstlichen Opferwesens eintreten. Unser Herr Christus hat zwar die Wechsler, Tauben- und Kleinviehhändler aus dem Tempel verjagt, hat aber nichts dagegen unternommen, wie sich die Gabendarbringung dort vollzog, und zwar gerade in der Markus 12, 41 ff. berichteten Geschichte vom Witwenscherflein. Man lasse sich doch einmal durch den großen Kommentar von Strack-Billerbeck klarmachen, was es eigentlich um die äußeren Umstände dieser Geschichte war! Der „Gotteskasten“ war in Wirklichkeit eine Schatzkammer, vom Frauenvorhof aus, der schon zum inneren Tempelbereich gehörte, zu erreichen. Dort gab es dreizehn Behälter, bei denen je ein Priester saß und die Gaben in Empfang nahm, darauf achtend, daß vollwertige Münzen dargebracht und sie sofort in die richtige Kasse eingelegt wurden. Das ganze glich also am ehesten dem, was bei uns, von vielen nicht gern erlebt, sich etwa bei Beichtanmeldungen vollzieht, und war durch die Nen-

nung der Beträge und den Betrieb an dreizehn Kassen gleichzeitig viel öffentlicher und viel unliturgischer, als selbst der Opfergang einer zum Altar wallenden Gemeinde. Und Jesus hat so etwas nicht abgeschafft! — Wer aber Johann Tetzl in unsrer Kirche aufleben zu sehen meint, der frage sich, ob nicht weit eher unser „Kirchliches Notopfer“ und noch viel mehr unsre Kirchensteuern zum „Ablaß“ werden können, durch dessen Lösung man sich von jeder weiteren kirchlichen Betätigung und Glaubenshingabe enthoben fühlt! Gibt es das nicht, daß etwa in Landgemeinden das Notopfer nicht schlecht, der Kirchenbesuch aber monatelang miserabel ist? Gibt es das nicht, daß gut verdienende Lümmel sich auf Grund ihrer Kirchensteuer geradezu als Wohltäter des Pfarrers und der Gemeindegewerkschaft fühlen, vor denen diese wie die Kirchenvorsteher den Hut zu ziehen hätten? Wir wissen alle, welch innerlich unwahrhaftige Sache es um unsere durch Lohnabzug erhobenen Kirchenbeiträge ist. Wir wissen alle, daß unser Kirchensteuerwesen einer Erneuerung von Grund auf bedarf, wenn anders wir es überhaupt noch vor Gott verantworten wollen. Aber wie soll es zu dieser Erneuerung kommen, wenn nicht durch die Erneuerung des biblischen Opfergedankens und der biblischen Einsicht, daß wir uns mit allem, was wir sind und haben, Gott schulden, und daß all unser Besitz Sein Eigentum ist? „Eigentum“, so lesen wir bei Locher Seite 21, „hat im Neuen Testament eigentlich nur der erhöhte Kyrios“. Diese Tatsache muß gepredigt und immer wieder vorgehalten werden. Wie aber könnten wir sie schöner einprägen und einüben, als auf dem Wege des gottesdienstlichen Vollzuges? Es ist wahr, daß vielleicht die Gottesdienstfremden mit ihrer Kirchensteuer hundertmal mehr für die kirchlichen Finanzen bedeuten als die im Gottesdienst ihr Opfer darbringende Gemeinde. (Noch tun sie es — wie lange?) Wer aber die gottesdienstlichen Opfer entwerten will, weil er lieber mit dem finanzamtlich garantierten Geld der Glaubensfremden rechnet, der beleidigt die gottesdienstliche Gemeinde. — Gewiß gibt es Kirchensteuerzahler auch unter den Gottesdienstbesuchern, und Gottesdienstbesucher auch unter den Kirchensteuerzahlern. Aber könnte nicht denen, die beides sind, vom gottesdienstlichen Opfer her auch der Reichgottessinn und die Missionsbedeutung ihrer Kirchensteuer klarer werden? Geistlichen Wert haben doch wohl erst die bewußt Gott dem HERRN gewidmeten Beträge. Und dazu, daß es zu solchen kommt, vermag wohl gerade das ausgestaltete liturgische Opfer ernsthaft zu helfen. — Wer übrigens wissen will, wie ernst die Heilige Schrift die für das Gotteswerk gespendeten Gaben nimmt, der lese 1. Chronik 29! Und wen der Gedanke an Geld auf dem Altar verdrießt, der schaffe auch die Blumentöpfe mit ihrer Gartenerde dort ab!

Neben, ja noch vor das Opfer unserer Gaben stellt die Bibel das Opfer unsrer

Person. Daß dies Opfer täglich und stündlich neu geübt werden muß, weiß jeder Christ. Er weiß, daß es uns ebenso schwer fällt, wenn Gott uns ergreift und uns nach Seinen Plänen opfert, wie wenn wir selber uns Ihm hingeben sollen. Immer wieder steht doch neben dem freudigen „Ja, Vater, ja von Herzensgrund“ das herbe Ringen Seines Geistes mit unserem Fleisch. Und der Beter (vielleicht des 11. Jahrhunderts), dem wir die Bitte an Gott den HERRN verdanken, daß Er uns Seine gnädige Hilfe dazu verleihe, bei Seinem heiligen Sakrament all unsre Gedanken und Wünsche Seinem Willen zu unterwerfen und unsre Seelen und Leiber als lebendige Opfer Ihm darzubringen, hat gewußt und uns den Weg gewiesen, wie es am ehesten dazu kommt, daß wir uns Gott, wie Luther gesungen hat, „lassen ganz und gar“. Denn er bezieht sich für diese Bitte und ihre Erfüllung auf das vollkommene Opfer Jesu Christi!

Im Agendenteil seines „Kirchenbuchs für Christen des lutherischen Bekenntnisses“ hat Wilhelm Löhe darauf gedrungen, daß man zur Eröffnung der Sakramentsfeier im Gottesdienst entweder die Verse Psalm 51, 20f. oder Psalm 51, 12. 13. 4 oder aber einen Liedervers singe, „in welchem die Gemeinde ihre Willigkeit und Freudigkeit ausspricht, dem HERRN alles, Leib und Seele und Hab und Gut, hinzugeben zu Seinen Ehren“. Nun kann diese Hingabe des ganzen Menschen gleichsam verschieden gefärbt sein. Sie kann im Sinne Zinzendorfs lauten: „Hier hast Du uns alle zu Deinem Befehlen.“ Sie kann im Sinne Gottfried Arnolds geschehen, der in seinem „Herzog unsrer Seligkeiten“ singt:

„... wir wollen dem Vater zum Opfer dastehn  
und in der Gemeinschaft der Leiden hingehn.“  
„... Ach, laß in Dein Sterben gepflanzt uns sein,  
sonst dringen wir nie in Dein Leben mit ein.“

Unsere Väter freilich, die das „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herze“ zum Opferlied machten, haben tiefer gesehen. Sie haben gewußt, was das Evangelische Kirchengesangbuch uns im Bußtagslied des zu den Böhmischn Brüdern gegangenen schlesischen Priesters Michael Weiße („Aus tiefer Not laßt uns zu Gott von ganzem Herzen schreien“) zu singen ans Herz legt:

„Wir opfern uns Dir arm und bloß,  
durch Reue tief geschlagen,  
o nimm uns auf in Deinen Schoß  
und laß uns nicht verzagen...“

Aber wie dem auch sei, ob wir uns Gott freudig zum Dienst stellen, ob wir ein beladenes Leben Ihm ausliefern oder ob wir, wie Weiße in dem angegebenen Lied, singen:

„O hilf, daß wir getrost und frei  
ohn arge List und Heuchelei  
Dein Joch zu Ende tragen“ —:

in jedem Fall geht es darum, daß wir nicht nur Gott Gaben geben, sondern uns selbst.

Noch in einer besonderen Weise bringt unsere Gottesdienstordnung die Tatsache, daß wir uns Gott dem HErrn ausliefern müssen, zum Ausdruck, wenn wir das Heilige Abendmahl feiern. Manche Abendmahlsordnungen lassen das Mahl so begangen bzw. ausgeteilt werden, daß die Gemeinde dabei an ihren Plätzen bleibt. Zwingli und von ihm beeinflusste Reformierte in Schottland haben die Austragung der Elemente (wobei Zwingli die Kommunikanten an ihren Plätzen in der Kirche knieen lassen wollte!), die sich ja bei mancherlei angelsächsischen Denominationen ebenfalls findet. Unter den Bekennern der Augustana kennt die Brüdergemeinde eine Form der Kommunion, wo die Elemente gleichfalls ausgetragen und in den Bänken weitergereicht werden. Dem gegenüber hat Luther in seiner „Formula missae et communionis“ (die nach ihrem Erscheinen 1523 sowohl in Nürnberg, vielleicht durch Andreas Osiander, als auch in Wittenberg durch Paul Speratus aus Rötlen bei Ellwangen verdeutscht wurde) gemeint, es schicke sich fein, „daß die, so zum hochwürdigen Sakrament gehen wollen, sich zusammenhalten und an einem (be)sonderen Ort allein stehen. Denn auch dazu beide, Altar und Chor, gebauet sind, . . . daß die Personen öffentlich gesehen und erkannt werden (sowohl von denen, die das Sakrament empfahen, als von denen, die nicht hinzugehn), damit hernach ihr Leben auch desto besser gesehen, geprüft und offenbaret könnte werden. Denn die Nießung dieses Sakraments in der Gemeine ist ein Stück christliches Bekenntnis, dadurch die, so hinzugehen, vor Gott, Engeln und Menschen bekennen, daß sie Christen seien.“ Demgemäß ist es die Sitte unserer Kirche geblieben, daß die Kommunikanten aus ihren Bänken herauskommen und — Luther jedenfalls rechnet damit, daß die nichtkommunizierende Gemeinde anwesend ist! — vor den Augen ihrer Brüder und Schwestern hinaustreten in den Chor. Ob wir uns schon klar gemacht haben, was hier als Bekenntnis „vor Gott, Engeln und Menschen“ (für Luther sind ja, wie für Paulus, die heiligen Engel keine poetischen Figuren, sondern wirklich in der gottesdienstlichen Gemeine mit gegenwärtig!) geschieht? Ob wir uns verdeutlicht haben, daß in diesem Stück Weg bis vor in den Chor und in diesem Gang vielleicht mehrere Stufen hinauf vor den Altar sich wirklich etwas vollziehen kann, das für manchen Abendmahlsgast gar keine Kleinigkeit ist? Wissen wir um dies Hinzugehen mit Zittern und Verlangen, wobei Zittern und Verlangen beide spüren, daß



in diesem Hinzugehn eine Entscheidung, eine Selbsthingabe und Selbstverpflichtung vollzogen wird? Haben wir in unsrer Seelsorge an dies Gewicht unsrer gottesdienstlichen Ordnung gedacht? Haben wir uns bemüht, sie fruchtbar zu machen?

**c) Unser Gottesdienst erweist sich endlich auch dadurch als Missionsmacht, daß er zum sinnvollen Miteinanderwirken in der Kirche erzieht, das zu den Voraussetzungen aller gedeihlichen Erfüllung der Christen-Sendung gehört.**

Daß eine Kirche, die das Alleine-am-Werk-stehen wie die Allein-Geltung des theologischen Berufsarbeiters nicht überwindet, keine Kraft hat, dem Willen Gottes durch Zeugnis und Lebensgestaltung auf allen Gebieten Raum zu schaffen und stattzugeben, ist eine Binsenwahrheit. Daß die Vermehrung des kirchlichen Arbeiterstabes durch die seminaristischen Kräfte der Jugendleiterinnen, Katechetinnen, Gemeindegliederinnen, Diakone und Pfarrverwalter oder -helfer eine entscheidende Besserung auch nicht herbeiführt, solange diese Kräfte wiederum im Ein-Mann-System in den verschiedenen Sparten des Gemeindelebens eingesetzt werden, dürfte dem Blindesten klarwerden. Das System des Einsatzes von Spezialarbeitern auch in der Kirche (das ruhig durchdacht und mutig ausgebaut werden möge: warum müssen z. B. alle in einer Kirchengemeinde tätigen Geistlichen unbedingt predigen, auch der von ihnen, dem Gott keine Predigtgabe und -freudigkeit gab? Warum müssen sie alle unterrichten, auch, wenn ein trefflicher Homilet oder Seelsorger unter ihnen in keiner Weise die Hand eines glücklichen Katecheten hat?) schafft das Alleine-am-Werk-Stehen, das Nicht-in-Gemeinschaft-Wirken der Amtsträger ja ebensowenig aus der Welt wie das Sich-bedienen- und damit Sich-gängeln-Lassen der Gemeinde! Damit, daß wir vom neuen Katechumenat der Kirche reden (einem lebenslänglichen Katechumenat, da der Christ auf keiner Lebensstufe nicht neuer Glaubensstärkung und Lebenshilfe bedürfe), ist so lange nichts gewonnen, als wir in der Gesamtgemeinde wie in ihren Einzelgruppen die mehr oder minder wohlwollend Bedienten, die Empfängergemeinde haben. Denn diese ist ein Widerspruch in sich! Ist es deshalb, weil das biblische Zeugnis von der Kirche „Gemeinde“ und „Leib“ zusammensieht, „Leib“ ihm aber Gemeinschaft des Zusammenspiels verschiedenartiger Glieder, Gelenke und Sehnen ist.

Es gilt ein Mißverständnis zu vermeiden: das Mißverständnis, als könnten wir nur einen Missionsauftrag der ganzen Gemeinde und nicht ein der Kirche von ihrem Herrn gegebenes Amt innerhalb der Gemeinde und für sie und an ihrer Spitze. Als könnten wir kein Amt, zu dessen Übernahme und Führung man Gemeindeglied im geistlichen Sinne, berufener Christus-

knecht und Dienstverpflichteter Jesu, sein muß, das aber durch Ordnung des Herrn und nicht nur durch Übertragung und Abordnung eines Kreises von Knechten diesem Kreise gegenübersteht. Vielleicht hätte die „Ordnung des kirchlichen Lebens“ der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, wie sie 1955 zu Berlin erschien, in ihrem von Beichte und Losspruch handelnden Kapitel VI (S. 15 f.) den Unterschied zwischen der brüderlichen Aussprache mit ihrem Trost und ihrem Geltendmachen des Evangeliums einerseits, der gottesdienstlichen Privatbeichte und bevollmächtigten Amtsabsolution andererseits nicht nur stärker herausarbeiten können, sondern entschlossener bejahen müssen und für die Beichte vor einem Ordinierten der Kirche nicht nur vorwiegend praktische Rücksichten ins Feld führen dürfen. Hans Kreßels Eintreten für das geistliche Amt ausgerechnet in seinem (leider durch den Zweiten Weltkrieg an der rechten Auswirkung verhinderten, aber weithin heute noch lesenswerten) Buch „Die lebendige Gemeinde — das Schicksal der Kirche“ (Gütersloh 1939; dort S. 183 ff.) sollte doch beachtet werden! Daneben aber dürfen dann einfach Arbeiten wie Karl Stecks „Was kann die Heimatkirche von der Heidenmission lernen?“ (Rothenburg o. T., o. J.), Christian Keyssers: „Eine Papuagemeinde“ (2. Aufl. Neuendettelsau 1950), und Georg Pilhofers: „Wie bekommen wir Gemeinden im Sinne des Neuen Testaments?“ (Neuendettelsau 1953) nicht mehr (auch da nicht, wo sie unbequem sind!) länger übergangen werden. Zu ihnen treten (auch hier!) Kreßels Gemeindebuch als ganzes wie auch zur Niedens erwähnte „Gemeinde nach dem Gottesdienst“ (man beachte das programmatische „nach“!) von 1955. Es muß schon mehr als nachdenklich stimmen, wenn zur Nieden (S. 27 f.) das Wort von der „Empfängergemeinde“ aufgreift und dann konstatiert, wir hätten uns an diesen Zustand unserer Gemeinden gewöhnt oder gar in ihn verliebt, und im Zusammenhang damit auch vom Applaus der untätigen Zuschauer bei einer Sportveranstaltung redet. Und man sollte ihm die Mahnung abnehmen (S. 100), das, was zur Erfüllung der Sendung der Gemeinde gehöre, nicht von den Möglichkeiten des „Amtes“ abhängig sein zu lassen — des Amtes, für dessen Rettung sich ein Schlußkapitel (S. 210 ff.) eindrucksvoll einsetzt.

Und der Gottesdienst? Der Gemeinde-Gottesdienst, den die Theologen nur „leiten“, nicht aber „halten“?

Er kann doch, bei Licht besehen, gar nicht anders vonstatten gehen, als in Arbeitsgemeinschaft, in Zusammenarbeit. Ein Gottesdienst, in dem einem noch so bedeutenden Prediger eine zwar aufmerksamst auf ihn hörende, aber beim Kirchenlied stumme Gemeinde gegenübersteht, erweckt den Eindruck eines Fehlschlages — es komme dies Schweigen, woher es wolle. Ein Gottesdienst, dem man es abspürt, daß in ihm Prediger und Organist bzw. Kantor

einander belauern wie Hund und Katze, wobei keiner der beiden bereit oder imstande ist, die Gabe, die Fähigkeit, das Charisma des andern zu würdigen —: ein solcher Gottesdienst wird, mögen die Kontrahenten jeder für sich noch so beachtlich sein, eher einreißen als aufbauen. Und ein Gottesdienst, in dem die Gemeinde entweder nicht gelehrt oder nicht willig ist, ihr „Amen“ zum Gebet ihres Vorbeters zu rufen, wird schwerlich die Bedeutung, die Wirkungen haben, die Luther im Sermon von 1520 dem Gemeindegebet zumaß. Indessen — Gott sei's gedankt! —: wir brauchen nicht nur in Negationen zu reden! Denn wir haben gottesdienstliche Ordnungen, die uns einfach zum Miteinander zwingen: so sehr, daß eigentlich nur ein Miteinander des Respondierens oder (wie in der Ektenie) des Einfallens mit geordnetem Ruf, ähnlich der Litanei, es zu vollständigen Sätzen kommen läßt. Da ist die Tatsache, daß der Liturg oft ernstlich angewiesen ist auf den intonierenden Kantor oder auf die Treue und Zuverlässigkeit des Mesners. Da haben wir die Stücke, die vom Liturgen bzw. dem Kantor und der Gemeinde gesungen gehören (das Straßburger Kyrie etwa oder die Salutation), wo der vom 19. Jahrhundert versuchte Auseinanderfall in Sprechen des Geistlichen und Singen der Gemeinde einfach für jeden Gesundempfindenden eine Lächerlichkeit darstellt. (Da war Löhes Grundsatz, daß entweder nur gesprochen oder nur gesungen werde, dem bekannten „Wo der Geistliche nicht singen kann, so spreche er“ der bayerischen Landeskirche überlegen; denn das Schema „Einer spricht, viele singen“ spielte den Einen und die Vielen gegeneinander aus, statt sie zusammenzufügen.) Solche Stücke haben den Wert, daß der Pfarrer den Kantor oder den kleinen Chor zu Ehren kommen lassen kann (die Salutation, zumal in der einfachen Form der neuen Agende I, wird er ja wohl noch singen lernen, und die Kollekte auf Einem Ton zu sprechen, sollte ihm nicht unerschwinglich sein), wenn nicht der Prediger die Möglichkeit hat, etwa einen predigtfreien Amtsbruder (wie der heimgegangene Diakonissenrektor D. Hans Lauerer in Neuendettelsau es tat) als Liturgen zu bitten; was zu erleben für die Gemeinde ein höchwichtiges Zeichen für die Gemeinschaft ihrer Amtsträger sein könnte. Da bietet uns die Agende I die Möglichkeit, unsere Lektoren (die wir oft in die peinliche Rolle der Lückenbüsser in Urlaubszeiten, wenn nicht gar in die der nach dem Kriege wieder völlig Abservierten, hinabgestoßen haben) vor der Gemeinde zu der ihnen gebührenden Ehre zu bringen, indem wir sie an der Schriftlesung (und den Abkündigungen, sofern der Hirt der Gemeinde die aus der Hand geben mag) auch in unsrer Anwesenheit beteiligen — was übrigens auch von unsern Diakonen und Theologiestudenten, ja bei besonderen Gelegenheiten einmal von unsern Diakonissen gilt! (Wer die Frau als Lektorin im Gemeinde-Gottesdienst erleben möchte, nehme an einer Diakonissen-Einsegnung in Neuen-

dettelsau teil!) Da könnte die Aufgabe, das Graduallied (zwischen Epistel und Evangelium) wenigstens zum Teil durch Chor oder Singkreis ausführen zu lassen, zur Planungsgemeinschaft zwischen Pfarrer und Kantor schon wochenlang vor dem Gottesdienst führen. Da hat der amerikanische Pfarrer Berthold von Schenk in seinem Heftchen „Liturgie und lebendige Gemeinde“ (Kassel 1951) nicht nur einige Geschmacklosigkeiten wie die verbrochen, daß der Taufstein im Gotteshause dem Badezimmer unserer Wohnungen entspreche; sondern immer wieder hat er auch aus reicher Erfahrung eindrücklich darauf hingewiesen, wie gerade im rechten Offertorium, im gottesdienstlichen Opfer, der Laie seine Bedeutung als liturgischer Amtsträger, seine Liturgie und seine Würde habe, die ihn als mündiges Glied der Gemeinde, nicht nur als vom Pfarrer Geschobenen, ausweise. (Ich entsinne mich einer Kirchenkampf-Gemeinde in Berlin, wo selbst die Benennung der das sonntägliche „Dankopfer“ sammelnden Männer „Laien“-Sache war, schon aus sehr durchsichtigen Gründen des Umganges mit der Polizei, und diese Opfereinhebung in sehr würdiger Weise sich vollzog und organisatorisch ausgezeichnet klappte.) Da könnte die Form des diakonischen Gebets eine echte Gebets-Gemeinschaft Lektor-Pfarrer-Gemeinde entstehen lassen, die jedenfalls über die „Verlesung des Gebets durch den Geistlichen“ hinausführte. Und so fort, bis dahin, daß es für eine Gemeinde nicht nur eine Verkürzung des Gottesdienstes, sondern ein geistliches Erlebnis sein kann, wenn (wie bei St. Laurentius zu Neuendettelsau öfter) drei oder vier Pfarrer gemeinsam das Herrenmahl verwalten! — Freilich: man brauchte zu etlichem, das wir nannten, vorherige Verständigung, und nicht nur einen Liederzettel für den Mesner und den Organisten. Aber: wenn erst einmal im Herzen unsres Gemeindelebens, im Gotteshaus und Gottesdienste, wir zur Aktions-Gemeinschaft kämen, und das nicht nur unter Pfarrern, sondern unter Theologen, Kantoren, Lektoren, Kirchenvorstehern usw., so wäre der so nötige Ansatz da, daß die Gemeinde als Lebens- und Kampfgemeinschaft in gegliedertem Miteinander Gottes Sendung gerecht zu werden versuchte, und wir hinauskämen über den bloßen „Haufen unter dem Wort“!

## V. Von der Erfüllung des Missionsauftrages im Gottesdienst

**a) Im gewissenhaft interpretierten, sachlich ernstgenommenen und sinnvoll gewagten Gottesdienst geschieht immer erneute Sendungserfüllung, wirken starke Missionshilfen und sind kräftige Missionsmittel in Übung.**

Daß alle Mission — sowohl die Sendung, Jünger Jesu, in Christo an Gott Glaubende, zu werben, als auch aller kirchliche und gemeindliche Aufbau,

als auch alle Arbeit der Christen als gehorsame Geschöpfe und Statthalter Gottes im Bereiche Seiner Schöpfung — im Gotteslob der Gemeinde und mithin im Gottesdienst münden soll und mündet, dürfte den Gedanken fest einprägen, daß es nicht angeht, die einzelnen Gottesdienst-Akte daraufhin durchzuprüfen, auszuwählen und zu billigen oder zu verwerfen, wie weit sie sich für volksmissionarische Aktionen eignen. Daß aller Gottesdienst aber sendet, zum Dienst unter Christi Fahne aufruft, und also nicht nur Mündungsziel, sondern Quellort immer neuer Sendung ist, haben wir in den voraufgehenden Überlegungen schon mehrfach dahin ergänzen können, daß unser Gottesdienst — man denke an seine Gebetsübung! — uns in den Vollzug unseres Dienstes, in die Ausübung unsrer Mission, kraftvoll hineinstellt. Diese Linie gilt es im Folgenden auszuziehen, aber auch darüber hinausgehend sichtbar zu machen, in welcher Weise die Liturgie „missionarisch“ in dem Sinne wirkt, daß sie „aus diesem verkehrten Geschlecht“ (Ap.-Gesch. 2, 37) und seinen Selbstverständlichkeiten mitsamt aller „Obrigkeit der Finsternis“ heraufhört, hineinstellt „in das Reich Seines lieben Sohnes“ und „tüchtig macht zu dem Erbeil der Heiligen im Licht“ (Kollosser 1, 12 f.).

Freilich sprechen wir dabei vom gewissenhaft interpretierten, sachlich ernstgenommenen und sinnvoll gewagten Gottesdienst. Ohne behaupten zu wollen, es könnte, was wir meinen, nicht besser ausgedrückt und eindrucksvoller illustriert werden, möchten wir doch diesen drei Bestimmungen noch etwas nachgehen dürfen. Sprechen wir etwa vom „gewissenhaft interpretierten“ Gottesdienst, bzw. von „gewissenhaft interpretierten“ Gottesdienststücken oder gottesdienstlichen Gebräuchen, so meinen wir, daß sich im Bewußtsein vieler Theologen und Nichttheologen über Gottesdienst und Kirchenjahr eine dicke Schicht von undiskutierten Ansichten und Betrachtungsweisen gelegt habe, die in ihrer verheerenden Bedeutung eigentlich nur mit der halbmeterdicken Grautünche verglichen werden kann, mit der man vor der großen Wiederherstellungsarbeit des letzten Jahrzehnts das wunderbar farbige Gestein des Münsters zu Kloster Heilsbronn im geliebten Mittelfranken überdeckt fand, oder mit dem schönen Ölfarben-Gelbbraun, mit dem man in ungezählten Gotteshäusern das Holz von Kirchengestühl und Bänken unverwüstlich zugeschmiert hatte. Um ein paar solcher schier sakrosankten Meinungen zu nennen, sei an den (Wilhelm Löhe noch fremden!) „Pfingstkreis des Kirchenjahres“ erinnert, den es in der Perikopenordnung und der Tradition der Kirche nie gegeben hat (für sie dauert der Osterkreis bis Trinitatis), der durch die Lächerlichkeit des Einen Sonntags der Vor- und des Einen Sonntags der Nachfeier schon sich richtet, der aber trotzdem bis zu jenen Verstiegenheiten durchgepaukt wird, daß eine schulmeisterliche

Systematik die drei zweitägig gefeierten Kirchenjahresfeste so aufteilt, daß Weihnachten als das Fest des Vaters, Ostern als das Fest des Sohnes und Pfingsten als das des Heiligen Geistes sich verschreien lassen müssen. Erinnert sei an die sich als schier kanonisch gebende Tradition, daß das „Hauptlied“ des Gottesdienstes vor der Predigt gesungen werden müsse (nicht etwa als Beantwortung, Aufnahme und Weiterführung der Predigt von seiten der Gemeinde nach ihr), eine Tradition, die den Wort-Teil des Gottesdienstes, der sowohl verlesenes als ausgelegtes Gotteswort umfaßt, durch eine möglichst tiefe Zäsur nach dem Credo zu zerreißen geradezu bemüht ist und sich dann wundert, wie der Gottesdienst dank dieser tiefen Kerbe in zwei Stücke auseinanderbricht. Erinnert sei an das einseitige Verständnis des Kyrie-Rufes als einer Bitte um Sündenvergebung, gegen die schon Friedrich Hommel und Wilhelm Löhe eingewendet haben, daß das biblische „Erbarme Dich —!“ alles (freilich mit der Sünde wurzelhaft zusammenhängende!) Leid und jedwede Not bekenne und vor Gott bringe, während die bayerisch-landeskirchliche Agende hier den Blick fast ausschließlich auf „unsere Unwürdigkeit, Sünde und Schuld“ richtet und dementsprechend auch das Gloria zu einer lobsingenden Antwort auf die Absolution oder einem durch die Absolution ausgelösten Lobgesang preßt. Im Zusammenhang damit sei endlich das in der populären Ausdeutung der Liturgie anscheinend nicht auszurottende Mißverständnis angemerkt, daß die Gottesdienstordnung als eine psychologische Abfolge zu begreifen sei. Daß ihm die Koppelung von Sündenbekenntnis und Kyrie, von Gnadenwort und Gloria in excelsis zu verdanken ist, wie sie in der bayerischen Agende vorliegt, dürfte sicher sein: man wollte das harte Nebeneinander von „Herr, erbarme Dich!“ und „Ehre sei Gott in der Höhe“ verständlich machen, indem man das erstere als eine Gestalt der Selbstdemütigung vor Gott („im Gefühl unserer Unwürdigkeit, Sünde und Schuld“) und des „Anflehens um Hilfe, um Gnade und Vergebung“ deutete, das andere aber dadurch sinnvoll machen wollte, daß der Liturg, nachdem er das Kyrie gegen den Altar hin gesungen, nunmehr sich wieder der Gemeinde zuwandte mit den Worten: „Der allmächtige und barmherzige Gott hat sich unser erbarmt . . .“, und mit „Lobset Ihm, lobset Ihm, lobset Ihm, lobset Ihm!“ dann das Gloria hervorlockte, das man gerne als den Jubelsang der entlasteten Gewissen deutete. Man vergleiche die „Kurze Erläuterung der Liturgie“ am Schluß des liturgischen Teils des gegenwärtigen bayerischen Gesangbuchs! Dort findet man: „Die Gemeinde, die sich anbetend Gott nahen will (Lied, Introitus und Gloria patri), wird sich ihrer Sündhaftigkeit bewußt. Sie bekennt ihre Schuld (Konfiteor) und bittet um Vergebung (Kyrie). Deren Verkündigung (Absolution) macht sie heilig froh, und sie preist Gott mit dem weihnachtlichen Lobgesang der Engel . . .“.

Ob wohl einer der für dies durch Landessynodalbeschluß eingeführte Dokument Verantwortlichen geahnt hat, welche innere Last und seelische Not mit ihm den Gottesdienstbesuchern auferlegt wurde, die vielleicht „im Gefühle unserer Unwürdigkeit, Sünde und Schuld“ lebten, jedenfalls aber nicht durch die fälschlich so genannte „Absolution“ in seelischem Umschwung „heilig froh“ wurden? Diese Beispiele mögen genügen, um für die sachgemäße Interpretation liturgischer Ordnungen zu plädieren (eine Interpretation, die dann z. B. zur Salution wohl mehr zu vermerken hätte als „Nun erst grüßt der Geistliche die Gemeinde“: deshalb mehr, weil sie das „Dominus vobiscum“ des sich zum Gebet Anschickenden mit dem „Per Jesum Christum Dominum nostrum“ der Kollekte in Verbindung zu bringen wüßte). — Zur „sachlichen Ernstnahme“ aber würde ich es etwa rechnen, daß man mit der (in Bayern erst in den zwanziger Jahren stillschweigend aus der Agende getilgten, dem durch jene Koppelung von Kyrie und Gloria nicht belasteten deutschen Meßtypus der fränkischen Überlieferung entsprechenden) „Neuendettelsauer“ Form vor dem Introitus schon Sündenbekenntnis (ein wirklich von allen mitgesprochenen Sündenbekenntnis!) und Gnadenverkündigung vollzöge und damit deutlich machte, auf welchem Grunde eigentlich all unser Gottesdienst ruht, und daß seine Fundamentalvoraussetzung die erbarmungsreiche Versöhnung Gottes ist, Seine Hingabe, Seine Verheißung, Seine Taufe. Zur sachlichen Ernstnahme würde ich es rechnen, daß man die Kommunikanten wieder lehrte, die Pax sich gesagt sein zu lassen, die feierliche Proklamation des Gottesfriedens vor der Distribution des Sakraments, die sich für die Alte Kirche und ostkirchliche Liturgien (und sie nicht allein!) bis heute mit dem Bruderkuß verband. „Der Fried des HERRen sei mit euch allen! — Amen“ —: wer kann das hören, wer das singen, um dann miteinander die Kommunion zu halten, hernach aber den Bruder als Feind zu behandeln, mit dem man doch kommunizierte? Zur sachlichen Ernstnahme würde ich auch die Überlegung rechnen, was eigentlich daraus folge, daß wir „mit allen Engeln und Erzengeln, mit den Thronen und Herrschaften“ (wie es in der Weihnachtspräfatation der bisherigen bayerischen Agende heißt) beim Sakrament den Lobgesang darbringen. Aber man muß ja fürchten, dem nachdenkend sich unter aufgeklärten Theologen unmöglich zu machen! So sei denn noch davon andeutend gesprochen, was ich unter einem „sinnvoll gewagten“ Gottesdienst verstanden wissen möchte! Ich denke an den Trinitatis-Introitus der noch gültigen bayerischen Agende. Hier singt man — wohl seit 1920 — in der zweiten Zeile mit Psalm 95, 6, man wolle „anbeten und knieen und niederfallen vor dem HERRn, der uns gemacht hat“, und freut sich an Trinitatis der schönen triadischen Formel. Aber wo kniet man denn nieder? Und wo würde man, selbst falls die Möglichkeit bestünde,

nicht mit allen Zeichen des Entsetzens fliehen, wenn wirklich jemand im Gottesdienste, wie weiland in Korinth (1. Kor. 14, 29) und heute in der Ostkirche oder bei bestimmten Weiheakten im Romkatholizismus, niedergefallen wollte? Wir beugen, wie es in Mannasse-Apokryphon so schön heißt, „die Kniee unseres Herzens“! Das Knieen in der Wirklichkeit überlassen wir dem Herrn Jesus, den Aposteln, den Papisten und den Gemeinschaftsleuten, bestenfalls den Pfarrern, wenn die es nicht vorziehen, ihren Protestantismus dadurch zu markieren, daß sie aufrecht und erhobenen Hauptes vor ihrem Herrgott stehen. — Wir singen Introiten. Recht! Wir singen sie in Psalmtönen. Noch besser! Wir singen sie, in Bayern jedenfalls, von einigen Sonderfällen abgesehen, grundsätzlich nicht ohne die Gemeinde. Ganz ausgezeichnet, und beibehaltenswert. Nur: Introiten sind das nicht, sondern Psalmodien. Nichts gegen Psalmodie! Aber ein Introitus ist nun einmal ein Einzugs- (nicht nur ein Eingangs!)-lied bzw. -psalm. Wer zieht ein? Die Gemeinde ist längst da; sie hat Orgelspiel und Einganglied, u. U. Glockenruf, Posaunenblasen, Chorgesang schon im Sitzen in der Kirche erlebt. Der Liturg? Er steht schon am Altar! Wäre es wirklich ein solcher Schaden, wenn sich, wie Agende I der VELKD als Möglichkeit vorsieht, tatsächlich während des „Introitus“ — soferne kein „Rüstgebet“ gehalten wird — die im Gottesdienst in besonderer Tätigkeit in Erscheinung Tretenden (vom Organisten und dem Chor abgesehen) an ihren Platz begäben? Man könnte einwenden, gesungenes Bibelwort oder aber Gemeindelied sei keine Begleitmusik für Einmärsche. Aber würde das keine Mißachtung der Gabe und des musikalischen Opfers bedeuten, die unsre Organisten oder Bläser der Gemeinde, ja Gott dem HErrn, darbringen? Und haben wir es nicht inzwischen gelernt, etwa bei Kircheneinweihungen in der Diaspora in der singenden Prozession der Gemeinde durchs Land zu ziehen, ohne das für eine Entwürdigung zu halten? Oder sollten wir den Namen des Introitus aufgeben, wenn wir bei der Eingangspsalmodie bleiben möchten? Aber weshalb die Verdopplung: Einganglied und Eingangspsalme? — Ein letztes Beispiel: das Rüstgebet der Gemeinde, also ihr Konfiteor mit anschließender Gnadenverkündigung, und zwar vor dem Introitus! In Neuendettelsau handhabt man es so, daß der Liturg an den Altar tritt, seine Bücher ablegt, die Agende öffnet, das „Adjutorium nostrum“ („Unsere Hilfe stehet . . .“) intoniert und durchsingen läßt, dann sich der Gemeinde zuwendet und sie zum Sündenbekenntnis auffordert. Zum Bekenntnis selbst steigt er die Altarstufen hinab, auf deren unterster er niederkniet. Und so fort! Was einen jeden, der die Handlung ein wenig bewußt durchlebt (die Handlung und nicht nur die Texte!), zu denken gibt, ist der anfängliche Aufstieg bis vor den Altar. Man fragt sich doch wohl nicht mit Unrecht, ob „Unsere Hilfe“ und Aufforderung zum



Sündenbekenntnis nicht ohne jenen Aufstieg von einem Liturgen gesungen bzw. gesprochen werden könnten, der zunächst ganz schlicht bis zu den Altarstufen vorgegangen wäre und sich dort der Gemeinde zugewendet hätte, um sich beim knieenden Konfiteor zum Altar zu wenden. (Seine Bücher — außer der etwa nötigen Agende — könnten wirklich schon vorher an ihrem Platz liegen!) Sein Aufstieg vor den Altar erst zur Verkündigung des göttlichen Erbarmens wäre jetzt einsichtig und in seiner Bedeutung klar; der ganze Akt erführe durch die Beachtung der Raumgestalt eine Herausstellung seines sinnvollen Gefüges. Eine winzige Veränderung im Verhalten des Liturgen, ein bedachtsameres Durchleben und Durchführen — und augenfällig würde, was es um Schuld und Versöhnung ist. Es dürfte noch viele Fälle der Art geben; aber vom ungeduldigen Liturgen, der seiner Gemeinde das „Amen“ vom Munde wegschnappt, vom unvernünftigen Liturgen, der das „HErr, erbarme Dich!“ der Ektenie selber herunterliest, statt es der Gemeinde zu gönnen, und vom durch alle Kenntnisse unbeschwerten Liturgen, der den Namen „Diakonisches Gebet“ — das er natürlich auch ganz alleine absolviert — daher erklärt, daß diese Form lange Zeit nur noch im Gottesdienst der Dettelsauer Diakonissen üblich gewesen sei, soll nicht weiter die Rede sein, so sehr sie als Muster dafür dienen könnten, was nicht nur Unaufmerksamkeit, sondern auch Ängstlichkeit ausrichten können, Ängstlichkeit, die den sinnhaften liturgischen Vollzug nicht wagt und daher unklare Vorstellungen aufschießen läßt!

Im großen Ganzen darf gesagt werden, was hier nicht im einzelnen nachweisbar ist, daß sehr häufig das Studium der Liturgiegeschichte gerade dem Praktiker, dem Katecheten, dem Seelsorger Hilfen zum Verstehen und Verständlichmachen nicht nur der Liturgie, sondern auch der christlichen Botschaft an die Hand gibt, auf die zu verzichten wir uns kaum werden leisten können. —

**b) Als echtes Missionsmittel und wichtiger Faktor des Katechumenats der Kirche bewährt sich der Gottesdienst dank der für ihn kennzeichnenden lebensmäßigen Einheit gedanklich zueinander in Spannung stehender Phänomene.**

Die Werbe-Arbeit der Kirche für Christus, ihre Bemühung, für den Christeneinsatz im wirklichen Leben zu unterweisen, kann nicht einlinig denkend einfach ausschalten, was sich gedanklich nicht zusammenfügt, und bloß, wie es dem Einzelchristen und der einzelnen Bewegung, als Wellen nur im Strome, vielleicht möglich, erlaubt und nötig ist, durch die unermüdliche Wiederholung allein Eines Tones oder Einer Tonfolge wirken. Indem das Leben der Kreatur sich in Spannungen, ja Widersprüchen, vollzieht, wird das Vermögen, in

Widersprüchen, im Komplexen, in Spannungen zu leben, zum Ausweis der echten Lebens-Mächtigkeit auch der liturgischen Arbeit der Kirche. Einige wenige dieser Miteinander, dieser Spannungen, seien herausgegriffen!

1. Beginnen wir mit einem für den lebenslangen Katechumenat der Christenheit vielleicht seit 150 Jahren wieder mehr als wichtigen Miteinander: dem Miteinander von Entsakralisierung der Welt in der Derangierung der für sie repräsentativen politischen Gewalten — und von einer in ihrer Schlichtheit überwältigenden Zusammenschau von Erdenwirklichkeit und Gottes-Endgültigkeit!

Der heimgegangene Karl Bornhäuser in Marburg hat 1938 in Gütersloh eine Studie über einige Stellen des Philipperbriefes erscheinen lassen: *Jesus imperator mundi*. Sie ist wohl nicht die beste seiner Arbeiten, aber m. E. durchaus anregend und hilfreich. Im Anschluß an die Bemerkung des großen Theodor Zahn, Philippi habe eine Militärkolonie nicht nur gehabt, sondern sei eine solche gewesen, bemüht sich Bornhäuser, die Sprache des Philipperbriefes vom Griechischen des römischen Imperiums her, zumal von der Sprache seines Heeres und seiner Verwaltung her, zu verstehen. Eine der Vokabeln, die dabei beleuchtet werden müssen, ist das uns von der Liturgie her wohlbekanntes „Kyrios“, laut Bornhäuser die Entsprechung zum „Divus“ der römischen Kaisertitulatur. (So, wie die Bezeichnung „Soter“ in den Kaiserkult gehörte, die in Phil. 3, 20 neben „Kyrios“ steht, und so, wie das von Luther mit „Wandel“ wiedergegebene „politeuma“ des gleichen Verses von der Bürgerrechts-Terminologie her angefaßt sein will: „Unser Rom“, so umschreibt die Studie, „liegt nicht in Italien. Es liegt im Himmel“.) Eine wichtige Beobachtung, die dadurch ihre Ergänzung findet, daß der in der antiken Welt weitverbreitete und in mannigfachen Kulturen und Frömmigkeitsübungen heimische Ruf „Kyrie eleison“ auch im Kaiserkult (wie er insbesondere im Zirkus zelebriert und in „spontanen“ Zurufen geübt wurde) auftaucht! Und nun vergegenwärtige man sich einmal das Erlebnis eines Menschen, der in der Kaiserzeit zum ersten Male in einen christlichen Gottesdienst kam! Ein Vergleich! Kurz vor Ausbruch des Dritten Reiches hatte Karl Heim von der „Führervollmacht“ Jesu geredet, und noch in den ersten Jahren Hitlerdeutschlands blühten in den Landeskirchen die Ämter für „Volksmission“. Aber wie diese in „Amt für Gemeindedienst“ umbenannt werden mußten, weil für das Volk die Partei zuständig sei, so machte die Sprachenregelung des politischen Kultus den Gebrauch des Führer-Titels für den Herrn Christus ganz unmöglich. Einer nur war Führer: Adolf Hitler. Und nun zurück in die Antike, zu unserm Heiden, der in den Gottesdienst einer griechisch redenden Christengemeinde kam! Fort und fort hörte er vom „Führer“, will sagen vom „Kyrios“ — aber dieser Kyrios hieß

weder Nero noch Domitian, weder Caracalla noch Diokletian, sondern war ein ans Kreuz Gebrachter und ein Jude. Aber von diesem gekreuzigten Juden ward mit einer solchen Gewißheit solch Unerhörtes ausgesagt, daß man eigentlich unvermerkt die Namen der Caesaren verblassen und ihre Bilder in den Staub sinken sah. Kyrios, das war Jesus, und Jesus allein. Ohne alle Polemik, ohne jede Hetze: der Nimbus des politischen Kultus zerstob über dem „Kyrie eleison“ der christlichen Liturgie! Der Liturgie, in deren Laudamus, dem „Großen Gloria“, ein Würdewort und Würdigungswort neben dem andern steht: „... wir beten Dich an (= wir fallen vor Dir nieder)“, „um Deiner großen Ehre (= Herrlichkeit) willen“; „Herr (Gott, himmlischer) König“; „allmächtig“; „Du bist allein heilig“; „Du bist allein der Herr (Kyrios)“ — lauter Worte, die für die Christenheit ihren Schriftgrund, zumal im Alten Testament, haben, die aber deshalb zum Politikum erster Ordnung werden mußten, weil kein Mensch in der Umwelt der Kirche sie anders hören konnte als so, daß sie dem Kult der Weltherrscher den Gottes-thron fortzogen — und die diese Gewalt bis in unsre Tage hinein bewahrt haben: das „Tu solus sanctus“ hat jedenfalls zur Zeit der Triumphe Hitlers manchen gestärkt und manchem die Kraft gegeben zum

„... nur in Jesu Namen mich  
beugen nun und ewiglich“!

Aber noch in anderer Weise entsakralisiert die Liturgie die in den Herrschern gipfelnde Welt: in der Fürbitte für sie und deren Sinnggebung. Mag schon die Apologetik der Alten Kirche, mag erst recht das spätere Staatskirchenrecht in der Fürbitte für die Herrscher und ihr Haus einen Loyalitätsakt erblickt haben: für die Schrift, für die Kirche, für den Geist der Liturgie ist der Sinn solcher Fürbitte dadurch festgelegt, daß sie den Willen dessen erfüllt, „welcher will, daß allen Menschen geholfen werde“. Das „allen“ schließt auch die Herrschenden ein. Aber nicht nur für ihre ewige Errettung (um die es 1. Tim. 2, 4 ja geht) soll gebetet werden, so daß sie als die durchaus noch Nicht-Seligen, als die Errettungs-Bedürftigen erscheinen; sondern die Fürbitte für sie derangiert sie dadurch, daß sie sie zu Werkleuten oder gar Werkzeugen Gottes erklärt, die Er für das Wohlergehen Seiner Kirche benutzt. Es geht also in 2. Tim. 1, 1f. genau so um die Kirche, wie es bei der erstaunlichen jeremianischen Aufforderung an die Deportierten, für Babel zu beten und Babels Bestes zu suchen, um das Wohl des Gottesvolkes geht (Jeremia 29, 7). Wie klein wird da Nebukadnezar und seine Dynastie, wie klein „die große Babel“! Wie unbedeutend wird die Welt gegenüber der Kirche, den „Erben Gottes und Miterben Christi“!

Aber diesem rücksichtslosen Abbruch der stolzen Spitze der Welt entspricht

nun nicht eine hochmütige Trennung und feindselige Scheidung der im Gottesdienst hereinbrechenden geistlichen Wirklichkeit von ihr. Die Liturgie kennt nicht nur das Jetzt einer vergehenden, weil verworfenen Welt — und das in Hunger und Hoffnung geglaubte Dereinst der Gottesenthüllung. Sie läßt vielmehr — auf Grund der Inkarnation, auf Grund der Geburt des Retterkönigs aus Davids Stamm — uns im Gloria einstimmen in den Lobgesang der Engel: einen Lobgesang, der nicht nur postuliert oder für die Zukunft ankündigt, daß alle „Ehr' und Herrlichkeit“ Gottes sein „solle“, daß dereinst Gottes Heilsfriede sich auf die Erde herabsenken solle und daß es einst Menschen geben werde, auf denen Sein Wohlgefallen ruhe. Das Gloria bezeugt vielmehr die Tatsache Seiner Gnadenerwählung und die Gegenwart des Heils; es zieht Menschen von Fleisch und Blut in den Lobgesang der Ungefallenen hinein. Die Präfation — noch einmal sei daran erinnert — läßt uns wissen, daß wir nicht nur „wie“ die Engel und Erzengel alle, sondern „mit“ ihnen das Dreimalheilig singen. Und dies Sanctus selber mit seinem „Alle Lande sind Seiner Ehre voll“ (aus Jesaja 6, 3) oder mit seinem „Pleni sunt coeli“ („Voll sind Himmel und Erdreich Seiner Ehre“) fordert nicht nur, wie etwa Psalm 148 oder der von der Ordnung der Komplet her bekannte Gesang der drei Männer im Feuerofen, alle Welt zum Gotteslob auf, sondern bezeugt im Sinne etwa von Psalm 8, daß der Name unseres Herrschers herrlich ist „in allen Landen“ — so, wie der großartige Eingang von Psalm 19 das beschreibt. Und für den Kenner des hebräischen Urtextes von Jesaja 6 besagt das „Fülle aller Erde ist Seine Herrlichkeit“ noch mehr: daß nämlich nur dank Gottes Offenbarungsgegenwart die Welt nicht zusammenfällt wie ein leerer Schlauch; daß Gottes Da-Sein, Für-sie-Dasein, die Welt mehr sein läßt als Schemen und Schatten. Das heißt aber auch: daß die Welt nicht aus sich heraus und dank ihrer Möglichkeiten prangt, sondern mit Geliehenem — und nur so lange, als der Eine eigentlich Seiende, der Eine wirklich Wirkende, sie dergestalt sein und wirken läßt.

Wer so die Liturgie durchdenkt und besinnt und ihrem verhaltenen Zeugnis lauscht, wird gegründet in der getrosten Gewißheit, daß diese Welt, die Welt der Imperatoren und Diktatoren, der Traktoren und der tosenden Entfesselung ungeahnter Kräfte, doch dennoch Gottes Welt ist. Und ist diese Gewißheit nicht Voraussetzung für jedwedes Gott-Dienen in dieser Welt, das mehr sein möchte als bloße und vielleicht verzweifelte Pflicht-treue und „christliche Haltung“?

2. Das nächste Spannungspaar, das wir herausgreifen, sei das Miteinander von unüberhörbarem Öffentlichkeitsanspruch und ebenso unbedingtem Eigen-Stil und von der Öffentlichkeit unabhängigem Selbst-Bewußtsein der Kirche und ihres Gottesdienstes.

Der Öffentlichkeitsanspruch der Kirche beginnt beim Baulichen. Die Türme über unsern Städten sind weithin und immer noch Kirch-Türme. Verzichten wir ruhig auf ihre ja nicht immer zutreffende Ausdeutung als himmelan weisender Finger! Daß sie wie Wächter oder wie Leuchttürme emporragen und daß die Bauliturgik das Recht beansprucht, solch imposante Vertikalen in ihren Dienst zu nehmen, bedeutet alles andere als Rückzug der Kirche in sich selbst: es bedeutet keinen geringen Öffentlichkeitswillen. — Und die Glocken! Die modernen Versuche, säkulare Kultformen zu schaffen, haben darum gewußt, in welcher machtvoller Weise Glocken die Öffentlichkeit rufen. Und wer einmal etwa eine Woche hindurch Gelegenheit hatte, im Schatten der Akropolis etwa Aschaffenburgs zu wohnen, im Wirkungsbereich der Glocken der dortigen Stiftskirche, und ihres Dröhnens schon in früher Morgenstunde, wird etwas von dem Erlebnis des Dänen Nikolaj Grundtvig ahnen, das hinter der letzten Strophe seines Liedes vom Hause Gottes steht, wie es Otto Riethmüller in „Ewig steht fest der Kirche Haus“ uns in deutscher Sprache geschenkt hat:

„Laß unsern Herzen nirgends Ruh,  
wo auch die Glocken erklingen . . . “. —

Ähnlich ist auch die Orgel, wie wiederum die Zeremonienmeister des politischen Kultus gespürt haben, ein Öffentlichkeitsinstrument. Auch, wenn sie nicht auf Massivität ausgeht! Den gleichen Anspruch auf Öffentlichkeit aber erhebt auch die Blasmusik der Kirche — bis hin zum Abendlied vom Kirchturm, das vielleicht ein Einsamer über sein Dorf hinklingen läßt. Es wird sich wohl nachweisen lassen, wie sehr nicht nur die renaissancehafte und barocke Klangfreude, sondern auch der Wille zur Öffentlichkeit etwa hinter der geistlichen Blasmusik des Reformationsjahrhunderts steht, dieser Zeit, die nach den Worten eines Kenners wie Friedrich Buchholz noch ein Wissen um den Öffentlichkeitscharakter des Musizierens gehabt hat. — Gerade die Nennung von Kantor Buchholz aber läßt uns das Singen der Kirche auf den in ihm an den Tag tretenden Öffentlichkeitswillen hin ansehen, und zwar ihr „liturgisches“ Singen in engerem Sinne. Denn nicht etwa die Ästhetik hat dazu geführt, daß die Kirche (wie es noch Luther nicht nur toleriert, sondern bewußt durchdacht und geordnet hat, und wie es auch die bayerische Agende von 1856, das Kempffsche Cationale von 1941 und natürlich auch die Agende I der VELKD im Auge haben — ihre Gebete wie ihre Schriftlesungen singend vorträgt. Daß es sich dabei um eine besondere Art des Gesangs handelt, dem es in erster Linie um die Verdeutlichung des Wortes und seinen zuchtvollen Vortrag geht, vermag nicht zu ändern, daß

es sich um Gesang handelt, wenschon unsre heutige Art zu singen stärker vom Melos her bestimmt ist. Ob einst schon Marcus Porcius Cato Censorius, wenn er seine Meinung über Karthago kundtat, in die Öffentlichkeit hinein gesungen habe, vermag ich nicht anzugeben; von Cato Uticensis mit seiner Abneigung gegen die *victrix causa* ist es mir wahrscheinlich; fest steht jedenfalls, daß in der Zeit, wo die Alte Kirche ihren Gottesdienst ordnete, man nicht nur im Kultus, sondern auch im Senat und auch vor Gericht den Willen zum öffentlichen Reden genau so singend kundtat, wie die Synagoge gesungen hat. Singen war eine Form des Öffentlichkeitsanspruchs nicht zuletzt deshalb, weil der gesungene Ton weiter reicht als der gesprochene, und weil in der Regel das gesungene Wort das Überhastete und Verschlucken von Silben nicht gestattet. Ebenso wie die christliche Antike aber hat die andere für den lutherischen Gottesdienst klassische Zeit, das Jahrhundert der Reformation, nicht nur darum gewußt, daß die gesangliche Bindung etwa unseres Betens der Entartung zu subjektiven Augenblickschöpfungen entgegenstehe, der Altargesang falsches Pathos des Liturgen bändige und insbesondere in großen Räumen (wie den gotischen Kirchen) der Altargesang technisch nötig sei. Man hat vielmehr auch gewußt, in welchem hohen Maße das gesungene Gemeindelied zu verdeutlichen vermag, daß es um eine Sache von allgemeinem Belang geht. Wer sich im Jahrhundert Luthers an die weitesten Kreise wandte, tat es — noch — gerne singend, wie viele unsrer historischen Volkslieder belegen. (Es wäre eine reizvolle Aufgabe darzustellen, wie insbesondere das Zeitalter der Französischen Revolution an die Stelle des Singens in die Öffentlichkeit hinein die Rede gestellt und das Singen zur Äußerungsform der Massen gemacht hat — wovon ja wohl auch die Theorie bestimmt war, die im 19. Jahrhundert gemeint hat, daß eine Vielzahl von Menschen sich in geordneter Weise nur singend äußern könne.) Für uns ist es wichtig, hinter dem gottesdienstlichen Singen noch den Anspruch der Kirche auf Gehör weiter Kreise und auf verantwortliche Öffentlichkeit des gottesdienstlichen Tuns festzuhalten, wenschon dies zunächst eine heute in den Bereich der historischen und nicht der praktischen Liturgik gehörige Überlegung ist: das Zeitalter der Übertragungsanlagen und Lautsprecher sowie des Rundfunks und des Fernsehens hat seine eigenen Öffentlichkeitsformen.

Nun aber steht diesem betonten Öffentlichkeitscharakter des Gottesdienstes die Doppeltatsache gegenüber, daß die Liturgie niemals darauf verzichtet hat, zu unterstreichen, daß die gottesdienstliche Gemeinde mit den Kategorien der Welt nicht erfassbar sei und ihre Eigen-Art und ihren Eigen-Stil habe, und daß die Kirche Entscheidendes tue hinter verschlossenen Türen. Um dabei zu beginnen: wir kennen die Anweisungen der griechischen Litur-

gien, bei der Feier des Herrenmahls die etwaigen Gäste, die Katechumenen, die Büsser usw. zu entfernen; es besteht viel Grund zu der Annahme, daß die Sitte, das Herrenmahl in der geschlossenen Gemeinde zu halten, in urchristliche Zeiten zurückgeht. Aber was zeigt das Neue Testament? Wenn Paulus 1. Korinther 11, 26 davon spricht, daß die Kirche dadurch, daß sie vom gesegneten Brot esse und vom Kelch des HERRN trinke, den Tod des HERRN proklamiere (eine Stelle, die in die verschiedensten Liturgien bis hin zu den Arbeiten Löhes eingegangen ist und eins der charakteristischsten Stücke der Neuendettelsauer Gottesdienstordnung einleitet), so zeigt sich hier das Bewußtsein um eine Relevanz des gottesdienstlichen Tuns für die Welt und die Ausrichtung des Gotteswillens in der Welt, die völlig unabhängig ist von der Frage, wie weit die Welt von diesem Handeln der Kirche Notiz nimmt oder es versteht. Wenn hinter verschlossenen Türen der Tod Christi proklamiert wird, so ist in der Wirklichkeit der geistlichen Welt etwas geschehen auch ohne jeden „Zuhörer“ und jede missionarische Tendenz. Es war kein Vorteil für die Kirche, als sie das vergaß, und es würde viel Nervosität in unsern Reihen schwinden, wenn wir wieder um diese Relevanz wissen würden. — Damit hängt es zusammen, daß es nicht unbedingt ein Zeichen spießbürgerlicher Verengung des urchristlichen Denkens sein muß, wenn in 1. Tim. 2, 1f. als Sinn der weltweiten Fürbitte der Christenheit und ihres Einstehens zumal für die Machthaber das „ruhige und stille Leben“ der Kirche „in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit“ erscheint. Es könnte nämlich hinter dieser vielverspotteten Angabe ein hohes Bewußtsein davon stehen, was das Dasein von Kirche für den Kosmos bedeutet; davon, daß die Kirche ihre Sendung nicht nur durch Werbung und Belehrung, sondern auch durch ihr Dasein erfüllt. Das zu leugnen, könnte eine vielleicht spezifisch protestantische Form von Werkgerechtigkeit darstellen! — Endlich reiht sich hier alles an, was über den Eigenstil der Kirche zu sagen ist. Sondererscheinungen wie die Zungenrede sind sicherlich von Paulus in 1. Kor. 14, 23 ff. im Blick auf die Verständnismöglichkeiten der zu Missionierenden zurückgedrängt worden (wie 1. Kor. 14, 16 ff. zeigt, auch im Blick auf die Glieder der Kirche selber). Und doch bleibt, bei allen Schwierigkeiten, die die Pflingstgeschichte in den Einzelheiten bietet, es doch wichtig, daß das erste öffentliche Hervorbrechen der Urgemeinde nicht nur das Begriffsvermögen vieler Zuhörer überforderte, sondern sich in einer Weise vollzog, die von manchen von ihnen nur mit Spott aufgenommen werden konnte (Ap.-Gesch. 2, 12f.). Und es bleibt beachtlich, daß, obschon die Alte Welt eine Fülle kultischer Mahlfeiern kannte, die christliche Kommunion sich doch sehr bald Argwohn und wildeste Verdächtigungen gefallen lassen mußte: hier war ein Eigengut der Christenheit wirksam, das die Umwelt nicht aufzunehmen vermochte.

Wie hat sich auch der heilige Kuß der frühen Christenheit, den die Paulusbriefe verschiedentlich und auch 1. Petr. 5, 14 bezeugen, die zwielichtigsten Ausdeutungen gefallen lassen müssen! — Ferner hat, worauf wir noch zurückkommen müssen, die Kirche sich nicht gescheut, in ihre Liturgie fremdsprachliche Ausdrücke aufzunehmen und so hebräische und aramäische, griechische und lateinische Rufe zu gebrauchen, die immer wieder einmal als Fremdkörper und Hindernisse der missionarischen Botschaft auszurotten versucht worden sind. Und doch hat auch ein so auf Eindeutschung bedachtes Jahrhundert wie das Martin Luthers auf „Halleluja“ und „Amen“, auf „Kyrie eleison“ (allerdings mit der lehnworthaften Nebenform Kyrieleis) und „Gloria“ nicht verzichtet, und ein Mann von so volkstümlicher Sprachgewalt, wie Philippus Nicolai es gewesen ist, hat solche glossolalischen Ausbrüche wie die Einfügung lateinischer Rufe und Wendungen in seine Lieder nicht gescheut: man vergleiche die um möglichst engen Anschluß an den Urtext bemühte Wiedergabe seines „Morgenstern“-Liedes in dem (im Lutheraner-Verlag Uelzen in Hannover 1956 erschienenen) freikirchlichen „Lutherischen Kirchengesangbuch“!

So bezeugt die Liturgie der Kirche ihre Lebensmächtigkeit und innere Spannweite dadurch, daß sie einerseits für die Sache der Kirche den Öffentlichkeitsanspruch erhebt (wir tun das ja bis in die Gottesdienstanzeigen hinein), andererseits aber diesen Gottesdienst so vollzieht, daß darüber klar wird, daß er etwas anderes ist als eine religiöse Äußerung dieser Welt, als etwas, über dessen eigentliches Wesen die „breiteste Öffentlichkeit“ auch nur des „christlichen Abendlandes“ mitreden könnte. Beides scheint mir missionarisch wichtig und wirksam zu sein. —

3. An dritter Stelle sei erinnert, wie sehr die Liturgie der Kirche die Zeit nicht minder für Gott in Anspruch nimmt als den Raum.

Sprechen wir von der Beschlagnehmung der Zeit, so dürfen wir zunächst darauf hinweisen, daß natürlich nicht nur jeder Gottesdienst Zeit in Anspruch nimmt (was ja trotz der Meinung vieler Zeitgenossen kein Verbrechen ist, da man ja wohl auch für die Ewigkeit Zeit haben darf), sondern daß dies unheimliche, rätselhafte, zwiegesichtige und dämonische Phänomen, das wir „Zeit“ und „Zeitlichkeit“ nennen, durch den Gottesdienst der Kirche dem Schöpfer alles Geschehenden und Bestehenden unterstellt, mit Dankagung empfangen und durch das Wort Gottes und das Gebet Seinem rechtmäßigen Herrn geheiligt wird (1. Tim. 4, 4f.). An dieser Stelle muß von der großen Bedeutung der Wochengottesdienste der Kirche, insbesondere ihrer Tageszeitengottesdienste, geredet werden (von deren im Mittelalter ausgebildeten Achtzahl unsere lutherische Kirche Mette und Vesper noch Jahrhunderte hindurch begangen, nicht zuletzt dank des Einsatzes Wilhelm



Löhes sich wieder erworben und in neuester Zeit durch das herrliche Nachtgebet des Kompletoriums zu ergänzen sich angeschickt hat). Die Kirche, die auch unter der Woche ihre Horen und Betstunden hält, bekennt Gott als den Herrn aller Zeit und bezeugt, daß es keinen Tag und keine Stunde gebe, die nicht für unser ewiges Heil von Bedeutung wären. Die Strophe des aus dem Egerland stammenden Nürnberger Pegnitzschäfers Sigismund von Birken:

„Gott gibet dir sechs Tage für den Leib,  
der siebente der Seele eigen bleib;  
sie muß ja auch von sieben einen haben . . .“

bildet keinen Glanzpunkt des gegenwärtigen bayerischen Gesangbuchs. Wohl aber möchte man fragen, wo etwa in dieser Zeit der modernen Großstadt und des Drei-Schichten-Betriebs der großen Industriewerke die doch wohl nicht ganz ohne den Schöpfer bestehenden Wirklichkeiten des Morgens, des Abends und der Nacht überhaupt noch ernstgenommen und begangen werden, außer in der Liturgie der Kirche! Und wenn es auf dem Lande allgemeine Sitte werden sollte, die Ernte auch zur Nachtzeit (bei Scheinwerferlicht!) einzuholen, so werden unsre Landgemeinden sehr darauf zu achten haben, daß sie rechtzeitig das abendliche Gebetläuten durch ein gottesdienstliches Abendgebet ergänzen.

Die Zeit aber ist in der Liturgie der Kirche auch so geborgen und als anvertrautes Gut Gott zurückgebracht, daß die Christenheit erstens durch den konservativen Zug ihrer liturgischen Arbeit, wie er auf dem Boden der Reformation insbesondere dem Luthertum eignet, einmal lebendig gewordenes Gut und sinnvoll gewordene Form gerne beibehält und tradiert (ich denke an den seit der Mitte des 2. Jahrhunderts bezeugten Grundtypus unsres Gottesdienstes und an die uralten kirchlichen Gesänge); daß sie aber zweitens auch den Weg, den sie von Israel her durch den syrischen Raum und die griechische Mittelmeerwelt und das lateinische Abendland geführt wurde, noch durch die fremdsprachlichen Worte der Liturgie einschließlich des „Hosianna“, „Abba“ und „Marana tha“ (so ist für die Bedeutung „Herr, komm!“ abzuteilen, wobei in „Marana“ das erste und das letzte „a“ lang, das mittlere aber kurz und betont ist) als eine vor Gott gültige und sie verpflichtende Wirklichkeit bekennt. Weiter ausholend könnten wir davon reden, wie man zu Konstantinopel im Pfingstgottesdienst die Oekumenizität der Kirche dadurch zur Darstellung bringt, daß man das Evangelium in zehn Sprachen verliest, oder könnten an die griechischen Lektionen in der Papstmesse zu Rom erinnern. Aber, um auf lutherischem Boden zu bleiben: was bedeutet es doch, wenn das bayerische Cantionale und die

Neuendettelsauer Übung für Karfreitag die Improperien kennen, in deren deutschen Text das lateinisch-griechische Trishagios hineinklingt:

„Hagios ho Theos! Sanctus Deus!  
Hagios ischyros! Sanctus fortis!  
Hagios athanatos, eleison himas!  
Sanctus immortalis, miserere nobis!“

Die Kirche, die so singt und so betet, bekennt damit, daß sie nicht nur je und je im Augenblick Ereignis wird, sondern daß sie — bei aller Belastung, ja Entstellung und Verborgenheit ihres Wesens durch die Geschichte — Eine ist durch die Jahrhunderte hindurch, verbunden nicht nur in der Horizontale, mit Menschen rechts und links, sondern Eine auch in der Tiefe, Erbin der Heilsgeschichte, Scheuer der Missionsgeschichte der Völker (und unsre heutigen Heidenmissionare sollten sich überlegen, ob es nur Engstirnigkeit derer war, die einst in unsern Landen die Kirche begründeten, oder nur ihr Bedürfnis, durch geheimnisvolle Worte zu wirken, wenn sie unser Volk jene Laute und Formeln der heiligen Sprache lehrten). Wer aber meint, man könne doch nicht anders als in seiner Muttersprache beten, der sei außer an viele Beispiele der Missionsgeschichte an die Todesstunde des sog. „Schöpfers der deutschen Schriftsprache“ erinnert: Martin Luther betete als Sterbender lateinisch.

Neben der Zeit aber wird der Raum von der liturgierenden Kirche beschlagnahmt. Auch das nicht nur so, daß naturgemäß das Gotteshaus und die gottesdienstliche Versammlung im Raume da sind und Raum einnehmen, sondern doch auch so, daß trotz der Raumscheu, ja beinahe Platzangst wohl nicht weniger Theologen auch in unserm Gottesdienst Raum durchmessen und damit die Überwindung und Zurücklegung des Raumes wenigstens im Grundsatz Gott geheiligt wird. Erinnert sei an schon erwähnte Vorgänge: an unsre Kirchweihprozessionen von der früheren Gottesdienststätte zum neubauten Gotteshaus, an den Opfergang im Gottesdienst, an den Weg der Kommunikanten zum Altar. Beigefügt sei der Hinweis auf die manchmal so eindrucklichen Begräbnisprozessionen unsrer fränkischen Dörfer, wo man dem Bild des Gekreuzigten nach vom Sterbehaus zum Friedhof und vom Friedhof ins Gotteshaus zieht, und an die hie und dort üblichen kirchlichen Brautzüge; erinnert sei auch an die vielleicht sehr kurzen Wege des Liturgen von der Epistel- zur Evangelienseite und von der Brotseite zur Kelchseite des Altars, oder vom Altar zum Lesepult an den Chorstufen. Man schätze diese Wege, ob sie nun im Gotteshaus oder in der Öffentlichkeit geschehen, nicht gering ein! Sie bedeuten wenigstens im Ansatz eine Überwindung

des Undynamischen, Statischen im Leben der Kirche und ein Zeichen dafür, daß auch die Überwindung des Raumes einbezogen werden kann in das Gotteswerk in der Welt. —

So ließen sich noch weitere Spannungseinheiten aufweisen, von denen etwa das Miteinander von selbstverständlicher Übung und pädagogischer Anleitung im Gottesdienst wenigstens erwähnt sei: mit großer, unbefangener Selbstverständlichkeit zieht uns die Liturgie in das Gotteslob des Gloria Patri, in das Bekenntnis zur Gottessohnschaft Jesu durch die Kollektenschlüsse, durch sie aber auch in die Berufung auf Seine Mittlerschaft hinein, während daneben eine Übung wie die des Diakonischen Gebets in ausgesprochen pädagogischer Weise jeweils zunächst der Gemeinde das Fürbittanliegen kundgibt und erst, nachdem ihr Widmung und Absicht der Fürbitte eingeprägt wurde, diese selbst ihr vorsprechen läßt, damit sie durch ihr „Amen“ sie sich aneigne. (Ich freue mich, daß auf römisch-katholischer Seite ein Katechet wie der durch die 1949 bei Kösel in München erschienene Kindermesse „Opfer des Lobes“ bekanntgewordene Klemens Tilmann in seinem bei Herder in Freiburg 1949 herausgebrachten Heftchen „Die Liturgie missionarisch gesehen“ ebenfalls auf diese Gebetsform hingewiesen hat.) Möchte, was wir heraushoben, zeigen, wie viele Möglichkeiten bewußteren Erlebens und vertiefteren Vollzuges, aber auch, wie viele Missionskräfte und einfach durch den Vollzug wirksame Missionsmittel in der Liturgie unsrer Kirche enthalten sind!

**c) Alle volksmissionarische Arbeit der Kirche hat erst dann ihr Ziel für die Dauer erreicht, wenn sie die von ihr Gewonnenen im freudigen Mitfeiern des Gottesdienstes beheimatet hat.**

Dieser Satz möchte nach zwei Seiten hin verstanden werden. Er möchte einmal die bedenkliche Wirklichkeit ins Auge fassen, daß manche für Christus Zurückgewonnene sich durchaus in den Zusammenkünften eines der kirchlichen Werke wohlfühlen und auch zu einem gewissen Einsatz als Christen bereit sind, möge er nun im Mitsingen in einer Kurrende bzw. in der Mitwirkung in einer Spielschar oder in der seelsorgerlichen Bemühung um Verwandte und Bekannte bzw. Kollegen oder etwa in einer christlichen berufsständischen Arbeit sich vollziehen, daß ihnen aber der Weg in die Kirchenbank und an den Altar in seiner Bedeutsamkeit für sie noch nicht aufgegangen ist. Hier muß wieder geltend gemacht werden, was wir über die Einmündung aller Missionsarbeit in das Gotteslob der Gemeinde sagten. Das gilt auch für die Paralleltatsache, daß Evangelisationen und Diskussionsabende erst dann wirklich Frucht erzielt haben, wenn sie Menschen nicht nur angefaßt und belehrt, sondern zur betenden Gemeinde ihres Ortes hingeführt haben.

Sonst ist die Gefahr des Rückfalls zu groß! — Auf der andern Seite aber sei darauf hingewiesen, daß die Liturgie vieles gleichsam stenographisch und chiffirmäßig in sich enthält, was evangelistische Rede, Predigt, Schriftauslegung, Lehrgespräch, christliche Erfahrung in aller Breite zu vermitteln haben. Die Liturgie stellt gleichsam den kondensierten Ertrag exegetischer, systematischer und seelsorgerlicher Arbeit dar, einen Ertrag, der wiederum immer neu flüssig gemacht werden darf. Wo Volksmission Dauerarbeit leisten, wo sie die angefaßten Einzelnen an das Gottesvolk binden und so die Kampffront und Arbeitskraft der Kirche verstärken will, und wo sie den Wunsch hat, Fragenden und Erleuchteten den Schlüssel zum vollen Gottesrat in die Hand zu geben und so Tiefenwirkung zu entfalten, da lehre sie sie, die Liturgie zu verstehen und ihre Anliegen in der Liturgie wiederzufinden! Als einer, der im geordneten Gottesdienst und bei außergewöhnlichen Gelegenheiten häufig und mit großer Freude Diener des Gotteswortes gewesen ist und auch fernerhin zu sein hofft, möchte ich es sehr ans Herz legen, Stücke der Gottesdienstordnung nicht nur zur Veranschaulichung der Verkündigung gelegentlich heranzuziehen, sondern nicht eher zu ruhen, als bis man das jeweilige Verkündigungsanliegen, wenn irgend möglich, an seinem Platz im Gottesdienst nachgewiesen hat. Wobei dieser Platz bauliturgischer wie hymnologischer Art ebensogut sein mag, wie er eine Gebetsformel oder ein gottesdienstlicher Brauch sein kann. Was seine Verankerung im Gottesdienst gefunden hat, wird immer neu lebendig werden, sobald das betreffende Stück des Gottesdienstes vollzogen, der betreffende Gegenstand des Gotteshauses in den Blick gerückt wird. In diesem Sinne mag man in der Liturgie die fortwirkende Mission erblicken.

## VI. Forderungen der missionarischen Aufgabe an den Gottesdienst der gegenwärtigen Kirche

### a) Gehorsame Gottesdienstgestaltung kann nicht ohne Beachtung der Zeitsituation geübt werden.

Es geht in diesem Teil unsrer Überlegungen darum, an einigen Stellen auszuloten, ob und in welcher Weise etwa von der gegenwärtigen geistig-kulturellen Situation her (ohne deren Beachtung weder der Verwalter- und Dienstauftrag der Christen in der geschöpflichen Welt, noch der Auftrag der Jüngergewinnung und des intensiven und extensiven Wachstums der Kirche ausgerichtet werden könnte) sich für den Gottesdienst der Kirche und seine Gestaltung gewisse Anregungen ergeben dürften. Zwar halten wir es für eine unaufgebbare Einsicht, daß die Teilnahme am Gottesdienst schon einen gewissen Erfolg der Jünger-Werbung und einen gewissen Weg der

Jüngerschaft voraussetzt, und sehen weiterhin im verständnisvollen Miterleben des Gottesdienstes der Kirche ein Ziel der missionarischen Bemühung. Andererseits haben wir aber bei der Erwägung des Öffentlichkeitsanspruchs des Gottesdienstes gesehen, wie sehr der gesungene Gottesdienst (und von einem solchen können wir ja u. U. weit über Gebet und Lektionen hinaus reden, sobald wir nur an die Psalmodie, die Akklamationen, die Hymnen und Oden denken) mit seinem Öffentlichkeitsanspruch auf der Übung der Antike beruht; wir hatten die Frage schon von Ferne heraufziehen sehn, in welcher Weise Öffentlichkeitsanspruch im gegenwärtigen technischen Zeitalter sich Gehör verschaffe. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Kirche ihre geschichtlich gewordenen Gottesdienstformen, in denen uns ja nie nur kulturgeschichtliches Erbe und belastende Tradition, sondern auch Früchte des Geistes, Erhörungen des schon aus der Synagoge übernommenen „Herr, tue meine Lippen auf!“ und Brautgaben Christi an Seine Ihm verlobte Kirche vorliegen, um der veränderten technischen Situation willen auf die Seite schieben solle. Denn ein Teil der etwa für den Sprechgesang ins Feld zu führenden Argumente besteht ja trotz veränderter technischer Situation weiter fort; zudem ist dieser, als eine charaktervoll profilierte Form, die Liturgen und Gemeinden vor gewisse Aufgaben stellt, schon deshalb aller Formerweichung vorzuziehen. Ganz abgesehen von dem schon berührten Ja der Kirche zu ihrer Geschichte, das freilich kein unkritisches Ja sein darf, sondern sich stets die Bitte Gottfried Arnolds zu eigen zu machen hat um

„... der Klugheit scharfen Unterscheid,  
dadurch Natur von Gnade wird entscheidet,  
das eigne Licht von Deiner Heiterkeit“ — !

Die Möglichkeit einer nicht mehr dienenden, sondern sich als Selbstzweck zwischen den Herrn und Seine Kirche schiebenden „Sakralkultur“ muß mit Zittern jederzeit ins Auge gefaßt werden: gerade auch dann, wenn man ein großes und schönes Erbe an gottesdienstlicher Musik, an liturgischer Form, an steingewordenem Gebetsgeist zu verwalten hat. Auch, wer aufs dankbarste in der Liturgie der Kirche oder in ihrer Predigttradition lebt, wird dessen eingedenk sein müssen, daß Gott einmal, früher oder später, allen geschichtlichen Erscheinungen, auch denen, die Er vielleicht Jahrhunderte hindurch randvoll zu Schalen Seines Segens gemacht hat, ein Ende setzen könne. Nikolaus Ludwig von Zinzendorf hat manche schrecklichen Dinge gedichtet, die man ihm oft leider zu begierig abgenommen hat. Eine seiner großartigsten Poesien aber bleibt der um 1727 geschriebene Vers:

„Herrnhut soll nicht länger stehen,  
als die Werke Seiner Hand  
ungehindert drinnen gehen ...“

jener Vers, der seine schöne Parallele hat in der Urkunde im Grundstein der Diakonissenanstalt Neuendettelsau, wo es heißt:

„Der Herr lasse sich unsre arme Stiftung wohl gefallen und lasse dies Haus Sein Haus sein, bis seine Zeit vorüber ist, und es wie alle irdischen Dinge dahinfliegen wird“.

Man mag es für gut und nützlich halten, solche Aufgabe- und Abtunsbereitschaft auch im Blick auf Gottesdienstgestalt und homiletische Traditionen zu lernen. Aber auch, wer der Überzeugung ist, daß die Notwendigkeit zu solchem Abstoßen und Abschreiben überkommener Übung gegenwärtig nicht bestehe, wird dennoch mit Sorgfalt und Eifer die Art unsrer Zeitgenossen und die Physiognomie des heutigen Menschen beobachten. Es könnte ja sein, daß Gott in der gegenwärtigen Situation auf die eine oder die andere Weise unsre Kirche bereichern wollte (indem Er Übersehenes uns zuwachsen lassen, bislang Nichtbesessenes uns zu eigen geben würde, vielleicht unter Korrektur manches bisher von uns Geliebten), wenn wir nur aufachten und mit dem Blick der Liebe Bedarf und Möglichkeiten des heutigen Menschen anschauen wollten. Eine Kirche, die sich mit Herzlichkeit in die Geartetheit derer versenkt, die sie für Christus werben bzw. zu ihrer Taufe, zu ihrer Kirchengliedschaft, zu ihrem Gotte zurückrufen darf, wird über solcher Versenkung und Bemühung immer gewinnen. In diesem Sinne sprechen wir von der Pflicht, um der gehorsamen Gottesdienstgestaltung willen unsern Zeitgenossen den Puls zu fühlen: nicht aus Unsicherheit, nicht um Konzessionen zu machen, sondern in der Gewißheit, daß der Gott, der in den Dienst stellt, unser Dienen zu Seinem Mittel unsrer Besserung und unsrer Förderung machen will.

**b) Liebevolleres Ernstnehmen des heutigen Menschen dürfte es nahe legen, unser Gottesdienstleben in der Richtung auf stärkere Sichtbarkeit, auf stärkere Dramatisierung und, insgesamt, auf stärkere Gestalthaftigkeit hin auszubauen.**

1. Wenn Martin Luther hat sagen können, daß ein Christenmensch ein Mensch der Ohren und nicht der Augen sei, so kann dies Wort nicht in dem Sinne verstanden werden, als sei ein psychologischer Typus, der akustische nämlich, als solcher dem Reiche Gottes näher, als es der visuelle sein könnte. Will man aber den akustischen Typus mit dem protestantischen, den visuellen mit dem „katholischen“ Menschen identifizieren, so mag man sehen, wie man mit dem Dichter dabei fertig wird, der in seinem „Rhythmus ad Sacram Eucharistiam“ das ganz „protestantische“

„Visus, tactus, gustus in te fallitur,  
sed auditu solo tuto creditur“

gesungen hat:

„Sehen, Fühlen, Schmecken täuscht sich in Dir,  
durchs Gehör alleine sicher glauben wir“:

es war kein geringerer als Thomas von Aquin! So ist vielleicht doch das Wort von Gerhard Marcks noch eher brauchbar: „Die Deutschen sind ein Volk der Ohren geworden, die Augen sind ihnen abhanden gekommen.“ Es ist zu fragen, ob, wenn diese Entwicklung sich im Protestantismus besonders stark durchgesetzt hat, es am Protestantismus lag oder an Stammeseigenarten und kulturgeschichtlichen Wellen! Luthers Rede vom Christen als Ohrenmenschen jedenfalls meint genau das gleiche wie die Sakramentsdichtung des Aquinaten: daß nämlich wir die entscheidenden Befunde des Glaubens unserm Gott aufs Wort hin glauben dürfen und sie nicht zu sehen brauchen. Ein Verbot des Sehens und aller über die Predigergesten hinausgehenden Handlungen im Gottesdienst ist damit nicht ausgesprochen. Wie predigt Luther für die Augen! Wie anschauungsgesättigt ist seine Sprache! Wie hat die Reformation Wert gelegt auf die Illustration der Hl. Schrift, der Gebetbücher, der Gesangbücher! Wie hat Luther Anregungen für Altarbilder gegeben!

Und der heutige Mensch? Ist er nicht einer geworden, der wieder sehen möchte? Der gewiß das Hören nicht preisgibt (man denke an die Wirkung mancher Hörspiele im Rundfunk oder an die Wirkung des Schulfunks!), der aber nicht mehr unbedingt das Gehör im Haushalt der Sinne den ersten Platz einnehmen läßt, sondern „Überblick“, „ein Bild der Dinge“, „Veranschaulichung“ braucht und erstrebt und sich nicht mit dem „Hören-Sagen“ begnügen kann. — Darf die Kirche ihm und seiner Art nicht entgegenkommen? Wir reden oft davon, daß wir uns „unter das Kreuz stellen“, uns „im Zeichen des Kreuzes“ begegnen möchten: ist es wirklich ein Angriff auf die Rechtfertigungslehre (als die vielberufene „Substanz des Protestantismus“), wenn wir die Menschen wieder lehren, sich zu zeichnen mit dem heiligen Kreuz; wenn wir, was in manchen Landeskirchen verboten ist, beim Segen das Kreuz ziehen? „Die kürzeste Predigt“, sagte Philipp Melancthon; und ist eine Predigt für die Augen keine Predigt? — Damit man nicht sage, ich romanisiere, sei sofort ein Brauch erwähnt, der lange Zeit unter den Hauptforderungen des Calvinismus rangierte: das Brotbrechen beim Herrenmahl. Wilhelm Löhe hat es ja, an ostkirchliche Liturgien anknüpfend, in der Weise wieder empfohlen, und in Neuendettelsau wie in einigen andern Gemeinden Bayerns übt man es bis heute so, daß der Liturg bei der Konsekration eine

dazu eigens bereitete große Hostie bricht. Werden die vier Bruchstücke dieser Hostie etwa bei einer Hauskommunion dann ausgeteilt, so wird mit besonderer Eindringlichkeit die Zusammengehörigkeit wie der Teile so der Kommunikanten unterstrichen. Wieder ein Stück Anschaulichkeit, das noch dadurch vermehrt werden kann, daß der Konsekrator sich mit einmaligem Brechen der Hostie begnügt und die Hälften erst bei der Distribution weiter zerbricht. Man muß es erfahren haben, wie „sprechend“ dieser Ritus sein kann; dann wird man auf seine Anschaulichkeit nicht mehr verzichten wollen.

Ein Brauch, in dessen Abschaffung in Wittenberg Luther schließlich gewilligt, den zu gelegener Zeit wieder einzuführen er sich aber ausdrücklich vorbehalten hat, ist die (der Unterstreichung der Abendmahlsrealität dienende) Elevation, die Hochhebung des Kelches wie der Hostie. In der liturgischen Tradition unsrer Kirche gibt es eine wahrscheinlich von Kaspar Kantz in Nördlingen stammende, fälschlich auf Johann Bugenhagen zurückgeführte Ordnung, die Wilhelm Löhe in seine Agende aufgenommen hat. Nach ihr ergreift zu Beginn der Austeilung beim Herrenmahl der Liturg das gesegnete Brot und weist es den Kommunikanten mit der *Confessio corporis Christi*:

„Allerliebste, das ist wahrlich der heilige Leichnam unsres Herrn Jesu Christi, der für euch gelitten hat den bitterm Tod.“

Ebenso wird der Kelch ergriffen und vorgewiesen und dazu die *Confessio sanguinis Christi* gesprochen:

„Das ist wahrlich der teure Schatz des kostbaren Blutes unseres Herrn Jesu Christi, damit ihr erkaufte seid.“

Man wird nicht sagen dürfen, daß dies anschauliche Zeigen des gesegneten Brotes oder Kelches etwas von dem Wagnis abbreche, allein aufs Wort hin das Sakramentsgeheimnis zu glauben. Man wird aber nicht zu Unrecht behaupten, daß jenes Vor-Augen-Führen des Kelches und der Hostie ganz konkret macht, was wir eigentlich glauben, nämlich (wie die Schmalkaldischen Artikel sagen), daß Brot und Wein im Abendmahl sei der wahrhaftige Leib und Blut Christi und werde nicht allein gereicht und empfangen von frommen, sondern auch von bösen Christen. So dient gerade die Rücksichtnahme auf das visuelle Bedürfnis des modernen Menschen der Stärkung der Glaubensgewißheit wie der messerscharfen Herausarbeitung der Glaubensforderung. Dem Kommunikanten ist mit unerhörter Eindringlichkeit vor Augen geführt, was sein „Amen“ (nicht erst zur Spendeformel, sondern schon zur *Confessio corporis* bzw. *sanguinis*) bejaht!



Vielleicht gäbe es noch ein weiteres Gebiet, wo wir dem Verlangen, sehen zu dürfen, entgegenkommen könnten: das Gebiet unsrer gottesdienstlichen Gewandung. Ich bin hier lange Zeit sehr zurückhaltend gewesen. Nachdem ich aber in norddeutschen lutherischen Gemeinden erlebt habe, in welchem eindrücklichem Maße die heilige Festfreude bei der Feier des Herrenmahls dadurch unterstrichen wurde, daß der im Sakramentsteil des Gottesdienstes amtierende Geistliche über dem schwarzen Talar das weiße Chorhemd trug, bin ich von unserm Recht, der Gemeinde auch durch unsre gottesdienstliche Gewandung eine Hilfe zu leisten, überzeugt. Was selbst in den Gemeinden des einstigen herzoglichen Württemberg bis zum heutigen Tage beim Sakrament getragen werden kann, mag auch in unsern lutherischen Gemeinden dazu dienen, beim Sakrament an all das zu erinnern, was die Schrift als die weißen Kleider der Gerechtigkeit der Heiligen, was sie als Kleid der Vollendeten uns vor Augen stellt. —

Vom Fernsehen sei hier nicht gesprochen. Schon haben wir die Übertragung auch evangelischer Feiern. Warum sträuben wir uns eigentlich, an solchen Punkten das Ja zur Sichtbarkeit zu sprechen, die — das gilt auch vom Kreuzeszeichen beim Segen — dem schauenden Menschen die Glaubenswahrheit in einer ihm auf den Leib rückenden Weise verkündigen können?

2. In unsrer Zeit, da man an die Stelle der Besinnung auf die Ewigkeit die Jagd nach dem Tempo gesetzt hat, werden wir, was eben in unsern Kräften steht, versuchen müssen, um Menschen zur Sammlung, Einkehr und Anbetung zu helfen. Hierher gehören all unsre Bemühungen um offene Kirchen, die allerdings erst dann sinnvoll werden, wenn wir den Menschen, die in diese Kirchen eintreten, beistehen, damit sie auch ohne Kirchenkonzerte und museale Führungen und Führer sich außerhalb der Gottesdienststunden doch im Gotteshaus fühlen und auch ohne unsre Ansprache den Weg vor Gottes Angesicht finden können: offene Kirchen verlangen in Sichtweite ihrer Türen offene Bibeln, Gesangbücher und Gebetshilfen. Vielleicht sollten wir dem Bedürfnis nach Stille sogar noch in der Richtung entgegenkommen, daß wir der stillen Anbetung im Sakramentsgottesdienst ihren wünschenswerten Raum ließen?

Nun das gesagt ist, darf auf einen dem Ruf zur Stille diametral entgegengesetzten Zug beim heutigen Menschen eingegangen werden, der aus seinem Erscheinungsbild nicht wegzudenken ist: er sehnt sich danach, etwas zu erleben und nicht nur belehrt zu werden; was man ihm nahe bringen will, muß ihm im Zwiegespräch oder im Miteinander mehrerer Stimmen lebendig gemacht werden. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß nur wenige unsrer Zeitgenossen imstande sind, einen längeren Kanzelvortrag so auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen, wie er es verdiente, und daß die Menschen

unsrer Zeit überhaupt schwer mitgehen, wenn sie nur Einen Sprecher sich gegenüber haben, wie eine Schulklasse ihren Lehrer. Von daher scheint es mir günstig, wenn wir im Gottesdienst mehrere Faktoren einsetzen können: nicht nur den Pfarrer, den Organisten, die Gemeinde, sondern vielleicht den Prediger, den Liturgen, den Kantor, den Lektor, die Kirchenvorsteher, den Chor usw. Dies Zusammenwirken erlaubt auch, dem Rechnung zu tragen, daß ein gut Teil unsrer Zeitgenossen einen starken Sinn hat für das Überraschungsmoment. Was der Wildwestfilm mit seinen Sensationen übersteigert, scheint doch im Kern ein echtes Bedürfnis zu sein. Jedenfalls ist nicht einzusehen, warum, was im Gottesdienst geschieht, nicht dadurch belebt werden kann, daß vom Altar wie von der Empore her, um ein Beispiel zu nennen, der Ruf Gottes ergeht. Vielleicht würde gerade die Möglichkeit, die Liturgie auf verschiedene Stimmen zu verteilen, die echte, ins Geschehen mithineinnehmende Spannung verstärken?

Rede ich aber vom Dramatischen, so wird auch das noch der Überlegung anheimzustellen sein, ob das Gotteswort nur verlesen und vielleicht musikalisch interpretiert und homiletisch ausgelegt werden könne, oder ob auch das geistliche Spiel eine legitime Möglichkeit sei, die Botschaft Gottes auszurichten. Daß dabei nicht an den Kitsch mancher Weihnachts- und Silvesterspiele „für die Vereinsbühne“ gedacht ist, versteht sich. Daß andererseits wir eine Reihe nicht allzu langer Verkündigungsspiele haben, die an theologischer Substanz wie an sprachlicher Zucht wie an aktueller Angriffigkeit zahlreichen Predigten überlegen sind, bedarf keines Nachweises mehr. Natürlich ist noch sehr die Frage (und zwar eine zu verneinende Frage), wie weit das Verkündigungsspiel unmittelbar in den Gottesdienst hineingezogen werden kann. Ihm wird in der Regel das Gemeindehaus gehören, und die abendliche Zusammenkunft dort. Dagegen halte ich die Ersetzung unsrer heutigen Predigtform durch ein Zwiegespräch für zwar nicht in der Regel, aber doch bei besonderen Gelegenheiten durchaus möglich — durch ein Zwiegespräch, das wie das „Stegreifspiel“ viel Vorbereitung, aber auch viel Zucht erfordern kann. Es müßte so gehandhabt werden, daß einer der Unterredner zumindest im letzten Drittel zurückzutreten und der nicht mehr zwiesgesprächigen, sondern aus Einem Munde erschallenden Verkündigung Platz zu machen hätte.

3. Ein letzter Hinweis wird vielleicht zunächst auf verkehrten Voraussetzungen zu beruhen scheinen. Manche Produkte unsrer modernen Malerei, Musik und gelegentlich auch Filmkunst könnten den Eindruck erwecken, als sei für den Menschen der Gegenwart charakteristisch eine weitgehende Auflösung aller Form. Als lebe er im Zerfließen, in der Zerfaserung, im Aufnehmen des Moments, das kein geschlossenes Gesamtbild mehr entstehen lasse. Daneben

verweist man auch darauf, wie in den breiten Massen das Sentimental-Sich-ausschütten, das Sich-Ausgießen und Sich-Auskosten in Stimmungen, allem Gestalthaften zuwider sei. Für Menschen dieser Art scheinen, auf die Arbeit der Kirche gesehen, nur noch bestimmte „geistliche Volkslieder“ zumutbar, bestenfalls das neupietistische Erweckungslied zu Mandolinbegleitung oder Quetsche, und der amerikanische Öldruck.

Aber dem Satz von der Gestalt-Flucht und Gestalt-Scheu des modernen Menschen dürfte entgegengehalten werden, daß dieser gleiche Mensch etwa in der Technik eine ausgesprochene Freude an der immer mehr vervollkommenen Form zeigt. Vielleicht gilt Ähnliches von der Innenarchitektur und der Mode. Dabei ist zu beachten, daß wir neben der rein zweckhaften Formgestaltung, die sich oft mit der Reduzierung auf das unbedingt Nötige verbindet, eine Freude an der irgendwie schönen Form finden, die auf unbedingte Zweckhaftigkeit keinen Anspruch erhebt. Und man wird auch in denjenigen Schichten und Kreisen, denen man das Zerfließen in sentimentale Formlosigkeit mit mehr oder minder Recht nachsagt, bei ein wenig Aufmerksamkeit eine gewisse Freude an der Gestalt, gewöhnlich im Zusammenhang mit Motor oder Mode, nachweisen können.

Wir führen diese Beobachtungen hier an, um ganz allgemein die Wichtigkeit der Gestaltfrage unsres Gottesdienstes ans Herz zu legen. Daß durch lieblosen Vollzug des Altar- oder des Organistendienstes, durch Schlampereien unbeaufsichtigter Mesner, durch schlimmes Sich-Gehenlassen der Prediger, durch Unerzogenheit der Gemeinden unsre Gottesdienste oft garstig und mißgestaltet werden, dient weder ihrer missionarischen Wirkung noch aber dem Lobe dessen, der in der „Weisheit Salomonis“ 13, 3 „aller Schöne Meister“ genannt wird. Soll wirklich all unser Dienst in das Gotteslob münden, das seinerseits wieder eine Gotteswirkung, weil Geistesfrucht, ist, so müßte auch vom Gottesdienst der Kirche gelten, was in Weisheit 13, 5 steht: „Es kann ja an der Schöne der Geschöpfe ihr Schöpfer als im Bilde erkannt werden.“ Ob das auch von ungestaltetem Gottesdienst gelte, ist wohl mehr als fraglich.

**c) In Zusammenfassung dieser Anregungen und Hinweise darf der pessimistischen Rede von der Zukunftslosigkeit des Gottesdienstes widerstanden, der Glaube an eine Verheißung über unserm Gottesdienst auch in missionarischer Hinsicht allerdings mit dem Ruf nach vertieftem Gottesdienstleben verbunden werden.**

Bei allem Ernstnehmen der Frage, ob nicht unsere teils von der antiken Rhetorik, teils vom professoralen Kathederstil, teils neuerdings von bestimmten katechetischen Einsichten oder vom Stil des Feuilletons her geprägte

Predigt an einem gewissen Ende angelangt sei, möchte doch ausdrücklich betont werden, daß eine Belebung unsres Gottesdiensthaltens und Gottesdienstfeierns ohne verstärkte Bemühung um unsre Predigt schier verheißungslos scheint. So gewiß eine gute Agende und ein gutes Gesangbuch manchen von seiten der Predigt her schwer belasteten Gottesdienst retten können, so gewiß wird nur der Prediger, der sich wirklich mit leidenschaftlichem Verlangen seinem Text stellt und die Botschaft seines Textes bis in die letzten Verästelungen zu erfassen sucht (selbst dann, wenn er in der kurzen Zeit einer Predigt dem Vollgehalte seines Textes gar nicht gerecht werden kann), auch seinen liturgischen Dienst anders vollziehen, als ein auf möglichst rasche Abwicklung bedachter Tagelöhner. Umgekehrt aber wird der Prediger, der um sein Amt als Vorbeter der Gemeinde weiß, auch das halten, was kürzlich ein fränkischer Bauer „durchbetete Predigten“ nannte. Neben der immer neuen exegetischen Vertiefung scheint mir unsre Predigt, um im Ganzen des Gottesdienstes ihren Platz wirklich auszufüllen und nicht den Gottesdienst zuchtlos zu überwuchern, vor allen Dingen eben dieses Zuges zu bedürfen, daß sie Predigt des Beters sei. Alsdann, aber wirklich auch alsdann erst, mag und muß die Predigt genau so im Blick auf den heutigen Hörer angelegt und gestaltet werden, wie das vom übrigen Gottesdienst zu sagen versucht wurde. Der Prediger wie der Liturg aber dürfen sich bewußt sein, daß nicht die Modernität ihrer Sprache, sondern der Sachgehalt dessen, was sie reden, ihrem Worte Würde und Gewicht gibt.

## VII. Die Massen und der HErr

Wir haben auf den vorausgehenden Blättern uns immer wieder bemüht, das Wort von der Mission der Kirche so weit zu fassen, daß wir den Gottesdienst im Rahmen des gesamten Auftrags sahen, den wir als Menschen in der Schöpfung Gottes zu erfüllen haben und den wir als Christen in der Kirche der Wiedergeborenen erfüllen dürfen. Wir haben das in der Meinung getan, daß nur in dieser umfassenden Sicht auch die Werbung der Kirche für den zur Taufe entweder hinführenden oder aber zum Ernstnehmen der Taufe und zum Dank für die Taufe anleitenden Glaubensanschluß an Jesus richtig gesehen wird. Weil Gott der HErr Seinen einzigen Sohn zur Rettung Seiner Schöpfung sandte, gehören unsre Dienstpflicht im Garten Gottes und auf dem verfluchten Acker und unsre Nachfolge des Lebensfürsten und der Ruf an die Brüder zu Ihm hin zusammen. Wir erkannten, daß der Gottesdienst der Kirche einerseits als Quellort und Kraftspender für unsre Mission (im engeren wie im weiteren Sinne) in Frage kommt, andererseits aber auch das

Ziel ist, dahin all unsre Missionsarbeit münden darf und soll; wir erkannten, daß der Gottesdienst zwar immer wieder überfordert wird, wenn man ihn in erster Linie als Missionsveranstaltung betrachtet, daß er aber doch im reichsten Maße Missionskräfte und -mittel darbietet und selber missioniert. Immer wieder stellt sich, auch im Blick auf den Gottesdienst und seine Wirkungen, die Frage nach dem missionarischen Erfolg der Kirche, nach der Menge der von ihr Erreichten und Gewonnenen. Und es wird nicht selten einer nach Substanzhaltigkeit ringenden Predigt, einer Liebe zum echten Liedgut, einem Bemühen um wertvolle Kirchenmusik und einer Hingabe an vorbildliche und nicht nur herkömmliche gottesdienstliche Formen zum Vorwurf gemacht, daß durch sie gewisse Massen nicht gewonnen, sondern eher noch abgestoßen würden. Nun zur Frage der volksmissionarischen Wirkung des Gottesdienstes genügend gesagt worden ist, sei jetzt noch ein Wort erlaubt zur Frage der Massen! Von ihnen nämlich könnte auch gelten, was Wilhelm Löhe vor über elf Jahrzehnten im zweiten seiner „Drei Bücher von der Kirche“ im siebten Kapitel unter der These geschrieben hat, daß weite Ausbreitung kein eindeutiges Kennzeichen der wahren Kirche sei. „Edlere Seelen“, so lesen wir dort, „werden durch den Beweis, der aus der Mehrzahl genommen ist, gewiß nicht geblendet . . . Die Zahl ist ein adiaphoron und accidens, worauf es nicht ankommt — und es ist darum nie zu fragen, wie viele bekennen, sondern was sie bekennen.“ Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies Zitat durch eine so geringe Änderung wie den Ersatz des Verbuns „Bekennen“ durch „Liturgieren“ unmittelbar für unsre Überlegungen aktuell werden könnte. Und im Blick auf den gesamten Lebens- wie auf den speziellen Werbungsauftrag der von Christus in die Welt gesandten Kirche ist ein weiteres Zitat des gleichen Kapitels bemerkenswert: „So wenig könnten wir uns um den Beweis der Mehrzahl zu kümmern haben, daß wir im Gegenteil noch fragen dürften: ‚Wer ist zuviel, wer verdirbt die Gemeinde, wer hindert durch sein Dasein das Werk, wer soll von uns fliehen, von uns getrieben werden?‘ So wenig dürfte uns am Ende unsre Zahl kümmern, daß wir froh sein dürften, wenn von uns ginge, was nicht zu uns gehört!“ Ob es nicht für Löhe einen „Missionswillen“ gäbe, den er als falsches Ernstnehmen der Massenwirkung und der Massen verurteilen müßte?

Jedoch nicht dies ernste Löhe-Wort, so befreiend es sein kann, soll am Abschluß unserer Überlegungen stehen. Neben den großen lutherischen Missionar des 19. Jahrhunderts aus dem ostfränkischen Raum trete vielmehr ein reformierter Zeuge, der zeitweilig als Volksprediger im niederfränkischen Stammesgebiet des 18. Jahrhunderts weite Kreise erreicht hat und dessen Dienst in der Christenheit zumal durch seine Lieder noch andauert. Ausgerechnet Gerhard Tersteegen vermag uns den letzten Sinn unsres Daseins

und Christseins wie die eigentlichste Aufgabe unseres Gottesdienstes durch den Blick auf unsern großen Herrn vor Augen zu stellen:

„O Majestät! wir fallen nieder;  
Zwar du bedarfst nicht unsrer Lieder;  
Uns ziemt und nutzt dein Lob so sehr:  
Zu deinem Lob sind wir geboren,  
So theur erkauft, so hoch erkoren;  
O Seligkeit! dir geben Ehr!  
Zu deinem Lobe nur  
Ist alle Kreatur.  
Seligs Wesen!  
Wir kommen dann,  
Und beten an;  
Im Geist und Wahrheit sey's gethan.“

HERMANN DIETZFELBINGER

## Toleranz und Intoleranz zwischen den Konfessionen

Vortrag auf der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands in Hannover am 6. Juni 1956

In das seit langer Zeit bestehende mehr statische Nebeneinander der beiden Kirchen in Deutschland scheint in letzter Zeit eine stärkere Bewegung gekommen zu sein. Besonders seit dem Kirchenkampf sind sich die unter der gemeinsamen Bedrohung durch den antichristlichen Geist stehenden christlichen Kirchen nähergerückt. Der Flüchtlingsstrom von 1945 hat viele neue Berührungspunkte erfreulicher und schmerzlicher Art gebracht. Die theologische Auseinandersetzung ist wieder lebhafter geworden. Evangelische und katholische Theologen nehmen sich als Gesprächspartner ernst und unter vielen Nichttheologen hat die aus tiefer Sehnsucht aufbrechende Bewegung der *Una sancta* zunächst einen starken Widerhall gefunden. Zwar ist auf die darin beiderseits gehegten Hoffnungen durch die Instruktion der Kongregation des Heiligen Officiums vom 20. Dezember 1949 mit ihren sehr genauen Einschränkungen und Vorschriften so etwas wie ein Reif in der Frühlingsnacht gefallen, aber die Arbeit der *Una sancta* kommt doch in alle Kreise und ihre Zeitschrift hat viele tausend Leser.

Auf politischem Gebiet hat die Not des Zusammenbruchs hilfsbereite, ver-

antwortungsbewußte Persönlichkeiten in beiden Lagern zu einer Zusammenarbeit geführt, in der die Verschiedenheit und die Gemeinsamkeit in fruchtbaren Spannungen doch viele gute Ergebnisse gebracht hat. In der Literatur gewinnen die zahlreichen, oft auf hohem geistigem Niveau stehenden katholischen Veröffentlichungen auch unter evangelischen Lesern starken Einfluß, während gleichzeitig die katholische Kirche viele evangelische Choräle in erstaunlicher Großzügigkeit übernimmt.

Mitten in diesen vielfältigen hoffnungsvollen Beziehungen hinüber und herüber, die von vielen als Vorzeichen der sehnstüchtig erwarteten Wiedervereinigung im Glauben begrüßt werden, vollziehen sich aber — ernüchternd und erschreckend — auch ganz andere Ereignisse und Entwicklungen, die gegenüber der eben beschriebenen Annäherung eine zunehmende Entfremdung erkennen lassen. Die ökumenische Bewegung, die über die Kirche der Reformation hinaus etwa auch in der orthodoxen Kirche Boden gefunden hat, steht vor der römisch-katholischen Kirche wie vor einer abweisenden Mauer. Die Verkündigung des Dogmas von der leiblichen Himmelfahrt Marias am 1. November 1950 hat in der evangelisch-lutherischen Kirche einen brennenden Schmerz und eine tiefe Erschütterung hervorgerufen so wie seit langem kein Ereignis mehr aus dem Raum der römisch-katholischen Kirche. Die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten auf geistigem und kulturellem Gebiet werden da und dort schärfer, und wenn die Presse hüben und drüben ein auch nur einigermaßen entsprechendes Abbild der inneren Vorgänge gibt, so scheint die Atmosphäre zwischen den Kirchen im gegenwärtigen Augenblick tatsächlich von kühlen, wenn nicht frostigen Störungen durchzogen zu sein.

In diese Lage fällt unser Thema: Toleranz und Intoleranz zwischen den Konfessionen. Bei der Entfaltung dieses Themas darf ich auf eine wissenschaftlich-geschichtliche Untersuchung des Begriffs Toleranz verzichten. Vielleicht sollte uns gerade bei dem uns hier beschäftigenden Gebiet der Begriff Toleranz überhaupt nicht so sehr bestimmen, weil er uns leicht kraft der ihm innewohnenden Gedankenmächtigkeit auf eine falsche Fährte führt. Für uns geht es — ganz praktisch, praktisch-theologisch! — um die Besinnung auf die uns als Kirche im ganzen und als einzelnen Gliedern der Kirche auf Schritt und Tritt gestellte Frage, die zudem auch das Leben unseres Volkes täglich berührt: Wie stehen wir, die römische und die evangelische Kirche, römisch-katholische Christen und — weil wir hier jetzt gefragt sind — evangelisch-lutherische Christen, im rechten Verhältnis zueinander? Und wenn wir an die Welt denken, die mit scharfen Augen die Christen überall beobachtet, so wird die Frage noch dringlicher: Wie kommen wir in das rechte Verhältnis zueinander, so daß ein Segen daraus entspringt?

## I.

Wir können es uns als erstes nicht ersparen, uns deutlich zu machen, welche schwere Last sich mit diesen Fragen auf uns legt. Die Besinnung darüber soll der erste von vier Gedankenkreisen sein, die wir nacheinander durchschreiten wollen.

Die Existenz der verschiedenen Konfessionen und Kirchen sowie ihr Streit erwächst ja nicht nur aus menschlichen, geschichtlichen Verschiedenheiten. So sehr auch geistesgeschichtliche Entwicklungen und machtpolitische Kämpfe in der Reformation mitgewirkt haben mögen — ihre Wurzeln liegen tiefer. Die Zertrennung der Kirchen ist auch nicht optimistisch zu erklären als Ausdruck der Mannigfaltigkeit christlichen Glaubens und Lebens, über deren Reichtum man sich im Grunde freuen sollte, so wenig man vom Reichtum Gottes auch hier schweigen muß. Die Zertrennung der Kirchen erwächst — an der Wahrheit Gottes selbst! Da ist diese Kirche Jesu Christi, nach Wilhelm Löhe „der schönste Liebesgedanke des Herrn, in welchem sich seine eigene Menschenliebe und die Liebe zu seinem Sohn mit verhülltem Antlitz zeigt“, in der sich Gottes Ehre wie unsere Seligkeit vollenden möchte. Sie ist der Leib Jesu Christi, also die sichtbare Gestalt des bis zu seiner Wiederkunft unsichtbaren Herrn Jesus Christus. Und gerade dieser Leib ist zerteilt! Der Glaubenssatz der *una sancta catholica et apostolica ecclesia* selbst ist es, in dem wir mit der Frage „Toleranz und Intoleranz zwischen den Kirchen“ angefochten werden!

Die Kirche Jesu Christi, wenn sie einen Herrn, wenn sie ein Haupt hat, kann doch nur eine sein und kann doch nur einen Glauben, eine Taufe, ein Vaterunser haben. Sie hat es auch! Wir danken Gott, daß sie es hat! Und sie ist doch zertrennt! Eben darum müssen die beiden Kirchen einander tolerant gegenüberstehen, weil diese widersinnige Zertrennung der Einheit eben nicht zu ertragen ist. Und wie die römisch-katholische Kirche bis in den Namen hinein katholisch, d. h. allgemein, weltumspannend und nach Augustin zugleich in universaler Weise die Fülle Christi darstellend sein will, ja sein muß, so kann die Kirche der Reformation ebenfalls nicht anders denn als katholische, allgemeine Kirche Jesu Christi existieren. „Es muß allezeit eine heilige christliche Kirche sein“, sagt die Augsburger Konfession im Artikel VII und beansprucht, „daß bei uns nichts, weder mit Lehre noch mit Zeremonien angenommen ist, das entweder der Heiligen Schrift oder gemeiner katholischer christlichen Kirchen entgegen ist“. Die Kirche der Reformation hat nicht mit dem Jahre 1517 begonnen, sondern weiß sich als die Kirche der Apostel, die apostolische Kirche. Sie verzichtet nicht auf die Kirchengeschichte vom ersten Pfingstfest über die großen Konzilien, über Augustin und Thomas von Kempen bis zum Thesenanschlag, und sie umfaßt mit ihrem Blick die



Weite der Christenheit und die Weite der Welt. Aber nun stehen wir vor der erschütternden Tatsache, daß zwei allgemeine Kirchen nebeneinander und widereinander sind, die beide Jesus Christus als Haupt und Herrn der Kirche bekennen und beanspruchen!

Eben daraus erwächst der schwere Ernst unserer Frage. Wenn sie nicht so ernst wäre, dann ließe es sich nicht verantworten, getrennt zu sein. Es ist gar nicht nur eine menschliche Frage. Man muß es hören, wie hinter allen menschlichen Fragen sich im Grunde die Frage Jesu Christi selbst verbirgt, der seinen Leib, die Kirche, als seinen Liebesgedanken geschaffen hat, seine Frage an diese seine Kirche: Warum seid ihr denn nicht, wozu ich euch geschaffen habe, die eine heilige allgemeine apostolische Kirche? Warum bist du, mein Leib, zerteilt?

Wenn wir die Frage so hören, dann wird mit der Frage nach Toleranz und Intoleranz zu allererst nicht nur eine Not, nicht nur eine Verlegenheit, sondern unsere Sünde offenbar, die Sünde und Schuld der ganzen Christenheit an ihrem Herrn. Diese von Gott in Jesus Christus durch den Heiligen Geist berufene, gesammelte, erleuchtete, geheiligte Christenheit auf Erden war und ist in ihrer Geschichte nicht imstande, die Einheit des Leibes Christi darzustellen und damit ein einmütiges, glaubwürdiges Zeugnis für ihren Herrn in der Welt und vor der Welt zu geben, sondern — so heißt es in Römer 2, 24: „Eurethalben wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden!“

Wir sind in Streit miteinander, und das ist auch ein Streit mit Jesus Christus, unserem Herrn. In diesem Streit versündigen wir uns an Christus und aneinander. Die Spaltung der Christenheit ist Schuld, offenbare und verborgene Schuld! Mit jeder Absonderung von dem anderen, so notwendig und unausweichlich sie werden mag, versündigt sich die Christenheit, mit ihrem blinden und auch mit ihrem hellen Auge, und sie darf sich nie über die Absonderung beruhigen. Sie ist nach Martin Luther auch in diesem Punkte die *magna peccatrix*, die große Sünderin, die ihre Sünden um so mehr fühlt, je mehr die Wahrheit geoffenbart ist, und der, was ihre Zerstreuung anlangt, ein Toleranzgedanke im Sinne der Verharmlosung der Standpunkte ganz gewiß kein gutes Gewissen gibt, von Lessings Lösungsversuch mit der Fabel von den drei Ringen gar nicht zu reden.

Dabei möge Sünde und Schuld recht verstanden, vor Gott verstanden werden — als eine Sünde der ganzen Christenheit von Anfang an. Die Spaltungen in der Kirche, das zeigt das Neue Testament und, wenn Sie wollen, auch das Alte Testament, sind so alt wie die Kirche selbst, sagt Werner Elert. Sie haben nicht erst mit der Reformation begonnen. Die große Trennung zwischen der römischen Kirche und der orthodoxen Kirche des Ostens liegt ein halbes Jahrtausend vor der Reformation und bereits im *Codex Theodosianus* 428

finden wir das Nebeneinander einer ganzen Anzahl von christlichen Konfessionen. Es ist in jeder Kirche dafür gesorgt, daß sie sich in diesem Punkte nicht überhebe, und das Bild, das sie mit ihrer Geschichte und Gegenwart der andern und vor allem der Welt bietet, ist derart, daß auch die Kirche als Gemeinschaft für sich Martin Luthers erste These aufnehmen muß: „Da unser Herr Christus spricht: tuet Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete Buße sein soll.“ Und die Bemühung um die *una sancta* ist darum genau in dem Maße echt und fruchtbar, als sie Umkehr zu Jesus Christus, dem einen Haupt der Kirche, bedeutet, Umkehr zu Jesus Christus im strengen Sinne. Daran möchten alle Konversionen hinüber und herüber gemessen sein.

## II.

Wenn wir aber auf die Zerspaltung der Kirche nicht ohne den Blick auf unsere Sünde sehen können, dann kann es für die echte, heilsame Begegnung der Kirchen nur einen Ort und eine Weise geben: die unter dem Wort Gottes, das diese unsere Sünde heilt. Die Kirchen begegnen sich ja auch anderswo und auf andere Weise. Sie vergleichen sich in ihrer Frömmigkeit, sie messen sich ab im Blick auf die Zahl der Mißbräuche und Verfallserscheinungen, die es da und dort gibt, sie vergleichen sich in bezug auf ihre Rechte im Staat, in ihrer kulturellen Kraft, in ihrer Einflußnahme auf Kunst-, Literatur- und Geistesgeschichte. Sie möchten sich überflügeln in ihrem Einfluß auf die öffentliche Meinung, in ihren Beiträgen zum Wiederaufbau des Volkes, bis in die Siedlungspolitik hinein. So oft sich die Kirchen da begegnen, im kleinen wie im großen, schwingen ja immer viele Momente mit und werden mancherlei Maßstäbe wirksam: Antikatholische Affekte und protestantische Minderwertigkeits- und Überwertigkeitskomplexe auf der einen Seite, heimliches Mißtrauen und leichte Verletzlichkeit auf der anderen Seite, Fanatismus oder Resignation. Aber wenn diese Begegnung so geschieht, das wissen wir ja, dann vergrößern solche an sich notwendige Begegnungen häufig nur eben auch die Zertrennung und deshalb die Sünde. Wenn es eine heilsame Begegnung sein soll, dann muß sie sich so vollziehen, nicht wie die Menschen, sondern wie Gott sie haben möchte mit uns allen, d. h. unter der Wahrheit seines Wortes. Wir können einander nicht tiefer begegnen und nicht besser ehren, als wenn wir uns in der Wahrheit des Wortes Gottes begegnen. Und um solche Ehre geht es zunächst in der Begegnung der Konfessionen, es geht wirklich darum, daß sie sich gegenseitig die höchste Ehre geben. Ein katholischer Bischof war es, der einmal gesagt hat: „Über dem Evangelium haben sich die Väter getrennt, über dem Evangelium werden wir uns wiederfinden!“ So ist es das Zweite, daß wir von der Begegnung unter dem Wort Gottes

miteinander reden. Aber da ist nun freilich zu sagen: Gerade wenn wir uns so in der Wahrheit zu ehren suchen, ergreift uns erst recht der tiefe Schmerz. Es ist der Schmerz darüber, daß wir einander nicht in der Wahrheit finden. Man möge auch in der römisch-katholischen Kirche diesen Schmerz erkennen, der den reformatorischen Protest durchzittert, von Luther an bis heute. *Verbum dei manet in aeternum* — Gottes Wort bleibt in Ewigkeit! — las ich mit Bewegung in Fulda auf dem Denkmal des heiligen Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Ja, Gottes Wort bleibt in Ewigkeit — das müssen sich die evangelisch-lutherischen Christen heute wie immer sagen lassen. Aber wenn ich nun unter diesem Wort Gottes der römisch-katholischen Kirche begegne, so erwacht eben noch tieferer Schmerz. Hören wir einige Sätze über die Kirche aus der Enzyklika „*Mystici corporis*“ des Papstes Pius XII. vom 29. Juni 1943: „Ohne Fehl erstrahlt unsere verehrungswürdige Mutter in ihren Sakramenten, durch die sie ihre Kinder gebiert und nährt, im Glauben, den sie jederzeit unversehrt bewahrt, in ihren heiligen Gesetzen, durch die sie alle bindet und in den evangelischen Räten, zu denen sie ermuntert, endlich in den himmlischen Gaben und Charismen, durch die sie in unerschöpflicher Fruchtbarkeit unübersehbare Scharen von Märtyrern, Jungfrauen und Bekennern hervorbringt. Ihr (dieser Mutter Kirche) kann man es nicht zum Vorwurf machen, wenn einige ihrer Glieder krank oder wund sind. Sie fleht ja in deren Namen selber täglich Gott an: Vergib uns unsere Schulden, und widmet sich ihrer geistlichen Pflege mit mütterlichem Herz unablässig.“ So reich steht diese Mutter Kirche da. Und mancher evangelische Christ steht davor und möchte die Armut seiner Kirche empfinden. So beklagt Max Lackmann in seinem Buch „Ein Hilferuf aus der Kirche für die Kirche“ die zahlreichen „Mangelercheinungen des evangelischen Wahrheitsbesitzes“. Es ist wahr, um mit einem Bild zu sprechen: Die Reformation, deren Auftrag weithin als ein Zurechtrücken der durcheinandergeratene Gegenstände in einem reich ausgestatteten Zimmer angesehen werden kann, ist vom Protestantismus vielfach als ein Ausräumen dieses Zimmers praktiziert worden. Nun aber, wenn wir in der Schrift und in der Kirchengeschichte nach der Fülle der Kirche suchen, begegnet uns heute auf diesem Weg die römisch-katholische Kirche und zeigt ihre Fülle vor und lockt die sehnsüchtigen Menschen an und gewinnt Leute wie die ehemaligen vier evangelischen Pfarrer, die das bekannte Konversionsbuch geschrieben haben. Aber wenn ich näher zusehe, muß ich eine schmerzliche Entdeckung machen. Ja, da ist diese Fülle, aber eben in der erwähnten folgenschweren Verschiebung aller Gegenstände im Raum, oder anders ausgedrückt, in einer Abweichung vom neutestamentlichen Weg, um ein paar Grad. Ein paar Grad nur, aber diese paar Grad verändern die ganze Welt! Und sie verändern die ganze Christenheit. Es heißt bei Hesekiel 16:

„Ich fand dich in deinem Blut und habe dich aufgehoben und habe dich ge-  
kleidet und geschmückt, aber du verließest dich auf deine Schöne“ (V. 15).  
Kirche ist da, machtvoll und geschlossen sich darstellend, aber so, daß ich  
fragen muß, ob hier nicht Menschen in eigene Regie genommen haben,  
was Christus durch die Inkarnation und durch die Ausgießung des heiligen  
Geistes gab. Die Beichte ist da, besser als bei uns, aber so, daß das Evan-  
gelium von der Vergebung der Sünden ins Gesetzliche verbogen ist. Die  
Gemeinschaft der Heiligen ist da, reicher als bei uns, aber so, daß menschliches  
Werk die Gnade Gottes fast zudecken möchte. Der Begriff Reich Gottes ist da,  
stärker als bei uns, aber so, daß er aus der eschatologischen Spannung ent-  
nommen und damit oft unheimlich verändert ist. Hat diese Kirche das escha-  
tologische Augenmaß für sich selbst und für die irdischen Dinge verloren?  
So muß ich fragen, voll Schmerz, und da man doch allein vom wahren Wort  
Gottes leben kann, halte ich mich trotz allem sehr dankbar und auch getrost  
an die evangelisch-lutherische Kirche, die vom Ringen um die Wahrheit  
Gottes, um seine Auslegung und Weitergabe erschüttert und zerrissen wird  
oft bis zur scheinbaren Auflösung und die in ihrer Mitte noch einmal das  
Gegenüber der Konfessionen zu erleiden hat, und die dennoch — das ist ein  
Wunder Gottes — lebt aus diesem Wort Gottes mit einem in aller Unan-  
sehlichkeit doch unendlich reichen Leben, durchatmet von dem Wort, das  
aus den Toten auferweckt!

Was ist Kirche? Das weiß ein Kind von sieben Jahren, sagt Luther; „die  
Heiligen, Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“. Was  
ist das damit für eine unendlich breite Basis, auf der diese Kirche steht! Was  
für eine lebendige Bewegung und was für eine mächtige Gemeinschaft er-  
wächst daraus? Und ich verstehe Dietrich Bonhöffers Erzählung von einem  
Gespräch mit einem jungen katholischen Pfarrer über die Frage, was sie beide  
mit ihrem Leben eigentlich wollten. Der andere sagte: „Ich möchte ein Hei-  
liger werden.“ „Vielleicht ist er es auch geworden, und das beeindruckte mich  
damals sehr“, meint Bonhöffer, „trotzdem widersprach ich ihm und sagte:  
„Ich möchte glauben lernen!“ Glauben, das ist das verborgene, aber reiche  
Leben der Kirche Jesu Christi, solange sie auf dem Wege ist.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, das Dogma von der leiblichen  
Himmelfahrt Marias nicht zu erwähnen. Wir würden ja sonst der römischen  
Kirche die Ehre der wahrhaftigen Begegnungen versagen. Dabei ehren wir  
besonders auch den Kampf um die Wahrheit, der an dieser Stelle in ihrer  
Mitte selber noch geschieht. Man denke an den Namen von Otto Karrer  
oder von Dr. Pinsk, dem der „Osservatore Romano“ vom 13.7.1955 bei der  
Mißbilligung seiner Schrift und seiner Äußerungen ausdrücklich zum Vorwurf  
macht, daß er sich ausschließlich an die Heilige Schrift halte, die er nur nach

eigenem Gutdünken auslege. Die Verkündigung des Dogmas von der leiblichen Himmelfahrt Marias ist in ihrer Tiefe meines Erachtens nur unter apokalyptischem Aspekt recht zu sehen und hat, abgesehen von allem anderen — auf das Inhaltliche des Dogmas selbst will ich nicht eingehen —, einen besonders tiefen Riß in die noch vorhandene Gemeinsamkeit der Kirchen gebracht, dessen Heilung man sich menschlich kaum mehr vorstellen kann. Während wir bisher noch wenigstens prinzipiell, wenn auch in verschiedener Auslegung, die Heilige Schrift als Basis aller Dogmen gemeinsam hatten, ist dieses neue Dogma zugestandenermaßen im wesentlichen aus dem Glaubensbesitz der Kirche selber erwachsen. Die Heilige Schrift erscheint in der Bulle „*Munificentissimus Deus*“ vom 1. November 1950 an letzter Stelle der Grundlagen. So entsteht, um mit einem katholischen Theologen zu reden, ein „Christentum der Jungfrau, in welchem Paulus sich nicht mehr zurechtfindet“. Die beiden Kirchen sind seit der Verkündigung dieses Dogmas nicht mehr wie bisher durch die Heilige Schrift verbunden. Was die Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche am 5. November 1950 erklärt hat, muß hier wiederholt werden:

„Die dem Evangelium widersprechende Dogmatisierung der Himmelfahrt Marias erfüllt uns schließlich mit besonderem Schmerz im Blick auf das Verhältnis der christlichen Kirchen zueinander. Durch den Kampf wider die gottfeindlichen Mächte, der in dieser dem Ende zueilenden Zeit in letzter Schärfe entbrannt ist, waren die christlichen Kirchen in einer Weise einander zugewandt, daß ihre Glieder das Gefühl der Fremdheit und der polemischen Erstarrung gegeneinander verloren und aufeinander zu hören und voneinander zu lernen bereit wurden. Voraussetzung dieser Annäherung war die Anerkennung, daß das Zeugnis der Apostel die Grundlage der kirchlichen Lehre sein müßte. Durch die nun erfolgte Entscheidung der römisch-katholischen Kirche wurde diese Grundlage verlassen. Mit tiefer Sorge sehen wir voraus, welche Folgerungen sich aus dieser Preisgabe der Grundlage der Kirche ergeben müssen.“

Zum erstenmal ist mit der Verkündigung dieses Dogmas die 1870 statuierte unfehlbare Lehrgewalt vom Papst feierlich in Anspruch genommen worden. Seit der Enzyklika *Humani Generis* vom 12. August 1950 wird sie übrigens in etwas abgeschwächter Weise auch für andere Lehräußerungen des Papstes beansprucht.

Nach der Bulle *Unam Sanctam* von 1302 gehört es „für jede menschliche Kreatur zur Seligkeit, dem römischen Papst untertan zu sein“. So können wir, wenn von den Beziehungen der Konfessionen die Rede ist, auch an der Lehrgewalt des Papstes nicht vorübergehen. Die Gebetsmeinung des Papstes vom Januar 1956 lautet: „Wer die wahre Kirche sucht, möge im Primat des

Papstes das Fundament kirchlicher Einheit erkennen.“ Auch hier muß — gerade weil wir einen solchen Satz ernstnehmen wollen — mit Schmerz, aber klar widersprochen werden; nicht nur in Erinnerung daran, daß der Mönch Martin Luther ja gerade die Entscheidung des Papstes anrief und daß mit an dieser Entscheidung die Einheit der Kirche zerbrach.

Als Belegstellen im Neuen Testament für den Primat des Papstes werden verschiedene Stellen genannt, vor allem Matthäus 16 und von einigen noch mehr Lukas 22 vom Vers 31 an: „Simon, Simon, siehe, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Du aber, wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder. Petrus aber sprach: Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen. Er aber sprach: Petrus, ich sage dir: der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn du dreimal verleugnet hast, daß du mich kennst.“ Die vielen sonstigen Probleme, die uns diese Stellen aufgeben, seien unerwähnt. Der Papst, der sich als Nachfolger dieses Petrus bezeichnet, kann, wenn er als Lehrender spricht, nicht irren. Demgegenüber scheint mir gerade zum Zeugnis, zum Lehrzeugnis des Apostels Petrus überall im Neuen Testament dies zu gehören, daß der Jünger Petrus von seinem Herrn zurechtgewiesen wird und umkehren darf. Der Papst aber, der Nachfolger des Petrus, verkörpert eine Kirche, die nicht mehr irren, darum nicht mehr umkehren kann. Was war das für eine unheimliche Stunde — man muß die Schilderung bei Walther von Loewenich in seinem Buch „Der moderne Katholizismus“ nachlesen —, als am 18. Juli 1870 Papst Pius IX. das Dogma von seiner eigenen Unfehlbarkeit verlas und bestätigte! Unheimliche Lage einer Kirche vor Gott, wenn sie, die Zeugin der Wahrheit, mit ihren Dienern gezwungen ist, in solcher Weise unfehlbar zu sein. Auch wir wissen, was das Wort Jesu: „Wer euch hört, der hört mich“ für die Vollmacht jedes Pfarrers bedeutet, und wir leiden häufig genug unter der Willkür derer, die als Lehrer gelten wollen und hier versagen. Aber wenn ich an die eben beschriebene Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramts in der römisch-katholischen Kirche denke, so scheint mir, daß gerade damit etwas an dem „Pfeiler und der Grundfeste der Wahrheit“, wozu nach dem 1. Timotheusbrief, Kapitel 3, Vers 15, die Kirche berufen ist, zersprungen ist, nämlich ihr bußfertiger, zeugnishafter Hinweis auf den, der allein von sich sagen kann: „Ich bin die Wahrheit.“ Es könnte sich eines Tages gerade dies als die tödliche Schwäche Roms erweisen, wie das schon einmal war, daß es eben auf Rom gegründet ist und im Papst das Fundament der kirchlichen Einheit erblicken muß.

Die Inkarnation der Wahrheit geschieht anders als in solcher Unfehlbarkeit. Um ein Wort Bezels abzuwandeln: In der Wahrheit Jesu Chri-

sti wird die Allmacht von der Barmherzigkeit und die Allwissenheit von der Gnade so geheiligt, daß der treue Gott nicht nach seiner Allwissenheit, sondern nach unserer Torheit spricht, nicht nach seiner Allmacht, sondern nach unserer Ohnmacht. Gerade das den Sünder rechtfertigende Wort Gottes ist es, das dem Petrus und allen seinen Mitaposteln und jedem Pfarrer die Vollmacht gibt, und in ihm sehen wir, mit einigen Ausdrücken Luthers, den *magister et princeps*, den *dominus, rector et iudex super omnia genera doctrinarum*, den Lehrer und Fürsten, den Herrn, den Regierer und Richter über alle Arten Lehren. Der Artikel von der Rechtfertigung, dessen Wurzeln im übrigen im gesamten trinitarischen Dogma und in der Botschaft der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments liegen, ist ja wirklich nicht nur ein Glaubenssatz unter vielen, wie ein Baum unter vielen Bäumen im Walde, sondern er ist das, was alle Bäume im Walde der Glaubenslehre grün macht, was alle Glaubenssätze belebt und bestimmt, weil er den Versuch darstellt, den Schlag des Herzens Gottes in Jesus Christus durch den Heiligen Geist seiner Menschheit gegenüber hörbar zu machen. Wenn ich aber das bedenke, dann muß ich von Herzen wünschen und bitten — und verstehen Sie jetzt, meine Brüder und Schwestern, bitte, daß das nicht zuerst ein Angriff auf die römisch-katholische Kirche ist, sondern ein Aufruf an unsere Müdigkeit —, daß nicht nur die nichtchristliche Welt, sondern auch die ganze nichtevangelische Christenheit von diesem rechtfertigenden Wort Gottes erfaßt und gewandelt werde.

Der katholische Bischof Dr. Doepfner in Würzburg sagte in seiner Predigt anläßlich der Weltgebetsoktave dieses Jahres am 22. Januar 1956: „Die katholische Kirche und jeder katholische Christ ist zu einer missionarischen Sendung verpflichtet, die über die sichtbare Kirche hinausweist . . . Jeder Nichtkatholik aber, der erkennt, daß die katholische Kirche die wahre Kirche Christi ist, ist vor Gott verpflichtet, aus dieser Erkenntnis die Folgerung zu ziehen und ein Glied der Kirche zu werden . . . Solange die Kirche (das ist die römische Kirche) auf ihrem Pilgerweg nicht alle Menschen umfaßt, darf sie nicht zur Ruhe kommen.“ Ebenso kann auch die Kirche der Reformation nicht zur Ruhe kommen, sondern muß arbeiten und beten, nicht daß sie groß werde, aber daß das reine Wort Gottes laufe und wachse überallhin und mit aller Freudigkeit verkündigt werde. So intolerant ist die Wahrheit, daß sie allen Irrtum aufzehren und überwinden muß.

### III.

Wie kann es dann aber, so fragen wir zum dritten, zwischen den Kirchen noch Toleranz geben, wenn sie sich gegenseitig beinahe als Missionsgebiet

betrachten müssen? Wie können sie dann aneinander noch brüderlich-freundlich handeln und so einander begegnen? In der Tat, man muß z. B. junge Leute, die mit dem Gedanken einer konfessionell gemischten Ehe umgehen und ihrer Liebe gerne die Überwindung aller Schwierigkeiten zutrauen, auf diese bis in größte Tiefen greifenden Gegensätze aufmerksam machen. Von den kirchenrechtlichen Vorschriften ganz abgesehen, kann sich im Schoß einer solchen Ehe, bei den Ehegatten selbst und bei den Kindern, ein durch die Jahrhunderte gewordenes verschiedenartiges Erbe so stark bemerkbar machen, daß vor der Mischehe, auch wenn es viele glückliche Ausnahmen gibt, ernst gewarnt werden muß. Aber wie nun, wenn doch ganz Deutschland, wie jemand gesagt hat, in einer Art großer Mischehe lebt, die es nicht freiwillig geschlossen hat? Oft ist die Verzweiflung, die Resignation, angesichts dieser Situation die Mutter einer Toleranz geworden, die im Relativieren der Unterschiede den Ausweg suchte, und es gehört mit zu der vorhin genannten Schuld der gesamten Christenheit, daß sie selber der ganzen Welt diese Toleranz weithin nahegelegt hat. Die Resignation ist die Mutter solch einer Toleranz geworden, aus Liebe vielleicht. Aber dürfen wir einer Liebe das Wort reden, die an der Wahrheit vorbeigeht?

Wir versuchen den Weg zu einer Begegnung mit der anderen Kirche, die die Wahrheit nicht verletzt und doch die Liebe übt, indem wir blicken auf die Geduld Gottes mit uns.

Die Bibel ist ja voll von der Geduld Gottes, und die Welt ist auch voll von der Geduld Gottes. „Jetzt müßte Gott wieder eine Sintflut kommen lassen, aber eine noch größere als die erste!“, hat einer im Entsetzen des Jahres 1945 gerufen, „eine Sintflut, wo er auch einen Noah nicht mehr übrig lassen dürfte. Solch ein Gericht verdient die Menschheit!“ So konsequent in allem kann der Mensch sein. Aber Gott war geduldig nach der Sintflut und nach 1945 und trägt die Welt und hält ein mit seinem Zorn. Von Jesus Christus, dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, im Tragen wegnimmt, wird gesagt, daß er es ist, der die Welt trägt mit seinem allmächtigen Wort. Darum kann alle Geduld unter Christen nicht besser und tiefer begründet werden als eben aus der Geduld Gottes mit uns, aus der Stellung Gottes zu seinen Geschöpfen und seiner ganzen Schöpfung in Jesus Christus. Wenn dieser Jesus Christus nach der Geschichte von der Verklärung wieder herabkommt vom Berg und sieht seine Jünger ohnmächtig vor dem mondsüchtigen Knaben stehen (Matthäus 17, 17) und seufzt: „O du kleingläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein, wie lange soll ich euch tragen?“, so gewinnt dieses Wort seine ganze Schärfe und seine erschütternde Tiefe gerade dann, wenn wir bedenken, daß zu dieser ungläubigen und verkehrten Art, die er tragen muß, vor allem seine Jünger selbst gehören.



Was hat denn die zerspaltene und dadurch ohnmächtige Christenheit beider Konfessionen gehalten und getragen durch die Zeit, wenn nicht eben diese Geduld Christi, der sich — denken Sie an die Geschichte von der Fußwaschung — nicht schämt, dieser Christenheit die auf dem gemeinsamen Weg durch die Welt täglich schmutzig gewordenen Füße zu waschen. Er hat nur einen Leib, aber er trägt die Zertrennung dieses Leibes und seiner Glieder und legt noch in die einzelnen Glieder seine ganze Güte und Treue. Gott läßt täglich Kinder geboren werden in dieser und in jener Kirche, läßt sie getauft werden und aufwachsen, läßt sie die Geschichten von Jesus Christus hören und glauben und beten, hat jeden von uns in dieser oder jener Kirche sich vorfinden lassen, ehe er sich darüber besinnen konnte, und läßt die Menschen selig sterben, ja auch selig sterben in den verschiedenen Kirchen, und hat doch nur eine Wahrheit! Was für eine erhabene Toleranz, deren Gedanken wahrlich nicht unsere Gedanken sind! Gott segnet — wirklich: er segnet mit seinen Gaben und Kräften noch Menschen in beiden Konfessionen. Er läßt Gespräche zwischen Theologen der beiden Kirchen öffentlich und heimlich geschehen, bei denen beide Seiten aufeinander hören und voneinander lernen. Er segnet die Arbeit der Diakonie in beiden Kirchen, gibt Zeugen des Glaubens und der Liebe, Märtyrer in beiden Kirchen. Er läßt in der Zeit des Dritten Reiches — denken Sie an die Dokumentensammlung „Sieger in Fesseln“ — Brüder in Christo aus dem römisch-katholischen und aus dem evangelischen Lager nebeneinanderstehen und miteinander leiden und sterben. Was für eine über alle menschliche Theologie hinausgehende Toleranz!

Können die christlichen Kirchen, auch wenn die Wahrheit so hart zwischen ihnen steht, an dieser Geduld Gottes vorübergehen? Sie haben beide immer wieder gesprochen und sprechen müssen: „*Damnamus!* — Wir verurteilen!“, „*Anathema sit!* — Der sei verflucht!“, und müssen doch, mit einem Wort Luthers „des rechten Richters erharren“. Darum, weil sie auf diese unermessliche Geduld Gottes blickte, hat die evangelisch-lutherische Kirche mitten in ihrem unerbittlichen Kampf um die reine Lehre doch allezeit der großzügigen, fröhlichen Gewißheit Raum gegeben, daß Gott überall dort seine Kirche hat, wo überhaupt noch die Stimme des guten Hirten erklingt, und wenn es nur im Vaterunser oder im christlichen Glaubensbekenntnis laut wird. „Gottes Wege sind andere Wege als unsere Wege“, sagt auch Karl Barth. „Sofern es gilt, daß auch dort *evangelium pure docetur*, das Evangelium rein gelehrt wird, und die Sakramente recht verwaltet werden, können und müssen wir die Kirche gewiß auch in der falschen Kirche glauben.“ Und Philipp Nicolai, der lutherische Streiter, meinte aus solchem Glauben heraus, es könnten doch manchmal auch die Ohren der Hörer reiner sein als die Lippen der Lehrer.

Die Kondeszendenz, die Herablassung und Selbstdemütigung Gottes, ist es, aus der die Toleranz unter den Christen folgt. Die Philosophen nennen das Anthropomorphismus. Die Heilige Schrift erkennt daran die Liebe Gottes. Wilhelm Löhe sprach 1865 beim Rückblick auf die ersten 25 Jahre der Neuen-dettelsauer Missionsarbeit davon, daß Gott, wenn er auf sein Wirken in der Welt zurückblicke, sehr oft gleichsam auf ein mißlungenes Werk zurückschauen müsse, weil Teufel, Welt und seine Gläubigen selber ihm dazwischenführen. „Man kann die Behauptung wagen“, sagt er, „die ganze Geschichte des Reiches Gottes sei ein fortwährendes Mißlingen, neben welchem nur ein teilweises Gelingen hergehe. Gottes Plan schreitet unter Hindernissen vorwärts, die nicht nur seinen Fortgang verzögern, sondern dem ewigen Vater selbst ans Herz greifen.“ Es reute ihn vor der Sintflut, daß er die Menschen geschaffen hatte. Mit seinem Gottesvolk Israel hat er Mißerfolg auf Mißerfolg und möchte es mehr als einmal wegwerfen. Im Neuen Testament begegnet uns in den sieben Gemeinden der Offenbarung des Johannes mehr als eine, vor der er wie eben vor einem mißlungenen Werke steht.

Wer all dies nur ein wenig bedenkt, der ahnt Gottes Geduld auch mit seinem noch nicht voll gelungenen Werk der Kirche. Gott erspart auch ihr nicht das Teilhaben an der vorläufigen, zerbrechlichen, unvollkommenen Gestalt der Welt, auch wenn er ihr in Christus alles gegeben hat. Wir werden von hier aus gedämpft in dem allzu unbekümmerten Missionseifer für eine Kirche — verstehen Sie: für eine Kirche statt für Christus. Wir werden auch zurückhaltend gegenüber dem vorschnellen Eifer um die Wiedervereinigung. Wie er das sonst in der Welt geschehen läßt, so wird Gott uns auch hier allzu logische, vielleicht allzu theologische Kurzschlüsse und glatte Lösungen versagt haben, weil ihm die Ehre gehört in seiner Kirche, nicht einem Reformator und nicht einem Papst, und weil er die Ewigkeit noch zur Verfügung hat. Ja, das Wort: „Auf daß sie alle eines seien“ aus Johannes 17, 21, muß uns im Herzen brennen und muß sich uns auf die Lippen drängen. Aber das wichtigste und größte an diesem Wort ist gerade das, was wir leicht vergessen und übersehen, nämlich daß Jesus Christus, der ans Kreuz gehende Hohepriester, es ist, der es betet. Weil er es betet, darum wird es wahr.

Unter Gottes Geduld sind die Kirchen auf dem Wege. Und wenn sie nun in der Wahrheit auch gegeneinander stehen, so können sie doch nicht eine der anderen gegenüber tun, als wäre sie nicht da, weder in der Theologie, noch in der gemeinsamen Arbeit, noch der Welt gegenüber: Sie müssen miteinander streiten, und wenn wir ganz helle Augen hätten, würden wir viel stärker noch als jetzt schon ahnen und erkennen, wie dieser Streit das ganze Fortschreiten des Reiches Gottes oft genug zurückwirft und aufhält. Aber vielleicht hängt es mit dieser abgründigen Geduld Gottes zusammen, daß man

doch nicht nur von dem Schmerz und Fluch dieses Streites, sondern paradoxerweise auch von seiner hohen Würde und seinem tiefen Segen sprechen darf.

Thomas von Aquino hat recht: „Es ist löblich, in Dingen des Glaubens zu streiten“, und wehe uns, wenn es einen solchen Streit eines Tages nicht mehr geben sollte, wenn man bloß noch den Streit um Öl oder Uran als löblich und notwendig ansähe! Ist es nicht viel lebensnotwendiger und ehrenvoller, um die Wahrheit zu streiten und um die ewigen Güter? Gewiß, sogleich muß das Beschämende dieses Streites und seiner leidvollen Geschichte hinzugenannt werden; aber daß in diesem bekümmern den Widereinander der Konfessionen auch ein mächtiger heimlicher Segen am Werk ist, kann nicht bestritten werden. „Was wäre die Kirche ohne Israel?“, fragt Franz Werfel einmal. Was wäre die römisch-katholische Kirche ohne die Reformation und umgekehrt? Karl Rahner sagt in einem Artikel „Konversionen“ im „Hochland“ 1953/54 S. 123: „Auch der Konvertit kehrt nicht einfach in die Kirche heim, aus der seine Väter einst ausgezogen sind, sondern in jene katholische Kirche, die es konkret nicht gäbe, wenn keine Reformation gewesen wäre.“ Und was würde aus den Kirchen der Reformation ohne die römisch-katholische Kirche? Sehen wir uns um: wo die evangelische Kirche allein für sich ist, da stellt sich oft — nicht immer, aber oft — die Kälte, die Vereinzelnung, die Verkümmerng ein, und von der Leibhaftigkeit der Kirche ist oft wahrlich nicht mehr viel zu erkennen. Da sieht es oft aus wie bei den traurigen Kirchenruinen im Bombenkrieg: das Dach abgerissen, die Mauern halb stehengeblieben, und drinnen auf der Schwelle wächst das Gras, weil niemand drin ist. Wo aber die römisch-katholische Kirche für sich allein ist, da wölbt sich wohl ein mächtiges, prächtiges Kirchendach über einem ganzen Lande oder Volke, aber ob das Leben darunter in Christus oder außer Christus ist, muß auch dem oft zweifelhaft erscheinen, der das mit fragender Liebe betrachtet. So muß schon in Deutschland, in einem katholischen Gebiet, ein katholischer Priester im Jahre 1948 klagen: „Die Frömmigkeit des katholischen Volkes weist drei ernste Krankheitssymptome auf, einen hochgesteigerten Wallfahrtsbetrieb, eine stark übertriebene Marienverehrung, ein sehr bedenkliches Sich-Vordrängen der Privatoffenbarungen zu Ungunsten der eigentlichen Offenbarung des Neuen Testaments.“ (A. Fischer in „Ökumenische Einheit“ 1948, 44). Ja, wir müssen die Dinge so nebeneinander stehen lassen ohne Ausgleich. Es mag unserem Denken, vielleicht auch unserem Selbstgefühl widersprechen, aber Gott selber läßt anscheinend zu, daß wir nebeneinander sind und weist uns durch seinen verborgenen Segen aneinander. Und wie quer durch die Konfessionen Verhärtungen und Pharisäertum, auch Machtstreben und Interessengemeinschaften sich bilden und formieren, so kann auch quer durch die

Konfessionen ein Aufwachen von Glaubens- und Liebeskräften erfolgen, das beiden zugute kommt.

#### IV.

Was kann nun, so fragen wir zum vierten, auf evangelischer Seite für eine rechte Begegnung in solcher Toleranz beigetragen werden? Es muß uns ja jetzt noch bewegen, was uns Evangelischen im Verhältnis zur anderen Kirche aufgetragen ist. Die Begegnung mit ihr geschieht an vielen konkreten Stellen: in der für viele einzelne so schmerzhaften Frage der Mischehe, in der Schule, in den verschiedensten Bildungsfragen, in der Auseinandersetzung in der Presse, in der Kulturpolitik und in der Literatur, in Spanien, in Bayern und in Hannover, und nicht zuletzt im persönlichen Leben, vielleicht bis in das Gebet und in die tägliche Anfechtung hinein. Man kann in dieser Begegnung sich ganz verschieden stellen. Einer, der aus der römisch-katholischen Kirche herübergekommen ist, beschreibt seine Stellung mit folgendem Satz: „Toleranz ist keine Haltung und kein praktizierbares Programm. Der römischen Kirche gegenüber besteht sie für mich einfach im Leiden.“ Ein anderer blickt sehnsuchtsvoll auf die wenigstens äußerlich imponierende Gestalt der römischen Kirche. Es geht ja ein katholischer Zug durch die Welt, hat jemand gesagt. Ein Dritter ist erfüllt von dem leidenschaftlichen Protest gegen diese ihm gerade fremde Welt, und wenn die römische Kirche irgendwo einen Öffentlichkeitserfolg erringt, dann fragt er: „Sind wir denn alle schon katholisch?“

Was ist uns Evangelischen im Verhältnis zur anderen Kirche aufgetragen? Ich will versuchen, das noch in fünf Sätzen auszusprechen.

1. „Die vornehmste und erste aller Sorgen — daß ich das mit Flammenschrift in euer Herz schreiben könnte — ist, daß die Geistlichen Überfluß haben an dem Wort der Wahrheit“, sagt Martin Luther im Jahre 1515/16. „... *omni verbo veritatis abundant!*“ Wenn einmal die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche sich ein Wappen macht und eine Inschrift braucht, dann könnte ich mir das als Inschrift denken: *Verbo veritatis abundare!* Überströmen vom Wort der Wahrheit, wie ein Feld, das sich überströmen läßt vom Regen der Wahrheit Gottes. Hier, und hier zuerst, liegt der Reichtum, der Auftrag und die Verheißung der evangelisch-lutherischen Kirche, daß der fruchtbare Regen des Wortes der Wahrheit ihre Theologie und Lehre, ihre Verkündigung und ihre Lehrordnung, das Leben der Gemeinde in ihren Liedern und Gebeten, ihren Glauben und ihre Liebe durchtränke und befeuchte. Dies und nichts anderes kann ihre vornehmste Aufgabe sein. Und wenn es bei ihr trocken ist, dann muß ich sie fragen, ob sie nicht mit vielem, was sie so fleißig denkt und tut, Regenschirme aufspannt, die gerade diesen Regen abhalten.

Dann ist es nämlich trocken, wenn ich unter solchem Regenschirm gehe! „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Ehre und Gnade Gottes“, sagt Luthers 62. These. Je mehr diese evangelisch-lutherische Kirche dafür offen ist in Lehre und Leben — ich weiß, was für Probleme damit angerührt sind —, um so weniger braucht sie um ihre Existenz selbst bekümmert zu sein. Was haben wir für eine Freiheit, daß wir Existenzsorgen erst in zweiter Linie haben müssen! Die hat nämlich der Herr Jesus Christus selbst übernommen. Denn die Existenz der Kirche, soweit sie unserer Verantwortung übertragen ist, besteht gerade darin, Überfluß zu haben am Wort der Wahrheit und diesen Überfluß auszuteilen. Und wie lechzt im Grunde die Welt gerade nach diesem Überfluß! Es gibt, wenn wir nach der Rettung und Bewahrung des „*humanum*“ unter uns fragen, keine bessere Definition und keine stärkere Bewahrungskraft als die, daß der sündige Mensch aus Glauben gerechtfertigt werde. Die Rechtfertigungsbotschaft ist die Definition des Menschlichen. Und wenn uns im Osten die Frage nach der Existenzmöglichkeit des Menschen quält und im Westen dieselbe Frage im Zwang der modernen Arbeitswelt, — das Evangelium Jesu Christi ist das Wort von der Rettung des Menschen und seiner Gemeinschaft. Im Grunde wartet die Welt auf diese Botschaft von der rechtfertigenden Gnade Gottes und auf nichts anderes. „Sie ahnen gar nicht“, hat mir ein aus der römisch-katholischen Kirche übergetretener Theologe gesagt, „Sie ahnen gar nicht, was für eine Offenbarung es für einen bedeutet, der von daher kommt, wenn er im Studium der Heiligen Schrift aus den lutherischen Bekenntnisschriften auf einmal erkennt: Nicht der Mensch, sondern Gott ist es, der die Erlösung schafft, Gott allein!“

Eine bessere Überwindung des trockenen, unfruchtbaren Protestantenkomplices weiß ich darum auch nicht als dieses *abundare verbo* und ebenso keine bessere Freiheit in dem auch die Kirche oft genug bestimmenden Gruppenegoismus; denn das „vertraute Stammesgeheul“, wie Bischof Berggrav einmal das allzu ungeprüft angestimmte konfessionelle Lied nennt, ist ja auch nicht einfach *κοινωνία τοῦ εὐαγγελίου* das Teilhaben am Evangelium.

2. Mit diesem Überfluß-haben-am-Wort werden wir frei zur ökumenischen Begegnung mit der römisch-katholischen Kirche. Es ist ja die Botschaft dieses Wortes, daß die Kirche nicht von uns selbst zu schaffen und zu erarbeiten ist, sondern daß Jesus Christus sie bereits geschaffen hat. In ihm ist sie da, auch wenn unsere Augen immer wieder an anderen Dingen und an Menschen hängen bleiben. Darum geschieht auch heute mitten in allem Streit immer wieder die beglückende Erfahrung in allen Kirchen — auch gegenüber der römisch-katholischen Kirche: Je mehr einer oder mehrere einfach auf die Stimme des guten Hirten hören, um so näher rücken sie einander. Auf dem

Passauer Katholikentag 1950 ist von Robert Grosche das Wort gesagt worden: „Der deutsche Katholizismus ist aufgerufen, Buße zu tun, sich auf das eine Notwendige zu besinnen, zuerst das Reich Gottes zu suchen und alles andere Gott zu überlassen.“ Wenn wir das hören, dann rührt uns das an als ein ökumenisches Wort, beschämt uns und ruft uns zur gleichen Umkehr. Hier liegt der Ansatz zur ökumenischen Begegnung.

Sonst steht ja, wie schon erwähnt, die römisch-katholische Kirche abseits der ökumenischen Bewegung, weil sie den Anspruch erhebt, allein die Wahrheit zu besitzen und allein die Kirche zu sein. „Credo ecclesiam“, die neue Denkschrift der Michaelsbruderschaft sagt dazu S. 24: „Der Anspruch der römischen Kirche, die Kirche zu sein, neben der es zwar Menschen unter der Gnade, aber keine Kirche geben kann, ist der verhängnisvollste Angriff auf die Einheit der Kirche.“ Von daher wird auch zuletzt unsere Sicht der speziell sich so nennenden Una-Sancta-Bewegung bestimmt sein müssen, soweit sie von der katholischen Kirche betrieben wird. In dieser Bewegung geschieht viel Hingebungsvolles, von warmer Liebe durchströmte Arbeit; aber Una Sancta heißt dort zuletzt und muß heißen: Römisch-katholische Kirche. Der neue Erzbischof von Bamberg, D. Schneider, sagte in seinem Hirtenbrief im Juli 1955:

„Die Katholische Kirche kann und wird bei aller Liebe zu den getrennten Brüdern und bei allem Entgegenkommen in Fragen der Wiedervereinigung die Wahrheit selbst niemals preisgeben, nämlich die allein wahre Kirche Christi zu sein.“

Es ist gut, wenn wir uns in diesem Zusammenhang die Instruktion des Heiligen Offiziums vom 20. 12. 1949 immer wieder ins Gedächtnis rufen. Bloß ein paar Sätze daraus:

„Die Gläubigen dürfen an solchen Zusammenkünften oder Aussprachen nur teilnehmen, nachdem sie die besondere Erlaubnis der kirchlichen Obrigkeit erhalten haben; eine Erlaubnis, die nur solchen gegeben werden kann, von denen man sicher ist, daß sie im Glauben gut unterrichtet und gefestigt sind. Wo aber eine solch begründete Aussicht auf guten Erfolg nicht besteht, oder wo mit der Teilnahme sonstwie besondere Gefahren verbunden sind, halte man die Katholiken in kluger Weise davon fern und Sorge dafür, daß diese Zusammenkünfte selbst rechtzeitig eingestellt oder zum Erlöschen gebracht werden.“

Die innere Absicht der ganzen Arbeit wird beschrieben durch den Satz:

„Das hochbedeutsame Werk der Wiedervereinigung aller Christen in dem einen wahren Glauben und in der einen wahren Kirche muß mehr und mehr eine der vorzüglichsten Aufgaben der gesamten Seelsorge werden und ein Hauptanliegen des inständigen Gebets aller Gläubigen zu Gott.“

Auch das Studium nicht nur der wechselnden Tagesliteratur, vielmehr überhaupt gerade die Lektüre der offiziellen Dokumente der römisch-katholischen Kirche gehört zur ökumenischen Begegnung mit ihr. Die ernste theologische, auch gemeinsame theologische Arbeit, die das alles an der Heiligen Schrift mißt, scheint mir hier überhaupt die größte Verheißung zu haben. Hier wird man allerdings frei von Illusionen. Wahrlich, niemand außer dem Wort Gottes kann die römische Kirche ändern. Aber vielleicht kann solche ernsthafte gemeinsame Arbeit, die ja bereits erfolgt und weiter erfolgen sollte, auch dazu helfen, die Atmosphäre zu entgiften und die Unterschiede da zu sehen, zu erkennen und festzustellen, wo sie wirklich sind. So ist es ja auch in den letzten zwanzig Jahren da und dort erfreulicherweise geschehen, etwa in der Bemühung um die klare Sicht der Geschichte, besonders der Reformationgeschichte. Hier dürfen wir, gerade auch, was das Bild Luthers anlangt, katholischen Forschern wie Joseph Lortz oder Adolf Herte vieles danken. Sie haben wenigstens etwas dazu beigetragen, daß auf beiden Seiten manch ungueter Schatten verschwunden ist. Ihr Vorbild könnte ja auch in andere Disziplinen der Theologie hineinwirken, vielleicht noch weiter, auch bis in die Presseberichterstattung, in die Zeitschriftenarbeit über zwischenkirchliche Probleme und Ereignisse. Auch das wäre gewiß ein ökumenischer Segen.

3. Es darf uns gerade vom Reichtum des Wortes Gottes her, wenn ich auf die so verlassene Welt und auf die weithin verwüstete Kirche blicke, um viel mehr gehen als um eine unsachliche Polemik, nämlich um den geistlichen Wettstreit im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. „Ein rühmlicher Kampf der Konfessionen wäre es fürwahr“, sagt Johann Adam Möhler, der große katholische Theologe im vergangenen Jahrhundert, „wenn sie sich auf eine erleuchtete Weise bestrebten, sich gegenseitig in der Verherrlichung dessen zu übertreffen, den sie gemeinsam als die Quelle alles Heils verehren.“ Es gibt manche Zeugnisse dieses Wettstreibers in der Gegenwart, auf dem sozialen Gebiet, auch auf dem Gebiet der Seelsorge. Frühere Zeitalter führten diesen Konkurrenzkampf der Konfessionen auf andere Weise: mit dem Schwert und mit Gewalt und Zwang. Die Geschichte ist beiderseits mit schweren Erinnerungen daran belastet. Diese Erinnerungen werden in unseren Tagen neu geweckt durch die uns allen bekannten Vorgänge in Spanien und auch in Columbien. Ich würde etwas versäumen, wenn ich darüber schwiege; auch wenn nur ein paar Sätze hier gesagt werden können.

Die Einzelheiten mögen verschieden beurteilt werden. Es mag vor allem in Spanien auch die Besonderheit des Landes und seiner Geschichte eine Rolle spielen, nämlich die außerordentliche patriotische Bedeutung der katholischen Einheit in Spanien, wie es jemand ausgedrückt hat. Wir möchten auch in die inneren Verhältnisse eines anderen Landes nicht eingreifen, müssen aber

gerade um des rechten Verhältnisses zu unseren katholischen Brüdern willen hier feststellen, daß diese scheinbar geringfügigen Dinge das Verhältnis der Kirchen auch bei uns viel mehr belasten, als es nach außen hin sichtbar wird. Keinesfalls geht es an, die Dinge auf das politische Gebiet hinüberzuschieben. Das sind Glaubensfragen, die natürlich — was wären es sonst für Glaubensfragen — in andere Lebensgebiete übergreifen, aber eben Glaubensfragen! Mit Dank lese ich in dem Buch „Toleranz und christlicher Glaube“ des Jesuiten Albert Hartmann auf S. 234, wie er den staatlichen Arm als Hilfe für die Kirche ablehnt. „Die mittelalterliche Gestalt der Christenheit“ sagt er, „kann nicht wiederkehren, und selbst wenn in der Welt der Traum des Origenes noch einmal sich erfüllte und die Menschheit wenigstens in einem großen Teil geschlossen der katholischen Kirche angehörte, müßte in ihr der Staat doch wohl das Bewußtsein seiner Eigenständigkeit und seiner „weltlichen“ Zielsetzung bewahren, nachdem diese einmal erkannt sind.“ Und er zitiert (S. 249) dazu das Wort des Kardinals Cerejeira: „Was die Kirche dabei an amtlichem Schutz verliert, erhält sie an unberührter Freiheit des Wirkens. Gelöst von jeder Bindung an staatliche Gewalt, gewinnt ihre Stimme eine größere Autorität bei den Gewissen.“

Eben darum möchten wir bitten, daß auch solche Äußerungen nicht mehr laut werden, wie die des Mailänder Erzbischofs und Kardinals Schuster, der am 9. 10. 1952 in dem italienischen Blatt „L'Italia“ das Verdienst des heiligen Karl Borromäus pries, daß er die lutherische Bewegung unterdrückte: „Im Unterschied zu unserer Zeit hatte Borromäus den größten Vorteil der Hilfe der weltlichen Macht zur Unterdrückung der Irrlehre. Heute müssen wir indessen machtlos dem Eindringen des Protestantismus unter unserer lombardischen Bevölkerung zusehen!“ — Es könnte doch auch hier der geistliche Wetteifer einziehen, der gewiß nicht machtlos ist und der dem heutigen modernen Staat den Versuch, in seiner Gestaltung und Ordnung Toleranz zu üben, wie er sie versteht und verstehen muß, nicht erschwert.

Ein alter Kupferstich in einem evangelischen Hause in Spanien zeigt die Schlacht von Nördlingen aus dem 30jährigen Krieg. Die beiden katholischen Heerführer Ferdinand von Österreich und Maximilian von Bayern reiten über das von den Leichen der gefallenen Feinde besäte Schlachtfeld. Aus dem Himmel lächelt ihnen Maria mit dem Jesuskind zu. Der Stich trägt die Unterschrift „Fit via vi“ — es kommt ein Weg durch Gewalt —, Pastor Fritz Fliedner, der Vater des Evangeliums in Spanien, hat darunter die Worte gesetzt „Fit via amore“ — es tut sich ein Weg auf durch die Liebe.

4. Diesem geistlichen Wetteifer tun sich gerade auch gegenüber der Öffentlichkeit und der Welt draußen die Möglichkeiten gemeinsamen Handelns auf. Auch wenn es das Christliche nicht anders als in geprägten Gesichtern, in



Konfessionen gibt, so hat uns doch Gott selber oft genug den verschiedensten Situationen gegenüber, und nicht nur im Leiden, in gemeinsame Verantwortung, in christliche Solidarität gestellt. Was die Bedeutung der Gemeinde Christi in der Welt anlangt, so muß die evangelische Christenheit sich von der katholischen vielleicht an manchen Zug des Neuen Testaments erinnern lassen, der bei uns zu sehr in den Hintergrund getreten ist. Es geht um das, was zwischen den beiden biblischen Worten liegt: Genesis 1, Vers 28 „... füllet die Erde, und machet sie euch untertan ...“ und Offenbarung 1, Vers 5 und 6 „... und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater ...“

Es ist die bei uns nicht verlorene, aber oft übersehene Erkenntnis, die bei Gertrud von Lefort in ihren „Hymnen an die Kirche“ folgenden Ausdruck findet: „Die Irrenden gehen nicht unter, weil du noch den Weg weist, und die Sünder werden verschont, weil du noch betest.“ Martin Luther beschreibt diese Bedeutung der Kirche so: „Die Heiligen sind die rechten Atlantes, die das ganze himmlische Gewölbe auf ihren Schultern tragen, d. h. sie halten auf und tragen den schweren Zorn Gottes, und halten dennoch mitten in großem Jammer fest im Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, ob sie wohl vor ihren Augen sehen das Widerspiel.“

Aus dieser Erkenntnis kann weithin auch ein gemeinsames Wirken erwachsen, im Bereich der Diakonie und in der gegenseitigen Hilfe in Bedrängnis und bei aller Bemühung um die Überwindung der leiblichen Nöte des Menschen. Es wächst die beiderseitige Verantwortung in das wirtschaftliche und politische Leben hinein, wie sie in diesen Jahren in die Tat umgesetzt worden ist. Es kann gegenseitige Hilfestellung geben, wie sie etwa die österreichische katholische Zeitschrift „Die Furche“ vor kurzem gab, als sie darauf hinwies, daß auch die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Wien in die Reihe der Fakultäten gehöre, die einmal den Rektor der Universität Wien zu stellen hätten.

Hier liegen viele gemeinsame Bereiche, und es gibt Beiträge der einen Konfession zur anderen hinüber und herüber. Was für ein Pfund ist z. B. dem Luthertum in diesem gemeinsamen Wetteifer anvertraut mit seiner Erkenntnis von der Arbeit als Beruf und als Dienst für jeden an seinem Ort. Allerdings wird auch hier die Verschiedenheit des Ansatzpunktes nicht übersehen werden können. Die evangelische Erkenntnis wird nicht unbefangene Kirche und Reich Gottes gleichsetzen können, sie wird die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium sehr deutlich zu beachten haben. Sie wird gerade darin die staatliche Ordnung ehren, daß sie sie auf ihre eigene Verantwortung vor Gott hin anspricht und nicht in das Regiment der Kirche einordnen will, wie sie überhaupt den Gliedern der Gemeinde in ihren Ämtern und Diensten

den Beruf gibt und damit eine große Freiheit der Entscheidung und der Verantwortung vor Gott zumutet und zutraut. Daraus wird deutlich, daß wir ebenso einem politischen Katholizismus wie einem politischen Protestantismus gegenüber, der diese oder jene politische Erkenntnis als Glaubensgehorsam erklären will, die Toleranz für den an Gottes Wort allein gebundenen Christenmenschen verteidigen müssen.

5. In allem wird, wiederum aus der Einsicht in das Reich Gottes, die Erkenntnis erwachsen, daß ein wesentlicher Dienst in der Begegnung der Kirchen im verborgenen priesterlichen Leiden und Beten geschieht.

Wir wissen, welche Rolle auf seiten der katholischen Brüder in diesem Punkt das Gebet spielt. Wir werden dadurch häufig beschämt, aber so ist es doch: „Drei Dinge sind es, die die Kirche erhalten: erstlich Gottes Wort lehren; zum zweiten fleißig beten; zum dritten mit Ernst leiden.“ (Luther).

Ich will noch von zwei Klöstern sprechen. Die Brüder im reformierten Kloster Taizè haben in ihrer Regel den Satz: „Stelle dich niemals auf die Seite des Skandals der Trennung der Christen, die da so leichthin die Liebe zum Nächsten bekennen, aber doch in der Spaltung bleiben. Habe du die Leidenschaft für die Einheit des Leibes Christi!“ — Dieser Satz ist schwer; er muß geprüft, er muß durchlitten werden. Ich muß ihn durchleiden in der Kirche, der ich angehöre, und der anderen Kirche gegenüber. Ich muß ihn durchleiden, wenn ich die Härte der Mischehenpraxis bedenke oder die Zerspaltungen, die auf die Missionsgebiete hinausgetragen werden. Weigern wir uns dieses Leidens nicht. Denn welcher Segen im Leiden um Christi willen steckt, zeigt Gott selber seinen getrennten Kirchen immer wieder. Sie haben sich in den Kriegs- und Flüchtlingsnöten der vergangenen Jahre oft genug gegenseitig als Gäste aufgenommen, in Kirchen, in Pfarrhäusern, in den Häusern der Gemeindeglieder. Sie tun es bis heute. Ich selber war in den Jahren des Krieges lange Zeit regelmäßig als Gast bei den ehrwürdigen Mönchen des Benediktinerklosters Ettal, um den dort untergebrachten evangelischen Umsiedlern aus Bessarabien und evangelischen Evakuierten aus Hamburg und Berlin in der katholischen Schulkirche evangelischen Gottesdienst und Konfirmandenunterricht zu halten. Die Patres haben an mir den Satz aus der Regel des Heiligen Benedikt erfüllt: „*hospites tamquam Christus suscipiantur*“ — Gäste sollen wie Christus aufgenommen werden.

Was will Gott in dieser Zeit damit, daß er uns einen zum anderen als Gast schickt und einen beim anderen Gast sein läßt? Christus, der verborgene Christus, will aufgenommen werden in dem anderen. Christus aber will, daß einer dem anderen den Dienst Christi tue.

## Zur Exegese der Perikope vom „Scherflein der Witwe“

(Markus 12, 41—44)

Die Historizität der Geschichte von der Witwe, die ihren gesamten Lebensunterhalt in den „Gotteskasten“ (Luther) warf, ist seit vielen Jahrzehnten bis in die neueste Zeit umstritten. Schon H. H. Wendt<sup>1)</sup> sah in ihr eine eigentümlich verändernde Erweiterung der Überlieferung. Ursprünglich sei die Geschichte eine Parabel gewesen, „welches Marcus aber, weil sie nicht ausdrücklich als Parabel bezeichnet war, als wirklichen geschichtlichen Vorgang deutete und darstellte“. Mit neuen Gründen versuchte Emil Wendling<sup>2)</sup> diese Position zu verteidigen, der fand, daß deutlich genug die ursprüngliche Form durchschimmere, „in der das Geschichtchen nicht vom Biographen als Erlebnis Jesu, sondern von Jesus selber als Lehrstück erzählt war“. Ganz unbekümmert wurde in dieser Zeit auch von einer „Anekdote“ gesprochen<sup>3)</sup>. Ein neuer Angriff erfolgte von der religionsvergleichenden Forschung<sup>4)</sup>. Eine ähnliche buddhistische Erzählung wurde als Vorlage für die evangelische betrachtet und diese als sekundäre Dichtung abgewertet, welcher Meinung auch Bultmann<sup>5)</sup> beipflichtet. Dieser urteilt im übrigen: „Eine einheitliche Komposition, und zwar deutlich eine ideale Szene, in der ein Grundsatz bildhaft dargestellt wird, für den es rabbinische wie antike Parallelen gibt, und der auch in der rabbinischen Literatur schon in das Gewand einer idealen Szene gekleidet war“, der Grundsatz nämlich, „daß der Gottheit das geringe Opfer des Armen besser gefällt als das üppige des Reichen.“ Den neuesten, radikalsten Angriff auf die Historizität unternahm Ernst Lohmeyer<sup>6)</sup>: „Gerade die Pharisäer haben gelehrt, die geringfügigen Gaben eines Armen höher zu achten, als tausend königliche Opfer. Aus alledem folgt, daß es sich hier bei dieser Erzählung nicht um einen Vorgang aus der Geschichte

1) „Die Lehre Jesu“, Bd. I, 1886, S. 41.

2) „Die Entstehung des Marcusevangeliums. Philologische Untersuchungen“, 1908, S. 153 f.

3) Carl Weizäcker, „Untersuchungen über die evangelische Geschichte“, 2. Aufl., 1901, S. 346.

4) H. Haas, „Das Scherflein der Witwe und seine Entsprechung im Triptika“, 1922, u. a.; dagegen schon C. Clemen, „Religionsgeschichtliche Erklärung des Neuen Testaments“, 2. Aufl., 1924, S. 251 ff.; u. a.

5) „Die Geschichte der synoptischen Tradition“, 2. Aufl., 1931, S. 32 f.

6) „Das Evangelium des Markus übersetzt und erklärt“. Krit.-exeg. Komm. über das N. T., begr. von H. A. W. Meyer, 1. Abt., 2. Bd., 11. Aufl., 1951, S. 265 f.

Jesu handeln kann. Sie ist eine freie, zu bestimmtem Zweck gebildete Beispielerzählung, herausgewachsen aus bekannten Lehren jüdischer Überlieferung.“ (S. 266.)

Auf der anderen Seite stehen nun Urteile, wie der viel zitierte Satz Wellhausens<sup>7)</sup>: „Diese kleine Geschichte geht mehr zu Herzen als alle Wunderberichte, von denen die erste Hälfte des Mc. voll ist.“ Karl Ludwig Schmidt<sup>8)</sup> nahm scharf gegen Wendling Stellung, der zu viel des Scharfsinnigen geboten habe. Vielfach sind die Forscher der Frage, ob echt oder nicht, gegenüber gleichgültig. So schreibt z. B. Leonhard Fendt<sup>9)</sup>: „Es ist nebensächlich, ob die Szene ein Geschehnis oder eine Dichtung ist oder ob ein umlaufendes Diktum neu gesagt wurde — Jesu Ansicht vom Opfer wird uns enthüllt.“ Klostermann<sup>10)</sup> räumt ein: „Die Erzählung mag als treue Überlieferung angesehen werden.“ (S. 130.) Er selbst neigt jedoch mehr zu der Bultmannschen Meinung.

Mit Recht sind die Autoren, die die Echtheit der Geschichte für möglich halten, in ihrem Urteil zurückhaltend. Ein — in strengem Sinne — schlagender Beweis für die Historizität wird nie zu erbringen sein. Wissenschaftlich wird nur die Möglichkeit der Echtheit erwiesen werden können. Andererseits dürfte auch das Gegenteil nur schwer wirklich beweisbar sein. Jedenfalls erscheinen mir die Angriffe auf die Echtheit zu radikal und selbstsicher. Zu berücksichtigen wäre in einer Exegese einmal bisher in diesem Zusammenhang noch nicht beachtetes rabbinisches Vergleichsmaterial. Zum anderen müßte die Eigenart der evangelischen Geschichte insgesamt im Gegensatz zu den außerchristlichen Parallelerzählungen stärker hervorgehoben werden. Das alles hängt sehr eng mit der entscheidenden Frage nach dem Sinn dieser Geschichte hier im Evangelium zusammen, die alsdann noch einmal sehr ernsthaft überdacht werden muß. Soll hier wirklich nur ein auch sonst bekannter Grundsatz bildhaft dargestellt werden oder zugleich mehr<sup>11)</sup>?

7) J. Wellhausen, „Das Evangelium Marci übersetzt und erklärt“, 1903, S. 105.

8) „Der Rahmen der Geschichte Jesu“, 1919, S. 291, Anm. 2.

9) „Die neuen Perikopen (der Eisenacher Kirchenkonferenz von 1896) für die theologische Praxis erläutert“, Hdb. z. N. T. herausgeg. v. Hans Lietzmann, Bd. 23, 1941, S. 202; vgl. auch Gustav Wohlenberg, „Das Evangelium des Markus ausgelegt“, 3. Aufl., 1930, S. 326; Julius Schniewind, „Das Neue Testament Deutsch“, Bd. 1, 4. Aufl., 1949, S. 165; u. a.

10) Erich Klostermann, „Das Markusevangelium erklärt“, Hdb. z. N. T., Bd. 3, 4. Aufl., 1950.

11) Der katholische Exeget Josef Schmid scheint die Geschichte zwar für echt zu halten, findet indes trotzdem nicht mehr, als daß „die Moral der Erzählung“ die ist, Almosen (und fromme Werke) müßten der Größe des Besitzes entsprechen, und „dieser Grundgedanke der evangelischen Geschichte ist nicht spezifisch christlich“ („Das Evangelium des Markus. Übersetzt und erklärt“, Regensburg, 1954, S. 234).

Mit der vorhergehenden Erzählung von der Warnung Jesu vor den Schriftgelehrten (Vers 38—40) verbindet unsere Perikope wohl in erster Linie das Stichwort „Witwe“. Es ist also mehr eine Assoziations-, denn eine Sinnverbindung, wenngleich natürlich das Verhalten der in selbstverständlicher und schlichter Weise in Gott geborgenen Witwe im Gegensatz zu der äußerlichen Scheinfrömmigkeit der Schriftgelehrten steht. Die Szene wechselt. War vorher das Volk im Tempel Hörer der Lehre Jesu (vgl. Vers 35 und 38), so ist unsere Perikope ein „Privatissimum für die Jünger“ (Wendling a. a. O., S. 154, Anm. 1). Markus glaubte einen wirklichen historischen Vorgang darzustellen. Das geben auch die Bestreiter der Historizität der Geschichte zu.

Danach saß Jesus gegenüber (= vor) der Schatzkammer<sup>12)</sup>. Diese muß sich im inneren Tempelhof, und zwar im Frauenhof, befunden haben, zu dem Israeliten beiderlei Geschlechtes Zugang hatten. In der Schatzkammer waren 13 posaunenförmige Geldbehälter aufgestellt, in die Gaben gelegt wurden, die für den Tempelkultus bestimmt waren. Der letzte, der 13. Behälter, war für freiwillige Gaben ohne nähere Zweckbestimmung vorgesehen. Möglicherweise handelt es sich um diesen Behälter, den Jesus beobachtete. Die Mitteilung, daß Jesus „saß“ ist durchaus glaubwürdig. Das Sitzen gehört bei Jesus zum Lehrvortrag (vgl. Mt. 5, 1; 26, 55; Mk. 9, 35; u. v. a.), aber nicht nur bei ihm, sondern überhaupt bei den jüdischen Lehrern der damaligen Zeit (Belege bei Bill., Bd. I, S. 997). Auch das Sitzen im Heiligtum, das eine spätere Zeit für unerlaubt erklärte, war in dieser Zeit noch gestattet (Bill., Bd. II, S. 33 f.). Auch in anderer Beziehung stellt die Situation nichts Außergewöhnliches dar. Ebenfalls Joh. 8, 20 finden wir Jesus in der Schatzkammer. Dort lehrte er das Volk (vgl. Vers 12) und führte ein Streitgespräch mit den Pharisäern (Vers 13).

In unserer Perikope wird berichtet, daß Jesus dort sah, wie die Volksmenge viel einwarf. Ich bin geneigt, hier, wie an anderen Stellen, dem Kodex D den Vorzug zu geben, der die Worte: (die Volksmenge) „warf Geld in die Schatzkammer. Und viele Reiche . . .“ nicht bietet<sup>13)</sup>. Mit einem gewissen

---

<sup>12)</sup> Die Bedeutung „Schatzkammer für *gazophylákion*“ dürfte durch die Ausführungen Billerbeck's (Das Neue Testament erklärt aus Talmud und Midrasch, im folgenden stets abgekürzt „Bill.“), Bd. II, S. 37 ff., gesichert sein (vgl. auch Klostermann, a. a. O., S. 131). Auch Josephus, der selbst von mehreren Schatzkammern weiß, spricht von einer von ihnen als *gazophylákion* schlechthin (Ant. 19, 6, 1, 294); aus der rabbinischen Literatur vgl. vor allem Tos. Schek. 3, 1 ff. (177); Übers. bei Bill., Bd. II, S. 39 f. Wichtig ist, daß es auch eine jüdische Redewendung „in die Schatzkammer werfen“ gab, s. Schek. 5, 6; Übers. bei Bill., Bd. II, S. 44 f.

<sup>13)</sup> Vgl. Paul Glaue, „Der älteste Text der geschichtlichen Bücher des Neuen Testaments“, ZNW, 1954, S. 90—108; ferner meine Dissertation „Das Apostelkonzil im Lichte der jüdischen Rechtsgeschichte“, Erlangen, 1955, S. 91 ff. (soll demnächst auch im Druck erscheinen).

Recht haben m. E. zahlreiche frühere Forscher festgestellt, daß die Gegenüberstellung, arme Witwe — Reiche, nach Lukas klingt und auf dessen sozialen Affekt zurückgeführt werden müsse. Die lukanische Parallele (Luk. 21, 1—4) sei also ursprünglich und Markus davon beeinflusst<sup>14</sup>). Nur notgedrungen hat man diese Meinung zu Gunsten der Zwei-Quellen-Theorie fallen gelassen. Mir scheint aber in der Tat die Spitze der Geschichte, die von „Reichen“ spricht, und sie der „armen Witwe“ gegenüberstellt, aus Lukas zu stammen und hier bei Markus eingesetzt zu sein, während der Kodex D die schlichtere, ursprüngliche Form bewahrt hat<sup>15</sup>).

Gleichzeitig mit der übrigen Volksmenge kam auch eine Witwe<sup>16</sup>) und warf 2 Lepta ein. Es ist oft bezweifelt worden, ob Jesus trotz der Volksmenge und trotz der Entfernung, in der er sich befunden haben muß, wenn er vor der Schatzkammer saß, sehen konnte, wieviel die Witwe einwarf<sup>17</sup>). Es dürfte aber doch wohl möglich gewesen sein, daß Jesus vor der Schatzkammer saß und das, was drinnen vorging, sehen konnte, ohne daß man an dieser Stelle schon an ein höheres, übernatürliches Wissen oder „Schauen“ denken muß<sup>18</sup>). Auch ist es nicht notwendig, mit Billerbeck zu vermuten, daß Jesus gehört habe, wieviel die Witwe geben wollte, als diese den diensttuenden Priestern die Summe nannte. Das wäre in der Tat eine große Ungenauigkeit in unserer Erzählung (vgl. Lohmeyer a. a. O., S. 265, Anm. 4). Nehmen wir die Meinung des Evangelisten vielmehr ernst, so muß es sich um ein Sehen gehandelt haben.

Wichtig ist, daß die Witwe offenbar 2 Münzen einwarf. Schon Bengel<sup>19</sup>) hat dazu — wohl mit Recht — festgestellt, daß es auch möglich gewesen wäre, eine Münze zu geben und die andere zurückzubehalten, so daß das Opfer hier als besonders groß erscheint<sup>20</sup>). Lohmeyer schreibt zu der Mitteilung, daß die

<sup>14</sup>) Vgl. Friedrich Bleek, „Synoptische Erklärung der drei ersten Evangelien“, herausgeg. v. Heinrich Holtzmann, Bd. II, 1862, S. 348; Joh. Weiß „Das älteste Evangelium“, 1903, S. 273; Wendling, a. a. O., S. 153 f.; Karl Ludwig Schmidt, a. a. O., S. 277; eine Andeutung in dieser Richtung noch bei Schniewind, a. a. O., S. 165.

<sup>15</sup>) Jedoch hat meine Entscheidung in dieser textkritischen Frage keinen entscheidenden Einfluß auf die Deutung der Erzählung insgesamt. Über den „Reichtum“ als solchen wird auch in den anderen Texten nachher nicht mehr reflektiert.

<sup>16</sup>) Vgl. Anm. 13 und Wohlenberg, a. a. O., S. 327, Anm. 22; erst in Vers 43 erscheint mir das Wort „arm“ berechtigt.

<sup>17</sup>) So schon Wendling, a. a. O., S. 154; u. a.; neuestens wieder Lohmeyer, S. 265.

<sup>18</sup>) Vgl. Karl Ludwig Schmidt: „zumal, wenn die Frau in etwas umständlicher Weise ihr Geldstück hervorgeholt hat, so kann man schon sehen, was sie spendet“ (a. a. O., S. 291, Anm. 2; Bd. II, S. 43; u. a.).

<sup>19</sup>) Joh. Albertus Bengel „Gnomon Novi Testamenti...“, Ed. oct., 1887, S. 205: „duos quorum unum vidua retinere potuerat“.

<sup>20</sup>) Die Meinung, 2 Lepta sei die Mindestgabe gewesen, die man im Tempel darbringen durfte, erscheint mir durch Billerbeck (a. a. O., Bd. II, S. 45) widerlegt (gegen Lohmeyer, a. a. O., S. 266).

Witwe 2 „Lepta“ einwarf, es sei vergessen worden, daß auf dem Tempelplatz nur jüdische Münzen gebraucht werden durften, was er mit zu den Unwahrscheinlichkeiten rechnet, die gegen die Historizität sprechen. Leider führt er für seine Behauptungen keine Belege an. In dieser Form ist die Argumentation auf alle Fälle einfach falsch. Eigene jüdische Münzen wurden in der fraglichen Zeit überhaupt nicht mehr hergestellt. Verwandt wurden von den Juden vielmehr die Münzen, die in den phönizischen Städten, namentlich in Tyrus, geprägt wurden<sup>21</sup>). Einzelne bestimmte Abgaben, insbesondere die Tempelsteuer, mußten in dieser Währung bezahlt werden (Bechoroth VIII, 7; Tos. Keth. XII, Ende). Dagegen gibt es m. W. kein Gesetz, wonach nicht auch Münzen anderer Währung im Tempelbezirk (freiwillig) abgeliefert werden durften. Sogar die Tempelsteuer durfte bei Zahlung eines geringen Aufgeldes in anderer Währung entrichtet werden (Belege bei Bill., Bd. I, S. 760 ff.). Hinzu kommt, daß wahrscheinlich das im Neuen Testament und in einigen Inschriften verwendete Wort „Lepton“ nur ein anderer Ausdruck für die bei den Juden gebräuchliche gleichwertige tyrische Münze „Peruta“ ist und beide identisch sind (so Schürer, a. a. O., Bd. II, S. 75), so daß Billerbeck (Bd. I, S. 294) u. a. das Lepton mit Recht zu den Münzen der „griechisch-tyrischen“ Währung rechnet. Damit aber fallen sämtliche Bedenken gegen die Historizität an dieser Stelle weg. Hinzuweisen wäre noch darauf, daß das Lepton auch an anderer Stelle im Neuen Testament, nämlich Luk. 12, 59, erwähnt wird. Die Bemerkung des Evangelisten in Mk. 12, 42, die beiden Lepta machten den Wert eines Quadrans aus (römische Münze!), zeigt, daß er für den Westen des Reiches schreibt.

Bis hierher wird der Vorfall vom Evangelisten nur wie etwas Alltägliches erzählt, was jeder andere auch beobachten konnte und was einige seiner Jünger, die sich in der Nähe aufgehalten haben mögen, wahrscheinlich ebenfalls gesehen haben. Sie ruft Jesus nun zusammen und macht eine Bemerkung zu der Begebenheit (Vers 43 f.). Hier, wie an vielen anderen Stellen des Neuen Testaments, leitete er seine Aussagen durch das Wort „amen“ ein<sup>22</sup>). Damit wird das folgende als etwas gekennzeichnet, das sicher, zuverlässig und gültig ist. Die Verwendung des „Amen“ als Bekräftigung eigener Rede ist typisch in Jesu Mund, der jüdischen Umwelt dagegen vollkommen fremd. Wenn die Geschichte aus bekannten Lehren jüdischer Überlieferung herausgesponnen sein sollte, müßte sie daher an dieser Stelle jedenfalls vom Evangelisten echt neutestamentlich zurechtgemacht worden sein. Dieser ist offen-

---

<sup>21</sup>) Vgl. Emil Schürer, „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“, Bd. II, 4. Aufl., S. 76.

<sup>22</sup>) Vgl. dazu Heinrich Schlier im ThWNT, Bd. I, S. 341, 3.

bar der Meinung, mit dem „amen“ beginne ein Teil der Erzählung, der etwas Unbekanntes<sup>23)</sup>, nur Jesus Offenbares enthalte.

Es folgt die Behauptung Jesu, die arme<sup>24)</sup> Witwe habe mehr eingelegt, als alle anderen. Alle hätten aus ihrem Überfluß gegeben, sie dagegen aus ihrem Mangel. Daß es sich bei der Frau um eine „arme Witwe“ gehandelt hat, mag man an der Tracht und ihrem ganzen Benehmen gesehen haben. Auch hier braucht nicht an ein übernatürliches Wissen Jesu gedacht zu werden (vgl. K. L. Schmidt, a. a. O., S. 291, Anm. 2). Ausdrücklich muß hervorgehoben werden, daß Jesus in keiner Weise die Gaben der Volksmenge abwertet, so daß man mit Recht sagen könnte, die Witwe „allein hat wirklich ein Opfer gebracht“ (gegen Wohlenberg, S. 328). Erst recht kann man nicht wie folgt polemisieren: „Jesus deckt damit die innere Wertlosigkeit der großen Sorge für das Heiligtum seitens der Eiferer für den Tempel auf. Er vollendet so den Nachweis ihrer geistlichen Ohnmacht und Unwürdigkeit“ (gegen Nösgen<sup>25)</sup>). Selbst das ist vielleicht schon zuviel gesagt, daß die aus ihrem Überfluß spendenden Geber gewarnt werden sollen, „auch wenn sie reichlich opferten, doch ja nicht selbstzufrieden oder gar eingebildet sich in ihrer Freigebigkeit zu sonnen“ (gegen Macholz<sup>26)</sup>).

Wie schon oben erwähnt, gibt es zu dem Grundsatz, die Gottheit schätze das kleine Opfer des Armen höher als das große des Wohlhabenden, antike wie rabbinische Parallelen<sup>27)</sup>. Wollte Jesus wirklich nichts Neues sagen? Ist hier „der Vorfall nur erzählt, damit eine Lehre klar werde, die Lehre nur ausgesprochen, weil ein Vorfall sie bestätigt“? (Lohmeyer, a. a. O., S. 265) Iwand<sup>28)</sup> macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Parallelen warnen sollten. Das Entscheidende bei der Erzählung dürfte der in einen Superlativ gesteigerte Schluß der Geschichte sein: die Witwe gab mit den 2 Lepta alles, was sie hatte, ihren gesamten Lebensunterhalt<sup>29)</sup>. *Bios* bedeutet den „Lebensunterhalt“ im engsten Sinne, also das, was zum Kauf der notwendigsten Lebens-

<sup>23)</sup> Vgl. Klostermann, a. a. O., S. 131.

<sup>24)</sup> Im Kodex D erscheint das Wort „arm“ erst jetzt. Hier hat es m. E. seinen berechtigten Platz, als Hintergrund zu der folgenden Mitteilung, die Witwe habe ihren gesamten Lebensunterhalt dahingegen; vgl. Anm. 16.

<sup>25)</sup> C. F. Nösgen, „Die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas“. Kurzgef. Komm. zu den hl. Schriften . . . ; N. T., 1. Abt., 1886, S. 248.

<sup>26)</sup> Macholz, „Meditationen zur Predigt“, in Monatsschrift für Pastoraltheologie, 33. Jahrg., 1937, Heft 7, S. 195.

<sup>27)</sup> Belege bei Bill, Bd. II, S. 45; Klostermann, a. a. O., S. 130; u. a.

<sup>28)</sup> In „Göttinger Predigtmeditationen“, herausgegeben von Wolfgang Trillhaas, 1946, Heft 1, S. 11.

<sup>29)</sup> Daß dieser Schluß das Entscheidende an der Geschichte ist, haben vor allem Iwand, a. a. O., und Steinwand-Corbach, „Lasset uns aufsehen auf Jesum“, Plan B, 2. Aufl., 1952, S. 60 ff., herausgearbeitet.



mittel usw. gebraucht wurde, während *usia* das Betriebskapital, das Vermögen, bedeutet. Seine *usia* forderte der „verlorene Sohn“ (Luk. 15, 12 f.). Daß es sich um den gesamten Lebensunterhalt gehandelt hat, dürfte Jesus wohl kraft höheren, die Herzen durchschauenden Wissens offenbar geworden sein (zum höheren Wissen Jesu kraft des heiligen Geistes vgl. Schniewind, a. a. O., S. 58, zu Mk. 2, 8).

In der Mitteilung, daß die Witwe ihren gesamten Lebensunterhalt<sup>30)</sup> hingab, liegt der charakteristische Unterschied zu der bekannten spätjüdischen Parallelerzählung. (Lv. R. 3 [107a]; Übers. bei Bill., Bd. II, S. 46). Hier heißt es nur, daß der die geringe Gabe einer Witwe schmähende Priester nachts im Traum die Weisung erhielt, er sollte die Witwe nicht verachten, sie sei wie eine, die ihr Leben (= sich selbst) dargebracht habe. Es steht nicht da, daß die kleine Gabe der gesamte Lebensunterhalt der Witwe gewesen sei. Den Rabbinen hätte das Lob einer Handlungsweise, wie die der Witwe in der evangelischen Geschichte auch vollkommen fern gelegen. Es ist in diesem Zusammenhang bisher noch nicht beachtet worden, daß es nämlich rabbinische Vorschriften über Höchstsummen gegeben hat, die geopfert werden durften. Es sollte damit verhindert werden, daß gern und reichlich geübte Wohltätigkeit die Ursache der eigenen Verarmung wurde und der Spender dann der sehr ausgedehnten jüdischen Wohlfahrt<sup>31)</sup> anheimfiel. Vorschrift war, daß man in einem Jahre höchstens 20% des Vermögens opfern durfte, in den folgenden Jahren nicht mehr als 20% des Gesamteinkommens. Der früheste Zeuge für die Anwendung der Bestimmung ist Rabbi Gamaliel II., um 90 n. Chr.<sup>32)</sup>. Da in dieser Zeit unsere Quellen sowieso erst reichlicher zu fließen beginnen, ist das eine sehr frühe Bezeugung. Sicher galt die Vorschrift bereits in neutestamentlicher Zeit (s. Bill., Bd. IV, S. 547). Man darf also wohl annehmen, daß der Witwe von Seiten ihrer jüdischen Obern Schwierigkeiten entstanden wären, wenn die Richtigkeit dessen, was Jesus seinen Jüngern erzählt, bekannt geworden wäre. Hier muß also der stärkste Zweifel an der erwähnten Lohmeyerschen Meinung angebracht werden, unsere Geschichte sei eine „Beispielierzählung, herausgewachsen aus bekannten Lehren jüdischer Überlieferung“ (a. a. O.). Die Rabbinen hätten bestimmt anders geurteilt als Jesus! Es ist gar nicht ausgeschlossen, ja, man möchte sogar an-

---

<sup>30)</sup> Die bei Walter Bauer, Wörterbuch zum N. T., Sp. 257, angeführte Parallele, wonach die geringfügige Gabe des armen Kinyres an die Nymphen sein *holos bios* war (Julian, *Anthologia Palatina*, 6, 25, 5 f.), ist für die Exegese unserer Geschichte nicht von Belang, da sie erst aus dem 6. nachchr. Jahrh. stammt.

<sup>31)</sup> Vgl. dazu die beiden ausführlichen Exkurse: „Die altjüdische Privatwohltätigkeit“ und „Die altjüdischen Liebeswerke“ bei Bill., Bd. IV, S. 536 ff.; zur öffentlichen Wohltätigkeit s. Bd. II, S. 643 ff.

<sup>32)</sup> Jer. Pea 1, 15b, 22 ff.; Übers. bei Bill., Bd. IV, S. 551.

nehmen, es sei bestimmt so, daß die Witwe nun tatsächlich der öffentlichen Wohlfahrt anheimfiel, was durch die rabbinischen Bestimmungen gerade verhindert werden sollte, oder sie hungerte bzw. verhungerte. Aber über diese Fragen wird in unserem Text nicht reflektiert, und offenbar tat das auch nicht die Witwe. Sie handelte wie selbstverständlich in vollkommener Unbekümmertheit. Sie mag es wirklich gar nicht als Opfer empfunden haben.

Ausdrücklich müssen wir an dieser Stelle noch eine Fehlanzeige anbringen, nämlich die, daß mit der Feststellung Jesu, es habe sich bei den 2 Lepta um den ganzen Lebensunterhalt der Witwe gehandelt, die evangelische Geschichte zu Ende ist. So banal das klingen mag, so wichtig ist es bei dem Vergleich mit der indischen Parallelerzählung, bei der es übrigens gar nicht sicher ist, daß sie wirklich älter als die evangelische ist, zumindest was ihre literarische Fixierung anbetrifft<sup>33</sup>). Hier gibt eine unverheiratete Frau ihren ganzen Lebensunterhalt, was der seelenkundige Mönch erkennt. Von Anfang an spielt dabei aber der Lohngedanke eine Rolle, was aus den Worten der Frau deutlich wird: „Ich wünsche in meinen Wiedergeburten ständig von Armut frei zu sein, immer Vereinigung mit Freude und Glück zu erlangen...“ (Übers. bei Aufhauser, a. a. O., S. 14 f.). Nun, nicht erst in den Wiedergeburten kommt der Lohn, sondern der König, dem die Geschichte kund wird, heiratet die Frau alsbald. Nichts dergleichen wird hier im Evangelium erwähnt. Es wird keine Belohnung versprochen, wie Mk. 9, 41 Par.; 10, 21 Par.; 10, 30 Par. Ja, es erfolgt nicht einmal eine Ermahnung, wie bei dem Gesetzeskundigen: „Gehe hin, tue desgleichen!“ (Luk. 10, 37). Eine berechtigte Frage ist allerdings, ob das dennoch selbstverständlich ergänzt werden muß. Eine Anzahl von Auslegern scheint dieser Meinung zu sein. So schreibt Schniewind (a. a. O.), mit dem im Jesuwort ausgesprochenen Grundsatz gehe es wie mit „allen sittlichen Weisungen Jesu: sie sind nicht verstandesmäßig neue Erkenntnisse, sondern sie nehmen das auf, was jedermann weiß, aber sie drängen zur Tat“; wobei auf die Auslegung zu Mk. 12, 28 ff. und Mt. 5, 21 ff. verwiesen wird. Fendt (a. a. O.) rät dem Prediger folgendes: „In dieser Perikope darf man alle Einzelheiten und Nebensachen beiseite lassen. Das Hauptmoment allein soll groß in der Mitte stehen: Wenn du wirklich ‚opfern‘ willst, so mußt du Entbehrung auf dich nehmen...“ Aber: „Du kannst mehr geben, als die meisten Milliardäre Gott opfern, nämlich ‚das Scherflein der Witwe‘“ (so Macholz, a. a. O.).

Aber ist es mit Entbehrung auf sich nehmen wirklich getan? Ist es wirklich so einfach, das „Scherflein der Witwe“ zu geben? Den ganzen Lebens-

<sup>33</sup>) „Buddha und Jesus in ihren Paralleltextrten“, zusammengestellt von Johannes B. Aufhauser. Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. Herausgeg. von Hans Lietzmann, Nr. 157, 1926, S. 6/7; u. a.

unterhalt! Mit Recht ist gesagt worden, daß der Witwe das, was sie in kindlichem Vertrauen gegeben hat, „kein Gesetz, kein Idealismus, kein angestrebtes Ziel und keine menschliche Opferbereitschaft hätte abzwängen können“ (Zitat bei Steinwand-Corbach, a. a. O., S. 60). Diese Feststellung scheint mir unwiderleglich zu sein. Nun fragen wir noch einmal: Wollte Jesus einfach zur Nachahmung auffordern? Neigen wir jetzt aber dazu, diese Frage zu verneinen, so müssen wir den Sinn irgendwie anders erklären. Ganz vereinzelt ist in der Literatur zum Vergleich auf andere Punkte der Gesamtverkündigung Jesu aufmerksam gemacht worden. „Diese Frau predigt mit ihrem Tun, was er selbst lehrte, das ‚Sorget nicht!‘ Sie kann das, was wir alle nicht können, sie kann leben im Heute und ihr Morgen in Gottes Hand legen“ (Iwand, a. a. O., S. 13). Dieser Hinweis führt uns auf das in der Tat Wesentliche. Die Witwe wird nicht gelobt und belohnt, weil sie ja eigentlich nur Objekt des Handelns eines anderen ist, nämlich der Gnade Gottes. Was sie tut, ist kein Verdienst. Hier geschieht vielmehr ein Wunder Gottes. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir meinen, daß Jesus seine Zuhörer zum Staunen darüber bringen wollte (vgl. Steinwand-Corbach, a. a. O., S. 60 f.). Dabei ist zu beachten, daß *thaumázein* im Sinne des Neuen Testaments immer ein Staunen über Gott und seine Werke bzw. über Jesus ist. Zugegeben werden muß, daß das alles so wenig dasteht, wie „gehe hin, und tue desgleichen“. Nur erscheinen mir die Erklärungsversuche, die in diese Richtung gehen, evangeliums-gemäßer und damit sachgerechter.

Nun aber ist der Zeitpunkt gekommen, da wir unsere Ausgangsfrage noch einmal wieder aufgreifen müssen, die nach der Historizität unserer Geschichte. Wir haben gesehen, daß der Vorfall in allen berichteten Einzelheiten so möglich gewesen sein kann. Wir haben zum anderen festgestellt, daß die evangelische von den außerchristlichen Parallelerzählungen charakteristisch verschieden ist. Gerade das Entscheidende kann nicht aus rabbinischen Gedankengängen erklärt werden, widerspricht ihnen vielmehr sogar. Auch die buddhistische Erzählung ist der evangelischen Tendenz entgegengesetzt. Gut verständlich wird diese vielmehr nur aus bestimmten Punkten der Gesamtpredigt Jesu. Wir entscheiden uns deshalb (mit den oben, S. 104, gemachten Vorbehalten) für die Historizität.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß der Anfang der Erzählung eine damals alltägliche Begebenheit schildert, die jedermann beobachten konnte. Erst Jesus weist seine Jünger darauf hin, daß hier etwas Außerordentliches geschehen ist. Er gibt den Hinweis, daß die Witwe ihren gesamten Lebensunterhalt geopfert und damit mehr gegeben habe, als alle anderen. Dafür wird die Witwe weder getadelt, wie es die Rabbinen sicherlich getan hätten, noch gelobt oder belohnt, wie die Frau in der buddhistischen Parallele.

Auch wird nicht zur Nachahmung aufgefordert, wie in Lk. 10, 37. Das dürfte so zu erklären sein, daß Jesus darauf hinweisen wollte, die Witwe sei nur Objekt der Gnade Gottes gewesen und hier sei ein Wunder geschehen. Die Witwe verwirklichte das so schwere: „Sorget nicht!“, das er selbst predigte, lebte ganz im Heute und legte ihr Morgen in Gottes Hand. Es verbietet sich also jede moralische oder gesetzliche Anwendung, die zwar dazu auffordert, das Scherflein der Witwe zu opfern, dann aber doch nur ein schlechtes Gewissen zurückläßt. Was die Witwe tat, kann kein Gesetz und kein Idealismus erzwingen. Unser Predighörer sollte vielmehr auch zum Staunen über das Wunder Gottes kommen und um die Gnade bitten, daß er selbst auch das „Sorget nicht!“ verwirklichen darf.

ERWIN MEYER

## Die andern haben es nicht so gut

Man kann es der lutherischen Kirche nicht nachrühmen, daß sie eines Tages von selbst erkannt hätte: Diasporafürsorge ist nötig; wir müssen Herz und Hand öffnen für unsere Brüder und Schwestern in der Glaubensfremde; sie sollen doch dem evangelischen Glauben und lutherischen Bekenntnis nicht verloren gehen, wenn sie nun in die Fremde gezogen sind. Nein, sondern es war umgekehrt: die Diaspora hat die lutherische Kirche im Heimatland der Reformation inständig um brüderliche Hilfe gebeten. Es waren die Glaubensgenossen in der Einsamkeit selbst, die es mit Schmerz und Trauer draußen erkannten: die Stimme des guten Hirten erreicht uns nicht mehr, und darum verläuft und zerstreut sich die Herde. Als ihr Hilferuf nach Verkündigung des Evangeliums in der Diaspora vor über hundert Jahren wieder stark erscholl, erkannten Glieder der Gemeinden in unseren lutherischen Kirchen in Deutschland zweierlei: Erstens: wir sind reich, die wir Gottes Wort haben und es hören und lernen können; und zweitens: wir dürfen diesen Reichtum nicht wie einen Raub für uns behalten, sondern müssen davon austeilen. Diejenigen, denen das besonders deutlich wurde, gründeten und förderten die Lutherischen Gotteskasten, die Martin-Luther-Vereine und Martin-Luther-Werke, die heute Gliedverbände des Martin Luther-Bundes sind.

Wer sich heute auch nur oberflächlich und ganz gelegentlich über den Bestand unserer lutherischen Kirche in der Welt und dazu über Auswanderung und Ansiedlung, Wachstum der Gemeinden, Zustrom und Binnenwanderung informiert, dem steht es außer Zweifel, daß die bekenntnisbestimmte Kirche,

die sich selbst als solche ernstnimmt, heute neben dem regelmäßigen und treuen Dienst der Evangeliumsverkündigung in den Gemeinden im bekenntnismäßig geschlossenen Raum der brüderliche Dienst an den Glaubensgenossen in der Diaspora ein Schwergewicht bekommen hat — oder doch bekommen müßte! — wie kaum in einer früheren Zeit. Damit wird selbstverständlich nichts gegen die Heidenmission oder die Innere Mission oder die übrigen Werke der Kirche gesagt. Wir sollten nicht müde werden durch sie dem Herrn Christus zu dienen. Wer aber neben ihnen den Diasporadienst versäumt, schöpft und gießt Wasser in ein bodenloses Faß. In der Diaspora droht heute mehr denn je in Strömen verloren zu gehen, was in treuer Gemeindearbeit daheim und was durch Predigt und Unterweisung, durch Mission und jeden Rettungsdienst der Kirche gewonnen wurde und noch gewonnen wird. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier einige Gründe dafür genannt, warum heute eine besonders große Verantwortung für die Diaspora auf uns liegt.

*Die Diaspora ist groß geworden und wächst weiter.* Vergleichen wir einmal die Lage heute mit der vor dem Krieg! Nur in wenigen Fällen sind lutherische Kirchen in Osteuropa durch Volksbewegungen — freiwillige oder unfreiwillige — ganz erloschen. Reste sind fast überall verblieben. Aber große Diasporagebiete sind dazugekommen: im Osten (rd. 1 Million lutherischer Christen verstreut in Rußland und Sibirien) und im Westen (Österreich, Deutschland, Frankreich, England). Und wer kann die Zahl der nach Übersee ausgewanderten Glaubensgenossen auch nur annähernd nennen! Wo Arbeit und Wohnung gefunden wird, dahin ziehen heute ganze Auswandererscharen aus verschiedenen Ländern; aus Westdeutschland rd. 60 000 jährlich.

*Die Diaspora ist eine sprachlich gemischte geworden.* In Bozen/Südtirol wird deutsch und italienisch gepredigt, in Jugoslawien slowakisch, slowenisch, deutsch, serbo-kroatisch, ungarisch und italienisch; in Brasilien und Argentinien, in Columbien und Venezuela werden neben der jeweiligen Landessprache mehrere andere Sprachen gebraucht, in Australien — einem bevorzugten Auswandererland — neben Englisch und Deutsch weitere vier Sprachen; an der Theologischen Schule in Sao Leopoldo (Brasilien) wird deutsch und portugiesisch gelehrt, an der neugegründeten Theologischen Fakultät in Buenos Aires neben deutsch und spanisch noch in 3 Sprachen; in England wird Gottes Wort nach Luthers Lehre heute in 11 Sprachen verkündigt. Das sind nur ein paar Beispiele. In vielen anderen Ländern ist es ähnlich. Woher kommt das? Das ist die Folge davon, daß einerseits das lutherische Bekenntnis heute auch bei Völkern Eingang findet, die sich ihm bisher fast völlig verschlossen haben (z. B. Italiener, Engländer, Spanier, Brasilianer) und daß andererseits aus unserem alten Europa eben Lutheraner

aller Muttersprachen durch Ausweisung, Flucht, Umsiedlung, Evakuierung usw. in Bewegung gekommen sind und nun auch in großer Zahl nach Übersee gelangen.

*Die Diaspora ist „weltlicher“ geworden*, besonders die durch Auswanderung heute neu entstandene Diaspora. Salzburger Emigranten gelangten einst um ihres Glaubens willen nach den USA; Lutheraner aus Deutschland um ihres lutherischen Bekenntnisses willen nach den USA und nach Australien; Louis Harms gründete seine Siedlungen in Afrika mit dem klaren Ziel der Mission; wieviele der am Anfang des 19. Jahrhunderts nach Rußland Ausgewanderten zogen mit der schwärmerischen Erwartung dahin, dort den Anbruch des Tausendjährigen Reiches zu erleben! Und wieviele, die nicht aus solchen religiösen Gründen in die Fremde gingen, nahmen doch Glauben, Bekenntnis, Gottesfurcht und Frömmigkeit als innersten Besitz mit, wie sie Bibel, Gesangbuch und Katechismus mit sich führten und gebrauchten. — Heute sind die Beweggründe zur Auswanderung vielfach ganz andere: wieviele Auswanderer fliehen aus einer Welt, die sie nicht selbst sein läßt und erhoffen in der Fremde Freiheit und Friede; wieviele streben aus dem überfüllten Europa hinaus, um draußen Verdienst und Brot und neue Heimat zu finden. Die Gründe zur Auswanderung sind weltlicher geworden; aber auch die Menschen selbst. Das ist kein Werturteil über die Auswanderer allein, sondern das gilt für uns alle und für ganz weite Kreise unseres heimatlichen Kirchentums. Wer in Deutschland nur zwei- bis dreimal im Jahr zur Kirche ging, kann sie in der Fremde auch leicht ganz entbehren; wer hier keine Hausandacht hielt, wird sie draußen kaum beginnen; wer hier kein Opfer für die Kirche und für die religiöse Unterweisung seiner Kinder brachte oder zu bringen brauchte, der tut es dort auch nicht als etwas Selbstverständliches; wer hier nur „betreut“ wurde, wird auch dort schwerlich selbst aktiv werden; wem hier Glaube und Kirche nur eine stille Reserve waren, die selten im Leben benützt wurde, wird draußen nicht gleich eine Gemeinde gründen und Opfer zur Berufung eines Pastors oder zum Bau eines Gotteshauses bringen wollen. — Ein großer Teil der Auswanderer heute sind Glaubensgenossen aus der bisherigen osteuropäischen Diaspora. Sie kommen vielfach aus guten kirchlichen Gemeinden. Nun gilt es aber zu sehen, daß sie 10 und mehr Jahre auf ihrer Wanderschaft in Deutschland verbracht, hier weithin die starken heimatkirchlichen Antriebe, Glaubenssubstanz und gewohntes Kirchentum verloren und sich besonders in Städten und unkirchlichen Gebieten Deutschlands oft schnell und gründlich dem hier vorgefundenen Zustand angepaßt haben. Wandern sie nun wieder in die Fremde, so sind sie weithin dem Diasporakirchentum ihrer alten heimatlichen Art so entfremdet, daß es kaum mehr Anknüpfungsmöglichkeiten gibt.

*Die Diaspora ist anspruchsvoller geworden.* Post und Rundfunk, Reismöglichkeiten mit Schnelldampfer und Flugzeug, der Handel, der alle Teile der Welt erreicht — sie alle lassen die Diaspora ganz anders als noch vor Jahrzehnten an dem Geschehen, auch an der Bildung und den Kulturgütern, damit aber auch an den Ansprüchen der modernen Welt teilnehmen. Und wenn auch der Christ in der Diaspora heute nichts mehr begehren kann als vor 100 und 200 Jahren: das Evangelium von Jesus Christus, so verlangt er doch weithin, daß es ihm in einer andern Form als damals gebracht werde. Wenn wir es ihm nicht so bieten wie unsern eigenen Gemeinden, dann kommt es bei ihm gar nicht mehr an. Ja, wir werden uns darüber hinaus noch nach der Besonderheit seiner Lage, seines Landes, der dort herrschenden Geistigkeit und vielem andern richten müssen, damit die Steine zum Bau der Gemeinde in der Diaspora, die wir zusammentragen, nicht verkehrte, unpassende und unbrauchbare seien. Es wäre verhängnisvoll, wenn wir unsere Glaubensgenossen in der Diaspora, denen wir doch helfen wollen, nicht in ihrer Eigenart und in ihrer besonderen Lage ernst nähmen. Man kann da viel Porzellan zerschlagen, viel Vertrauen schnell vertun und viele Türen sich verbauen, wenn man etwa vom hohen Roß herab handelte ohne sich zu orientieren und dann eben versuchte, alles über den deutschen Kamm zu scheren. Unsere Gemeinden und unser Kirchtum sind nämlich durchaus nicht das Maß aller Dinge. Der Diaspora wirklich dienen heißt dort Kirche bauen, wo die Menschen leben, in dem Land, unter dem Volk, in der Art und Weise, wie sie dort entwickelt worden sind. Dabei wird vom Glauben und Bekenntnis nichts abgebrochen. Die Diaspora streckt ihre Hände nach uns aus; wir würden sie aber enttäuschen, wenn wir nur das hineinlegten, was wir selbst für gut hielten, statt zu fragen, was das richtige und was das wichtigste ist und sodann auch, wie wir es geben. Wir wollen nicht Herren der Kirche oder der Gemeinden in der Glaubensfremde sein, sondern ihre Gehilfen.

Gewiß gibt es noch mehr Gründe für die veränderten Voraussetzungen aller Diasporaarbeit heute gegenüber früher. Dem Martin Luther-Bund werden sie in Korrespondenzen, in Berichten und bei Besuchen unserer Brüder von draußen auch immer ganz unmißverständlich genannt. Sie sind da sehr offen. Wer der Diaspora dienen will, weiß, daß er sehr ernst darauf hören muß. Die brüderliche Hilfe bei der Sammlung zu Gemeinden und Kirchen lutherischen Bekenntnisses dürfen wir der Diaspora nicht schuldig bleiben, „denn wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde.“ Wir blieben der Diaspora aber das Gute, ja das Beste schuldig, wenn wir sie nicht teilhaben ließen an den geistlichen Gaben, die uns bis zur Stunde noch erhalten geblieben sind. Und es könnte dabei geschehen, daß diese Güter,

wenn wir sie mit vollen Händen austeilten und sie dankbar empfangen würden, von uns selbst in ihrem Wert ganz neu erkannt und wir mit unseren Gemeinden durch sie im Glauben gestärkt und zu tätigem Dienst am Reiche Gottes aufgerufen würden.

Ein paar Beispiele mögen zeigen, was wir haben (und vielleicht gar nicht so groß schätzen!) und was draußen weithin fehlt:

*Wir haben Pastoren*, Prediger des Evangeliums, — wer predigt aber den von uns ausgewanderten Familien in der Dominikanischen Republik, auf den Inseln im Pazifischen Ozean und auf den einsamen Farmen im weiten Australien?

*Wir haben die Bibel*, für wenig Geld ist sie in jeder Buchhandlung zu kaufen, — nach Italien aber darf man keine Lutherbibel einführen, und ein Kriegsgefangenenpastor im Osten hat vor seiner Entlassung sein Neues Testament in einzelne Blätter zerrissen, damit jeder der Zurückbleibenden wenigstens ein Blatt bekäme; an andern Orten wurde von den Gefangenen das Neue Testament auf Papier von Zementsäcken abgeschrieben.

*Wir haben das Gesangbuch*, — wo aber ist die Druckerei, die in Jugoslawien den so nötigen Neudruck des slowakisch-lutherischen Gesangbuches zu übernehmen sich getrauen dürfte?

*Wir haben Gotteshäuser*, — wie froh aber wären beispielsweise unsere Glaubensgenossen in St. Wolfgang in Österreich, wenn sie auch nur ein kleines Kirchlein ihr eigen nennen könnten, nachdem sie nun schon zum 16. Male einen neuen Raum für ihre Gottesdienste mieten mußten; denn niemand hat die Evangelischen dort gern bei sich zu Hause.

*Wir haben es nicht zu weit zum Gottesdienst*, — eine (dem Verf. bekannte) Diasporafamilie in einer deutschen Großstadt aber gibt monatlich 20,— DM nur für Straßenbahnfahrten zum Sonntagsgottesdienst aus.

*Unsere Pastoren haben wenigstens in der Regel übersichtliche Gemeinden*, — der Pastor in Genua aber fährt 5 Schnellzugstunden in eine seiner Filialen an der Riviera; ein Pastor in Jugoslawien hat 9 Stadtgemeinden und 14 Landgemeinden zu versehen, von denen die nächste 80, die weiteste 400 km von seinem Wohnsitz entfernt ist; ein Pastor in Venezuela hat einen Gemeindebereich von 600 km Durchmesser.

*Wir haben theologische Fakultäten und kirchliche Hochschulen*, — slowakische lutherische Theologen aber in Jugoslawien studieren heute noch an der orthodoxen Fakultät in Belgrad.

*Wir haben Religionsunterricht für unsere Kinder* in Schule und Kirche, — in Österreich aber mühen sich 150 Pastoren und gegen 400 Laienkräfte auf zahllosen Wegen, daß jedes Kind wöchentlich wenigstens eine Religionsstunde haben kann.



*Wir können unsere Kinder taufen lassen,* — in Columbien aber war es 1951 eine der ersten Amtshandlungen des ersten Pastors in der Hauptstadt des Landes, daß er 86 Kinder taufte, da niemals vorher ein Seelsorger für die seit Jahrzehnten in der Stadt wohnenden deutschen Lutheraner dagewesen war.

*Für uns wird der Tisch des Herrn gedeckt,* in vielen Gemeinden jeden Monat, in manchen jeden Sonntag, — in Brasilien aber wird einem Pastor mitgeteilt, daß er zu seinem ausgedehnten Gemeindebereich bis auf weiteres auch noch eine 250 km entfernte kleinere Gemeinde, die für lange Zeit vakant bleiben wird, übernehmen muß. Viermal im Jahr kann er höchstens hinfahren.

*Wir haben Taufschalen und Abendmahlsgeräte,* — in wievielen Diasporagemeinden aber werden Teller, Gläser, Teekannen und Untertassen verwendet!

*Bei uns gibt es Bibelrüstzeiten, Konferenzen, Lehrgänge usw.,* — aber wieviele Mühe machte und wieviel Geld kostete 1955 das erste Gemeindefreffen bei Dünkirchen für die neueingewanderten Glaubensgenossen in Nordwestfrankreich!

*Wir haben Biblische Geschichten, Katechismen, Liederbücher, Gebetbücher* und gedruckte Predigten, — in Brasilien aber muß das alles der staatlichen Sprachgesetze wegen ins Portugiesische übersetzt und herausgegeben werden; in Bozen arbeitet man an der Übersetzung von Gesangbuchliedern und Gebeten, des Katechismus und der Augsburger Konfession für die italienisch sprechenden Glaubensgenossen.

*Wir haben kirchliche erbauliche Zeitschriften und Bücher, Rundfunkandachten* und -predigten (für Einsame und Kranke), — in vielen Ländern aber fehlt jedes Verständnis und jedes staatliche Entgegenkommen für die Diasporakirchen.

*Wir haben Orgeln, Glocken, Posaunen und Chöre, Gemeindegärten und Kindergärten, Gemeindegemeinschaften aller Art, Anstalten und Werke der Barmherzigkeit, Missionsgesellschaften und Akademien, Kapellen und Kirchen, Dome und Münster, Bibliotheken und Forschungsstellen, Konferenzen und Vorträge, Austauschmöglichkeiten und Diskussionsabende im Gemeindebereich, Lichtbilder und Lauffilme aus dem kirchlichen Leben,* — Diasporapastoren in manchen Ländern aber fragen sich nur: woher bekomme ich die Konfirmationsscheine für die nächste Konfirmation und woher die Hostien für das nächste Abendmahl? Woher ein paar theologische Bücher zum Studium der die Kirche bewegenden und bedrängenden Fragen der Gegenwart und woher einen Vertreter und die Mittel für den seit Jahren notwendigen Erholungsurlaub? In der Diaspora des Ostens aber fragen sich unsere Glau-

bensgenossen weithin: woher nehmen wir Ersatz für zerbrochene Fensterscheiben in unserer Kirche, woher eine Glühbirne und woher die Kerzen für den Altar?

*Bei uns ruft man den Pastor* — wem's not tut bei Nacht — *telefonisch an die Kranken- und Sterbebetten*, — seine vier Predigtstationen auf Sizilien aber kann der Pastor von Neapel nur dreimal jährlich besuchen, Mexiko hat nur einen Pastor, in Südamerika sind Gemeindebereiche vielfach so groß wie bei uns ein Regierungsbezirk, in England und Frankreich sind die Pastoren überhaupt nur Reiseprediger.

*Uns hat Gottes Güte sein heiliges Wort und Sakrament bis zur Stunde erhalten* — haben wir es allezeit geschätzt und geachtet? —, in den Weiten Sibiriens aber leben Hunderttausende von Glaubensgenossen ohne Pastoren und ohne Kirchen und wohl ohne den Zusammenhalt in Gemeinden, und in Südbrasilien sind seit Jahrzehnten allein 40 000 deutschstämmige lutherische Christen, die noch in keiner Gemeinde erfaßt und noch nicht vom geordneten Dienst der Evangeliumsverkündigung erreicht worden sind.

Gottes Wort ist auf der Welt teuer geworden und an vielen Orten auch für viel Geld nicht zu haben. Wie, wenn es uns auch einmal genommen würde! Und es wird uns bestimmt genommen werden, es wird uns unter den Händen zerrinnen, wenn wir es nur für einen selbstverständlichen Schmuck, für ein paar Höhepunkte unseres Daseins halten, statt für das Brot des Lebens. Man kann mitten in einer Bäckerei verhungern, wenn man nicht zum Brot greift, und man kann sich in der Einsamkeit und Fremde und Diaspora mit ein paar Brosamen sättigen, die einem dargereicht werden. Heute sind wir noch reich, die andern haben es weithin nicht so gut. Mögen uns offene Augen gegeben werden, daß wir Reichtum und Not erkennen; mögen wir geschickte Herzen und Hände erhalten, mit dem Reichtum des göttlichen Wortes Mangel und Not zu lindern!

GUSTAV DÖRNHÖFER

## Lutherisches Burgenland in Geschichte und Gegenwart

**Ehe wir Burgenländer wurden, war die Heimat lutherisch geworden**

Das will besagen, das Burgenland ist viel jüngeren Datums als der lutherische Glaube in diesem Gebiet. Der zog bereits vor 400 Jahren hier ein, während das Burgenland im Jahre 1951 seinen erst 30jährigen Bestand feierte. Früher

gab es weder diesen Namen noch die jetzige Abgrenzung. Es war ein Landstrich, der, überwiegend von deutschen Stämmen besiedelt, zumeist unter madjarischer Herrschaft stand. Im 15. Jahrhundert gehörte er zeitweilig zu Österreich. Nachher folgte abermals seine Rückgliederung zu Ungarn. Schließlich wurde dieser schmale Grenzstreifen durch den Friedensvertrag von St. Germain en Laye 1919 endgültig der Republik Österreich zugesprochen. Grenzlandschicksal! Im Jahre 1921 konstituierte sich das Burgenland als 9. Bundesland. Im Norden grenzt es mit wenigen Kilometern an die Tschechoslowakei; im Osten hat es eine 150 km lange gemeinsame Grenze mit Ungarn; der südliche Nachbar ist Jugoslawien; westlich ist es mit den Bundesländern Steiermark und Niederösterreich benachbart. Das Burgenland umfaßt 3977 Quadratkilometer mit beiläufig 276 000 Einwohnern. Diese sind überwiegend bäuerlichen Standes. Ein offenes Land, ohne bedeutende Städte, aber von einer Reihe Städte mit alter Kultur umgeben: Wien, Preßburg, Ödenburg, Güns, Graz, Wiener-Neustadt.

Schon 1522 veranstalteten Ödenburger Bürgersleute evangelische Zusammenkünfte in den Gasthäusern. Ein Franziskanermönch, namens Christoph, predigte gegen Fasten, Ohrenbeichte, Ablass, Marien- und Heiligenverehrung und wider die Sittenverderbnis des katholischen Klerus. In der Chronik der Stadt Preßburg werden 1528 gleichfalls Franziskaner erwähnt, die ketzerische Predigten halten. Als sie eines Tages außerhalb der Stadt gingen, wurden sie vom Burggrafen ergriffen, einer von ihnen wurde hingerichtet. Das Landvolk blieb von diesen Ereignissen nicht unberührt. Märkte, Wallfahrten, umherziehende Händler und Wanderburschen trugen dazu bei, daß Luthers Lehre und die reine Predigt des Evangeliums über die Stadtmauer hinaus in die Dörfer drang, wo sie bald Anhänger fanden. Die rasche Ausbreitung des Luthertums wurde auch dadurch gefördert, daß im 16. Jahrhundert eine Reihe namhafter Adelsgeschlechter, die über das Land herrschten, zur Reformation hinneigten, nicht wenige sich auch offen zum evangelischen Glauben bekannten. In der jetzigen Landeshauptstadt Eisenstadt lassen sich seit 1532 Anfänge der reformatorischen Bewegung nachweisen. Wie aus der dortigen Gemeindechronik ersichtlich, sind in der Stadt ab 1553 lutherische Prediger tätig. Zu dieser Zeit waren die Herren von Weißpriach, ein österreichisches evangelisches Geschlecht, Inhaber der Eisenstädter Pfandherrschaft. Nicht unerwähnt bleibe, daß 1571/72 das Amt des Schloßherrn daselbst Hannibal von Zinzendorf, ein Ahne des Gründers der Brüdergemeinde, inne hatte. In den „Memorabilien“ der Gemeinde Mörbisch (in nächster Nähe von Ödenburg) wird erwähnt, daß „anno 1565 Simon Gerengel (er kam aus Graz) am Tage Bertholomäi (24. August) zuerst in der Michaelskirche zu Ödenburg als evangelischer Prediger aufgetreten ist

und dort bis 1570 das reine Wort Gottes lehrte. Seine erste Predigt über die Verklärung Christi hat sehr gefallen und ist im Druck erschienen. Sein Katechismus hat sehr viel Nutzen gestiftet . . . Wahrscheinlich um dieselbe Zeit haben auch die umliegenden, der Stadt Ödenburg gehörigen Ortschaften, darunter auch Mörbisch, das Papsttum verlassen“. 1578 hat Mörbisch bereits seinen ersten evangelischen Prediger. In Stadt-Schlaining wirkte von 1570—80 der evangelische Prediger Leonhardt Krull. Nach Pinkafeld wurde 1576 der aus Weimar stammende Prediger Jeremias Dissinger vom Freiherrn Christoph von Königsberg berufen. Aus 1590 ist der Name des ersten evangelischen Predigers von Großpetersdorf, Ägidius Rajter, bekannt. Im Jahre 1592 soll die ganze Bevölkerung von Zurndorf und Nickelsdorf evangelisch geworden sein, so daß in den dortigen katholischen Kirchen von dieser Zeit an nach evangelischer Weise gepredigt wurde. In der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts bestand in Deutsch-Kreuz (heute rein katholisch) eine evangelische Druckerei. In dieser ließ der Grazer Pfarrer Homberger ein Abendmahlsbüchlein mit dem Titel „Viola Martia“ drucken. Dieses Büchlein war dem Grafen Balthasar von Batthyány gewidmet, der einer der größten Grundherren im südlichen Burgenland war. Nach dem Grundsatz „cuius regio, eius religio“ dürften unter seiner Herrschaft viele Gemeinden, solche die heute noch evangelisch sind, aber auch die, die in der Zeit der Gegenreformation wieder katholisch wurden, die alte Kirche verlassen haben. Noch wogt es um diese Zeit zwischen evangelisch und katholisch hin und her. In Rust am See stand im 16. Jahrhundert nur eine Kirche, die sog. „Fischerkirche“. In dieser wurde abwechselnd, je nachdem der Kronvogt zu Wittenberg oder Rom neigte, bald von einem evangelischen Predikanten, bald von einem katholischen Priester der Gottesdienst gehalten. Eine seltene Koexistenz der beiden Konfessionen ist in Bernstein anzutreffen. Ihren ersten evangelischen Prediger erhielt die Gemeinde 1581 in Jonas Frank. Aus dieser Zeit wird berichtet, daß Evangelische und Katholiken nicht nur die Kirche gemeinsam benützten. Sogar der Gottesdienst war bis zu einem gewissen Grad gemeinsam. Während des Messelesens sangen die Evangelischen ihre Lieder. Während der Wandlung hielt der Organist am Versende inne. Nach der Wandlung predigte der evangelische Pfarrer. Der Bericht des dortigen Pfarrers schließt mit der Bemerkung: „Es ist anzunehmen, daß diese Weise der Abhaltung eines Gottesdienstes zweier ansonst gegnerischer Konfessionen, auf Grund einer friedlichen Vereinbarung zustande gekommen war.“ Man kann sagen, um die Jahrhundertwende war das Burgenland — soweit seine Bevölkerung deutsch war — evangelisch-lutherisch geworden. Die madjarische Insel in und um Oberwart war calvinisch.

Das 16. Jahrhundert war auch sonst stürmisch. Es war die Zeit, in der die Türken bis vor die Tore Wiens drangen. Ihre Wege gegen Westen führten durch die burgenländische Landschaft. Es waren Wege des Raubens und Mordens, des Brennens und der Verwüstung. Viele Dörfer verödeten, weite Landstriche wurden zur Wildnis. Damals riefen die Grundherren die Kroaten aus dem Süden ins Land. Seither lebt unter dem deutschen Stammvolk eine ungefähr 30 000 Köpfe zählende kroatische Minderheit. Die Kroaten waren und blieben katholisch. Der Versuch des Predigers Stephan Consul in Eisenstadt, die Kroaten für die Reformation zu gewinnen, schlug fehl. 1582 wurde eine kaiserliche Kommission von Wien aus ins mittlere Burgenland entsandt. Ihr Auftrag war „die schädlichen evangelischen Prädikanten“ zu entfernen und an ihrer Statt katholische Priester einzusetzen. Die Kommission stellte fest, daß „die deutsche Bevölkerung durchwegs der neuen Lehre anhing und nur die Kroaten streng katholisch geblieben sind“.

Von erheblichem Nachteil für den Fortgang der Reformation war das Eindringen der Flacianer in viele Gemeinden. Doch der festgefügte Block der deutschsprachigen Lutheraner war und blieb beisammen. Da die ungarischen Adeligen zum Teil calvinisch wurden, hatten die Lutheraner auch von dieser Seite mancherlei Unbill zu erleiden.

In dem zu jener Zeit schütter besiedelten Burgenland dürften mehr als 80 evangelische Pfarren bestanden haben. Schon 1554 tritt in Ungarisch-Altenburg eine Synode der evangelischen Gemeinden zusammen, die den ersten evangelischen Superintendenten wählte. Auch ist uns eine Kirchenordnung erhalten. Sie erschien 1598 in Ödenburg unter dem Titel „Canones“ mit dem Motto aus 1. Timotheus 3, 14—15: „Solches schreibe ich, daß du wissest, wie du wandeln sollst in dem Haus Gottes, welches ist die Gemeinde des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit.“ Nach einleitendem Glaubensbekenntnis zu dem dreieinigen Gott, sprechen die Canones von dem Superintendenten, seiner Zuchtgewalt über die Pfarrer und Gläubigen; von den Seniores als den Gehilfen des Superintendenten. Insbesondere haben sie die Pfarrer zu ordinieren, die Geistlichen zu prüfen. Die Pfarrer werden ermahnt, nicht um materieller Vorteile willen ihre Gemeinden zu verlassen, sondern in Treue ihr Amt zu bestellen. Die Gemeinden haben, ehe sie einen Pfarrer aufnehmen, sein Beglaubigungsschreiben zu prüfen. Die Sonn- und Feiertage sind gottgemäß einzuhalten. Die Pfarrer haben zwei Gottesdienste zu versehen: am Vormittag mit Predigt, am Nachmittag mit Katechisation. Zur Erledigung der kirchlichen Angelegenheiten sind jährlich zwei Synoden abzuhalten. Für gutgeschulten Nachwuchs in das Pfarramt und in die Schule sollte die Ödenburger Schule sorgen, die seit dem Wiener Frieden 1606 großen Aufschwung nahm. 1633 hatte diese

Lateinschule bereits 6 Klassen. Der Stadtrat sorgte auch, daß die Zöglinge in Deutschland ihr Studium ergänzen können. An der Odenburger Schule waren hervorragende deutsche Erzieher tätig. Es zeigte sich allenthalb ein Werden und Wachsen, das zu großer Hoffnung berechtigte . . .

### **Alles wieder katholisch, bis auf einen Rest — der blieb fest**

Der Wiener Hof und der hohe Klerus bemühten sich vorerst, die Grundherren in die katholische Kirche zurückzuführen. Wechselte der Schirmherr den Glauben, blieb dem Untertanen nichts mehr übrig, als dasselbe zu tun oder abzuwandern. Im mittleren Burgenland herrschten die Geschlechter Nádasdy, Kéry u. a. Alle förderten zunächst die Reformation. 1643 tritt Franz III. Nádasdy in die katholische Kirche zurück. 1660 wird der lutherische Prediger in Steinberg vertrieben. Den Untertanen wird befohlen, zwischen Rosenkranz und Wanderstock zu wählen. Die meisten greifen nach dem Rosenkranz. Die Esterházy's hatten im Seewinkel ausgebreitete Besitzungen. Eines Tages lehnte an der Haustür der leibeigenen Bauern ein Wanderstock. Das Gebot des Herrn lautete: Entweder katholisch werden, am kommenden Sonntag in der Messe erscheinen und am nächsten Marienitag an der Wallfahrt nach Frauenkirchen teilnehmen — oder abwandern. Wohin? War doch bisher das Burgenland ein Zufluchtsort für salzburgische, oberösterreichische und steirische Exulanten. Wohin also? Noch tiefer hinein nach Ungarn, vielleicht bis nach Siebenbürgen. Am Batholomäustag 1673 zieht in Nickelsdorf Graf Kollonitsch, Bischof zu Wiener-Neustadt, mit 40 Soldaten ein. Er fordert vom Dorfvorsteher die Kirchenschlüssel. Ein mitgebrachter katholischer Priester wird eingesetzt. Das zeitgenössische Denkbuch schildert die Zustände: „Es ging jämmerlich zu zu unserer Zeit. Wir wurden gequält mit allerlei Plagen. Wenn ein Evangelischer ein Haus kauft und dem geringsten Katholischen gefiel es in etlichen Tagen, so nimmt er es ihm weg ohne zu disputieren. Und in allen Sachen wird das Recht gebogen auf die herrschende Seite. Wir müssen am Fronleichnamstag dem Umgang beiwohnen und am letzten Frauentag jährlich Kirchfahrtler nach Frauenkirchen schicken, nicht wegen dem Beten, sondern jeder Dorfpfarrer will einen großen Haufen Kirchfahrtler zeigen. Denn außer Frauenkirchen sammelt sich alles zusammen und da machen wir den Einzug und der Pfarrer ging in der Mitten. Wenn das vorbei ist, ging ein jeder seinen Weg wohin er wollte. Wer aber nicht nach Frauenkirchen ging, der wurde um etliche Pfund Wachs gestraft. Und was die übrigen Drangsale mehr waren, die zu erzählen viel wäre. Die Evangelischen wurden nicht zu den Ämtern gelassen, zumal zu den großen. Auch in unserm Nickelsdorf kam es schon so weit, daß nur ein einziger Geschworener von unserer Seiten dabei war. Der

Richter, zwei Geschworene und der Notari (Amtmann) waren katholisch. Die unsern Handwerker ließ man nirgends leicht einkommen, sie mußten auch dem Umgang beiwohnen, und der ausblieb wurde bestraft...“ Im gleichen Jahr machte sich auch Graf Széchényi, Bischof von Raab, auf den Weg nach Rust am See. Dort hatten sich die Evangelischen in den Jahren 1649—51 eine schöne, neue Kirche gebaut. Nun sollte sie den Katholiken übergeben werden. Als der evangelische Rat der Stadt die Übergabe verweigerte, wurden die Ruster am Wiener Hof als Rebellen verklagt. Der Bittgang zum Kaiser fruchtete nichts. Am 4. Februar 1674 wurde der letzte evangelische Gottesdienst gehalten. Überhaupt war man in Wien sehr bereit, Ketzerei und Rebellion als ein und dieselbe Sache anzusehen und zu behandeln. Vor allem mußten die Anführer beseitigt werden: Daher Verreibung der evangelischen Prädikanten. Darnach galt es die Burgen wegzunehmen: Also Auslieferung der Kirchen an die katholischen Bischöfe. Schließlich war das führerlose Volk zu sammeln: Folglich Eingliederung der Evangelischen in den katholischen Kultus. Die Neugeborenen wurden katholisch getauft, die Heranwachsenden vom katholischen Bischof gefirmt, die Ehemilligen katholisch getraut, die Sterbenden mit der letzten Ölung versehen, die Verstorbenen katholisch begraben. In der Spalte für Anmerkungen der Kirchenbücher findet sich dann gelegentlich der Vermerk, daß die betreffenden Personen „damnatae sectae Lutheri sequaces“ (Anhänger der verdammten lutherischen Sekte) waren. Dazu bestand die Verpflichtung zum sonntäglichen Besuch der Messe, Teilnahme an den Prozessionen, Erscheinen zur Ohrenbeichte. Wer durch Fernbleiben auffiel, wurde bestraft. Wurde jemand bei evangelischer Betätigung ertappt, wurde er ins Gefängnis gesperrt; in argen Fällen von Haus und Hof vertrieben. In etlichen Städten, sogenannte „Artikular-Plätze“, war den Evangelischen eine beschränkte Religionsübung gestattet. Solche für die Burgenländer erreichbaren Orte waren: Preßburg, Ödenburg, Nemescsó und Nemeskér. Nur die ungarisch-reformierte Gemeinde in Oberwart durfte sich ein Bethaus aus Holz bauen. Das Nickelsdorfer Denkbuch schildert die damaligen Zustände: „Es war nur in Preßburg und Ödenburg ein evangelisches Bethaus, sonst weit und breit keines. Da fuhren wir das Jahr zwei- oder dreimal auf Preßburg zur Beicht. Da kommt alle Zeit im Frühjahre und Herbst eine große Menge zusammen, daß wir bei dem Wasser (Donau) mit Angst lang verziehen mußten, und wurden wir von allen Seiten übel angesehen. O wie oft seufzten wir bei so üblen Wetter auf der Preßburger Reise, zumal Schwangere und Säugende, und der Raum im alten Bethaus war zu klein für die große Zahl, die sich da versammelten. Die evangelischen Lehrer (Pfarrer) waren wenig und sehr gequälet, sie konnten auf keiner Gassen sicher gehen, man tut ihnen alles

Leid an.“ So ein Bericht liest sich leicht. Aber jenes Jahrhunderts Tränen sind nicht zu fassen, seine Not ist nicht abwägbar. Niemand wundere sich, daß 90 von 100 nachgaben und katholisch wurden. Viele nur äußerlich, das bewies nachher das Jahr 1781. Doch bei der Mehrheit setzte sich der katholische Glaube auch im Herzen fest. Das heutige katholische Volk im Burgenland, seine evangelische Vergangenheit vergessend, ist treu und fromm seiner Kirche zugetan — so sehr, daß die Evangelischen in der Glaubensübung hinter ihm zurückstehen.

Aber es blieb ein Rest, und der war fest. Das ist das Wunder jener langen Nacht der Glaubensverfolgung. Was für Männer und Frauen müssen das gewesen sein! Zwei- auch dreimal im Jahr eine Tagereise weit zu gehen oder auf holprigen Wegen im Bauernwagen zu fahren (Schwangere! Säugende!), um eine evangelische Predigt zu hören, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt des Brotes und Weines zu empfangen. Unterwegs verlacht, verflucht, bedroht zu werden, wenn sie durch ein katholisches Dorf fuhren. Dann die Überquerung der Donau auf einer wackeligen Fähre, die überfüllt ist mit Pilgern. Daheim die täglichen Schikanen, die Molestationen mit dem katholischen Kultus, den sie mitmachen mußten, um sich behaupten zu können. Wir lesen noch einen Satz aus dem Denkbuch: „Da mußten wir unsere Andacht mit den unsern daheim verrichten und zu mancher Zeit unser Lied nur ganz in der Stille singen.“ Gesegnete Zeit! Sie halten Andacht daheim. Sie singen — zwar leise, daß es der Horcher an der Wand nicht höre — doch sie singen ihre evangelischen Glaubenslieder. In heimlichen Winkeln verwahren die Familien Bücher, die sie längst hätten abliefern müssen, auf deren Besitz empfindliche Strafe stand. Das ist die Kraftquelle ihres Glaubens, ihrer Standhaftigkeit, ihres Durchhaltens: Die Hausandacht mit der Lutherbibel und dem Gesangbuch. Dies hätte unser Geschlecht neu zu lernen von den Alten: Wie man's machen muß, um fest zu bleiben . . .

### **Von der Duldung zur Gleichberechtigung — die Lebenskraft des Evangeliums**

Im Oktober 1781 erläßt Kaiser Josef II. das Toleranzpatent. Merkwürdige, erregende Gerüchte dringen von Wien ins Land. Die Evangelischen sollen sich frei zu ihrem Glauben bekennen, sollen sich ein Gotteshaus bauen dürfen usw. Monate vergehen. Die Gegner sind am Werk, das Toleranzpatent zu sabotieren, den Kaiser umzustimmen. Doch er beharrt bei seinem Entschluß. Die Behörden müssen das Toleranzpatent publik machen. Leuchtenden Auges und dennoch bangen Herzens (wer weiß, ob es nicht eine Falle ist?) wird es besprochen. Aber es steht schwarz auf weiß geschrieben: Den Evangelischen steht freie Religionsübung zu; in Orten mit mindestens 100



evangelischen Familien dürfen sie ein Bethaus bauen, allerdings abseits von der Straße, ohne Turm und Glocken; die Grundherren haben einen Bauplatz zur Verfügung zu stellen; Kommissionen haben zu prüfen, ob die Bestimmungen eingehalten werden. Es gibt eng- und weitherzige Herrschaften. Den Lutzmannsburgern wies der „allernädigste Fürst“ einen Platz an, der nach Wolkenbrüchen Monate hindurch unter Wasser lag. Die Nickelsdorfer halten den Kaiser, anlässlich einer Durchfahrt von Pest nach Wien, persönlich an und bitten ihn untertänigst um die Erlaubnis zum Bau des Bethauses. Der Kaiser soll daraufhin selbst den Platz bezeichnet haben, wo sie bauen dürfen. Doch die ersten, die zu ihrem Bethaus kommen, sind die Schlaininger. Bereits vor dem Erlaß des Toleranzpatents wagten sie den Kaiser um die Bauerlaubnis zu bitten. Sie erhielten diese. Die erste im Land! Sie besaßen auch das Wohlwollen ihres katholischen Grafen. Die Schenkungs-urkunde lautet: „Endesunterschriebener bekenne, daß ich zu gehorsamster Befolgung Sn. Königl. Apost. Majestät allergnädigst ergangenen Toleranzbefehl und schuldigste Beförderung Allerhöchst Deroselben Gerechtesten Willensmeynung hiesiger Bürgerschaft Augsburgischen Confession meine an die Stadtmauer anliegende sogenannte Bastey samt so viel Grund ewig und unwiderruflich geschenkt habe, daß darauf von bemeldte Religionsverwandte ein Gotteshaus, 15 Klafter in der Lichte und 7 Klafter in der Weite enthaltend, erbauet werden möge . . . 13. April 1782. Max Graf von Batthyány.“ Die erste evangelische Predigt im eigenen Bethaus einer burgenländischen evangelisch-lutherischen Gemeinde wurde am Sonntag Rogate 1783 in Stadt-Schlaining gehalten. In dem Jahrzehnt des Toleranzpatents entstehen noch weitere 14 Bethäuser. Wer heute durch die burgenländischen Gemeinden reist, dem fällt auf, daß viele evangelische Kirchen (15 von 28) abseits von der Straße, oft hinter dem vorgebauten Pfarrhaus, stehen. Zwar haben alle Turm und Glocken. Der aufmerksame Beobachter merkt jedoch, daß der Turm erst später angebaut wurde. Das sind unsere Toleranzkirchen. Keine Diözese der evangelischen Kirche in Österreich weist so viele Toleranzgemeinden auf wie die burgenländische.

Neben dem Bethaus stand auch bald die evangelische Schule. Die Vorfahren wußten es gut, daß ihre Kinder in der katholischen Schule zu keinem guten evangelischen Christen erzogen werden. Wenn sich die evangelischen Gemeinden beeilten, Schulen zu errichten, ging es ihnen wahrscheinlich weniger um die Mehrung des Wissens als vielmehr darum, eine Stätte zu haben, wo der evangelisch-lutherische Glaube in die Herzen der Jugend eingepflanzt werden konnte. Bis zum Jahre 1938 bestanden im Burgenland 60 evangelische Volksschulen mit 82 Lehrkräften, dazu ein evangelisches Realgymnasium und eine evangelische Lehrerbildungsanstalt,

beide in Oberschützen. In der Diözese Burgenland gab es mehr evangelische Schulen und Lehrer als in den übrigen Diözesen Österreichs zusammengenommen.

Der Gründer der Oberschützer Lehranstalten war der aus Wien gebürtige Oberschützer Pfarrer Gottlieb August Wimmer. Als er 1818 nach Oberschützen kam, fand er eine verwairstete Gemeinde (sein Vorgänger war Jahre hindurch schwer leidend). Als Lehrer der 300 bis 340 Schulkinder fungierte ein ehemaliger Holzknecht aus dem Steirischen. Nicht besser stand es in den Tochtergemeinden: Da unterrichtete ein alter Bauer, der zu nichts mehr taugte; dort ein Schafhirt, der im Winter entbehrlich war. Mit der Reorganisation des Schulwesens begann Wimmer sein Aufbauwerk in Oberschützen. Dabei erfaßte er intuitiv, wie wichtig es für alle evangelischen Gemeinden in der österreich-ungarischen Monarchie wäre, über genügend evangelische Lehrer zu verfügen. Also mußte für diese eine evangelische Bildungsstätte geschaffen werden. 1845 gründete Wimmer das Lehrerseminar. Seither traf man Volksschullehrer, die in Oberschützen studierten, in allen Komitaten Ungarns, in Siebenbürgen, in den Habsburgischen Kronländern. Dem Lehrerseminar folgte das Internat, dann noch das Untergymnasium und die Unterrealschule. Das alles in einem von Städten und Verkehrslinien weitab liegenden Dorf. Ebenso sorgte sich dieser treffliche Mann, mit Predigt, Seelsorge, Kirchenzucht und Erbauungsschriften das kirchliche Leben zu bessern und auf die Höhe zu führen. Sein missionarischer Sinn trieb ihn auch auf weite Reisen. Er fand, daß die Völkerschaften im unteren Donauraum keine oder zu wenig Bibeln haben. Also ließ er in Güns Bibeln in verschiedenen Sprachen drucken und versandte diese bis in die Balkanländer. Nicht minder bemühte er sich, der Bevölkerung bessere Lebensbedingungen zu schaffen. 15 000 Kinder in Oberschützen und Umgebung impfte er eigenhändig gegen die Blattern. Er förderte die Obstzucht durch Sortenwahl, den Feldbau durch rationelle Bewirtschaftung. Vielleicht darf man Wimmer in Oberschützen mit Oberlin in Steintal vergleichen. Nur der Ausgang war böse. In politische Händel des Revolutionsjahres 1848 verstrickt, mußte er vor der Festnahme durch die Kaiserlichen fliehen. Er kam nach Bremen, wo er 12 Jahre zubrachte. 1863 wurde ihm die Heimkehr nach Wien erlaubt. Dort starb Wimmer im 72. Lebensjahr. Sein Glaubensspruch war: „Nichts ist stabil auf Erden als Gott und sein Wort.“ Das Wort gilt von seinen Gründungen in Oberschützen. Nach dem Anschluß Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich wurden alle Schulen verstaatlicht. Die Oberschützer Lehrerbildungsanstalt wurde 1945 geschlossen und seither nicht wieder eröffnet. Das jetzige Bundesrealgymnasium samt Bundeskonvikt wird heute noch sehr stark von evangelischen Schülern

frequentiert. Keine andere Mittelschule in Österreich kann 48% evangelische Schüler (im Schuljahr 1954/55 waren es 214) aufweisen.

Der Zustand der Duldung konnte nur der Übergang zur Gleichberechtigung sein. Sie wurde der evangelischen Kirche in Österreich unter der Regierung Kaiser Franz Josef II. im Jahre 1861 zuteil. Sie ist im sogenannten Protestantenpatent niedergelegt, das heute noch die staatsrechtliche Grundlage bildet. Nun wurden in der Folge den bestehenden Bethäusern Türme angebaut und Glocken beschafft. Die letzte Toleranzgemeinde, die erst 1948 ihren Kirchturm baute, war Stoob. Die neueren Kirchen in Deutsch-Jahrdorf, Großpetersdorf, Pöttelsdorf, Weppersdorf, Eisenstadt u. a. mehr stehen unmittelbar an der Straße. Die Zahl der Pfarrgemeinden vermehrte sich auf 28, zu denen noch 50 Tochtergemeinden gehören. Seit dem Anschluß des Burgenlandes an Österreich verringerten sich die Evangelischen von 40 000 auf 36 000 durch Abwanderung, Kriegsverluste und Geburtenrückgang. Dennoch hat das Burgenland die stärkste protestantische Minderheit in Österreich (13%) aufzuweisen.

Der Anschluß im Jahre 1921 bewirkte auch die Trennung der evangelischen Gemeinden im Burgenland von der ungarländischen evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses. Sie gehörten damals drei verschiedenen Senioraten und zwei verschiedenen Superintendentenzen an. Nach ihrer Eingliederung in die evangelische Kirche A. B. in Österreich vereinigten sich die drei Seniorate mit ihren Gemeinden im Jahre 1924 zu einer eigenen evangelischen Superintendentenz Augsburgischen Bekenntnisses im Burgenland. Inzwischen wurden die Seniorate aufgelassen, so daß heute die Diözese eine kirchliche Einheit bildet. Wenn ihr im Verband der andern fünf lutherischen Diözesen eine besondere Berufung bestimmt sein sollte, so ist es die, das lutherische Erbe zu wahren und lebendig zu erhalten. Dazu ist das Luthertum im Burgenland gewissermaßen prädestiniert auf Grund seiner zahlreichen alten, traditionsgebundenen Gemeinden, des auffallend stabilen Konfessionsstandes (die jährlichen Ein- und Austritte sind noch nie über 50 gestiegen) und des ausschließlich lutherischen Gepräges der Gemeinden. Man soll nicht sagen, daß der Gottesdienstbesuch bei einem Hundertsatz von 1298 gut ist (im Durchschnitt besucht der evangelische Burgenländer 12 bis 13 Gottesdienste im Jahr). Doch bleiben die anderen Diözesen hinter dieser Verhältniszahl zurück. In den meisten Gemeinden bestand noch von der ungarischen Zeit her eine einfache Liturgie. Seit der Synode A. B. im Jahre 1949 wurde die Gottesdienstordnung der Landeskirche A. B., wie sie auf jener Synode beschlossen wurde, in den Gemeinden eingeführt. Die gottesdienstliche Gemeinde singt noch gerne und kräftig. An den Abendmahlsfeiern beteiligen sich beiläufig 40% der Gemeindeglieder. In einigen Ge-

meinden steigt der Prozentsatz bis 70 und darüber. Der Religionsunterricht, der noch Pflichtfach ist (bei Abmeldungsmöglichkeit), wird an 4400 Schüler von 27 Pfarrern und 35 anderen Lehrpersonen erteilt. Taufe und kirchliche Beerdigung werden ausnahmslos begehrt, alle Jugend läßt sich konfirmieren. Bei rein evangelischen Paaren ist die kirchliche Trauung selbstverständlich. Bei gemischten Ehen kommt es vor, daß sie sich nur standesamtlich trauen lassen. Katholische Trauungen von Mischehen sind in der Minderheit. Seelenstandsmäßig die zweitkleinste Diözese nach Niederösterreich, steht das Burgenland in der Aufbringung der Kirchenbeiträge und der freiwilligen Opfer an erster Stelle. Anerkennenswert ist der Aufbauwille seit 1945. Die Gemeinde Eltendorf war die erste in Österreich, die ihre kriegszerstörte Kirche neu aufbaute. Eine fast völlig neue Kirche erhielt Kobersdorf im Jahre 1954. Oberwart und Bernstein bauten ein neues Pfarrhaus. Die bald hundertjährigen Pfarrhäuser werden großzügig instandgesetzt. Gemeindesäle wurden und werden gebaut in Oberwart, Bernstein, Markt-Allhau. Vier Gemeinden beschaffen sich große, kostbare Orgeln. Die kleine Tochtergemeinde Neusiedl bei Güssing wird in diesem Jahre ihr Kirchlein weihen. In der Landeshauptstadt steht der Rohbau des Superintendentialgebäudes und wartet der Vollendung. Für diese vielen Unternehmungen würde die eigene Kraft nicht ausreichen. Doch sind hilfreiche Herzen und Hände am Werk: Vor allem der Gustav-Adolf-Verein, aber auch die burgenländische Landesregierung unterstützt diese Bautätigkeit.

Vielleicht ist der Leser dieser Schilderung einer lutherischen Diözese in Österreich geneigt zu urteilen: Das Luthertum im Burgenland hat eine bis in die Zeit der Reformation zurückreichende, ehrwürdige Geschichte und noch eine kirchlich lebendige Gegenwart. Wer jedoch in einer burgenländischen Gemeinde zu Hause ist, merkt, daß es im Gemäuer rieselt, daß die Glaubensstreue nachläßt, daß auch die Welt des Dorfes eine andere geworden ist. So bedarf es des Gnadenbeistandes des Herrn der Kirche, vieler Fürbitte und treuen Dienstes aller, um das kostbare Gut evangelisch-lutherischen Glaubens zu erhalten und dem nachfolgenden Geschlecht weiterzugeben. Das helfe Gott.

## 50 Jahre „Lutherische Kirche in Brasilien“

Wie hat ihre Arbeit begonnen? Wo steht sie heute?

Die Tagung unserer Synode, die vom 13. bis 16. Oktober 1955 in Joinville stattfand, trug ein besonderes festliches Gepräge. Sie ließ ihre Teilnehmer auf die überaus schwere Anfangszeit der Arbeit und auf die Tatsache der Gründung der Synode am 9. Oktober 1905 zurückblicken. Sämtliche Pastoren unserer Synode aus Paraná und Santa Catarina waren anwesend. Der Nordkreis, Espirito Santo, hatte zwei Vertreter entsandt. Delegierte aus den verschiedenen Gemeinden sowie Vertreter der Jugendbünde und Vertreterinnen unserer Frauenhilfen konnten an dieser Jubiläumstagung teilnehmen. Jeder, der unserem Diasporawerk nahesteht, weiß, daß die Anfangsentwicklung unserer Kirche nicht möglich gewesen wäre, ohne die Mithilfe und Fürsorge des „Lutherischen Gotteskastens“ in Deutschland. Vor allem war es der bayerische Gotteskasten, der unter seinem Vorsitzenden, Kirchenrat Eduard Stirner — damals Pfarrer in Rothenburg o. d. T. —, nach Möglichkeiten ausschaute, um sich in Brasilien der Lutheraner in besonderer Weise annehmen zu können. In der Person des Reisepredigers Pastor Otto Kuhr war ein Mann gefunden, der die ihm vom lutherischen Gotteskasten gestellte Aufgabe in die Hand nehmen sollte. Kurz vor Weihnachten des Jahres 1897 landete er in Sao Francisco im Staate Santa Catarina. Schon am 1. Januar übernahm er die Gemeinde Inselstraße, die unbesetzt war, „nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Gemeinde noch keine anderweitige Verbindung mit einem anderen Kirchenkörper geschlossen und die schriftliche Erklärung erhalten hatte, daß sie eine evang.-luth. Gemeinde sei und auch in Zukunft an diesem Bekenntnisstande festhalten wolle“. Das kleine Pflänzchen wuchs. Im Gründungsjahr der Synode — 1905 — zählen wir bereits 11 Pastoren, 5 synodale und 30 nichtsynodale Gemeinden mit 2527 Familien.

Wir stellen drei größere Abschnitte in der Geschichte unserer Kirche fest. Der erste von 1898 (Beginn der Arbeit) bzw. 1905 (Gründung der Synode) bis 1923. Pastor Kuhr hatte 1905 die präsidialen Geschäfte der noch kleinen und jungen Synode übernommen. 1923 sah er sich genötigt, seine „Entlassung durch den Wechsel im Präsesamt in Erwägung zu ziehen“. Die Anfangsarbeit war Pionierarbeit im tiefsten Sinne des Wortes. Unsere Sendlinge, die meisten aus dem Missionshaus Neuendettelsau stammend, ließen sich durch nichts entmutigen, ihren Dienst zu tun. Nächtliche Ritte auf schlüpfrigsten Urwaldpfaden, tagelange Reisen in tropischer Hitze und Schwüle, religiöse Gleichgültigkeit und kirchliche Verwahrlosung, Feindschaft von

innen und von außen, ließen sie in ihrem Dienst nur noch erstarken. 1923 zählen wir 19 Pastoren mit etwa 5 000 Familien. In jene Zeit fiel der erste Weltkrieg, der seine Schatten auch nach Brasilien warf. Das Feuer nationalen Hasses wurde geschürt. Unsere Kirche, die in der Sprache der Väter ihren Dienst ausrichtete, wurde als fremdes und gefährliches Element angesehen. Damals wurde schon die Frage, an der wir heute nicht mehr vorübergehen können, diskutiert, ob es nicht ratsam sei, sich in Gottesdienst und Unterricht auch der Landessprache zu bedienen. Abgeriegelt von den finanziellen Hilfsquellen der alten Heimat, brach auch eine andere Frage auf: Was müssen wir tun, damit wir, auf eigenen Füßen stehend, unsere Arbeit weiterführen können? Als die Türen wieder offen standen, reichte der Lutherische Gotteskasten, der seit 1932 den Namen Martin Luther-Bund trägt, unserer Synode wieder seine fürsorgliche Hand.

Der zweite Abschnitt unserer synodalen Geschichte, von 1923 bis 1933, war von dem Gedanken eines Anschlusses an einen starken lutherischen Kirchenkörper getragen. Präses Carl Bergold hatte während dieser Zeit der Synode vorgestanden. Das kleine Werk des „Gotteskastens“ konnte auf die Dauer den Anforderungen unserer Synode nicht nachkommen. So war es begreiflich, daß man von dieser Seite uns den Rat gab, Ausschau nach einem Anschluß an einen größeren heimatlichen Kirchenkörper zu halten. Es würde zu weit führen, wenn wir die einzelnen Etappen, die erst im Jahre 1933 zum Ziele führten, näher schildern wollten. Die bayerische Landeskirche hatte abgelehnt. Die Vereinigte lutherische Kirche in Nordamerika hatte sich eingeschaltet. Die einen rieten zu irgendeinem Anschluß um jeden Preis, andere erhoben warnend ihre Stimme. Mißverständnisse trübten das Verhältnis der hiesigen Synodalleitung mit dem Hilfswerk des „Lutherischen Gotteskastens“. Schließlich fand sich doch noch ein Weg. Der Evangelische Kirchenbund in Berlin war bereit, unsere Synode aufzunehmen und sie als eine „selbständige Kirchengemeinschaft in dem großen Ring der deutschen evangelischen Auslandsdiaspora“ zu betrachten. Damit war der bedeutsame Schritt getan, der innerhalb unserer Synode, aber auch in den lutherischen Kirchen der alten Heimat große Befriedigung auslöste. Die große Synodaltagung, die im Jahre 1933 in Joinville stattfand, und an der der Kommissar des Evangelischen Kirchenbundes in Berlin, Probst Hübbe aus Hamburg, teilnahm, war der krönende Abschluß der langanhaltenden und schwierigen Anschlußverhandlungen. Unsere Synode hat die Fürsorge des Evangelischen Kirchenbundes und des späteren Kirchlichen Außenamtes, unter Bischof D. Heckel, besonders wohlthuend empfunden. In diesen Jahren wurde großer Wert auf Intensivierung der Arbeit gelegt, wie Ausbau eines Gemeindegewesens, Teilung großer Gemeinden u. a.

Damit sind wir in die dritte Phase unserer synodalen Geschichte eingetreten — 1933 bis 1954 — in der Präses Ferdinand Schlünzen die Verantwortung für unsere lutherische Kirche trug.

Eine überaus schwere Zeit brach mit dem zweiten Weltkrieg über unsere Arbeit herein. Mehr als in den Jahren 1914 bis 1918 legte sich der Druck nationaler Bosheit und Feindschaft auf alle, die deutsche Namen trugen und sich zu unserer Kirche, die als „die deutsche“ galt, zählten. Ein Verbot jagte das andere. Wir waren Kirche in Gefangenschaft geworden. Die Nationalisierungsmaßnahmen des neuen Staates hatten sich hindernd und störend auf unseren Dienst ausgewirkt. Die Gemeinden waren auf sich angewiesen, und das war für unsere Gemeinden von großem erzieherischen Wert, denn sie hatten sich zuviel auf die finanzielle Hilfe der Glaubensgenossen in der Heimat verlassen. Unermüdlich mußte an die Gebefreudigkeit und Mitarbeit der Gemeindeglieder appelliert werden. Dieses Rufen blieb nicht unbeantwortet. Die Gebefreudigkeit stieg, nicht nur im Blick auf die Erfordernisse der eigenen Gemeinde, sondern auch hinsichtlich der gesamtkirchlichen, synodalen Aufgaben.

Not macht erfinderisch, Not läßt aber auch ausschauen nach anderen, die in derselben Lage sich befinden. Unsere Synode war eine der vier evangelischen Synoden Brasiliens, die in Verbindung mit dem Kirchlichen Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland standen und heute noch stehen. Wir durften es dankbar erleben, daß man uns, nachdem über Deutschland das Furchtbarste hereingebrochen war, nicht vergessen hatte. Sobald es möglich war, nahm das Kirchliche Außenamt unter D. Niemöller in Frankfurt a. M. die alten Beziehungen wieder auf. Wir Pastoren fühlten, daß wir noch eine Heimat haben.

Darüber war man sich allerdings in den vier Synoden klar geworden: Die Stunde, auf seine eigenen Aufgaben und auf Pflichten und Rechte eigener Existenz sich zu besinnen, hatte geschlagen. Der Gedanke eines Zusammenschlusses der erwähnten Synoden, die alle dieselbe geschichtliche Herkunft und dasselbe Ziel hatten und sich auf Grund der Heiligen Schrift zu den Symbolen Dr. Martin Luthers bekannten, vornehmlich der Augsburgerischen Konfession und Luthers Kleinem Katechismus, wie Präses Schlünzen betonte, war langsam herangereift. Nicht nur die Pfarrer, besonders auch die Gemeindeglieder, deren Väter als Einwanderer hier eintrafen und alle mehr oder weniger dieselbe kirchliche Heimat hatten, begrüßten diesen Willen.

Es kam im Jahre 1950 zur Gründung des „Synodalbundes“, der die vier Gliedsynoden — die „Riograndenser Synode“, die „Mittelbrasilianische Synode“, die „Evang. Synode von Santa Catarina und Paranä“ und unsere „Lutherische Kirche in Brasilien“ umfaßt. Von Anfang an wurde das eigent-

liche Ziel, das man sich damit gesteckt hatte, zum Ausdruck gebracht, nämlich: die Schaffung der Evang.-luth. Kirche in Brasilien.

Auf der zweiten Kirchenversammlung des „Bundes der Synoden“ — im Dezember 1954 — gab sich der Synodalbund mit Recht die Bezeichnung: „Evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses“, nachdem die Aufnahme desselben in den Lutherischen Weltbund bereits schon 3 Jahre vorher erfolgt war.

Von extremer lutherischer — Missourisynode — wie reformierter Seite wurde der Bekenntnischarakter unseres Synodalbundes als „Kirche lutherischen Bekenntnisses“ stark angezweifelt. Sämtliche Einsprüche die erhoben werden, sind nicht imstande, die Tatsache aus dem Weg zu räumen, daß sämtliche Gliedsynoden auf dem Boden lutherischer Reformation stehen. Wir wissen, daß es weder im Christenstand noch im Bekenntnisstand einer Kirche ein Stillstehen oder gar ein Fertigsein geben darf. Die Gleichnisse Jesu vom Wachsen und Reifen wollen uns auch in dieser Richtung Lehre und Weisung geben.

„Nicht Sondermeinungen gilt es zu pflegen und die an sich löbliche Treue auch in abseits liegenden Fragen wie eine Hauptsache zu betonen, sondern den Mittelpunkt lutherischen Glaubenslebens, die Gottessohnschaft Jesu Christi wollen wir behaupten als Männer, die alles lassen können, nur die Treue nicht.“ (Hermann von Bezzel.)

Dieses Bekenntnis muß uns Verpflichtung sein, wenn wir die großen Aufgaben angreifen, die uns heute gestellt sind, ob wir in unseren Gemeinden arbeiten oder für den Bestand und die Weiterführung unserer Theologischen Schule in Sao Leopoldo eintreten, ob wir Jugendarbeit treiben und Männer wie Frauen sammeln, damit ihnen das Bekenntnis unserer Kirche Herzenssache wird. Was wir nötig haben — und darin muß die Heimatkirche uns heute noch zur Seite stehen — sind Hirten und Lehrer, die ein ganzes Ja zur lutherischen Kirche und ihrem Bekenntnis sprechen und in Treue ihren Dienst tun. Er ist nicht leicht. Die verschiedensten geistigen und religiösen Strömungen sind in unseren Gemeinden zu entdecken. Fabriken wachsen wie Pilze aus dem Boden. Sie locken die Kolonisten in die Stadt. Soziale und wirtschaftliche Probleme harren ihrer Lösung. Dieses „Sonnenland“ Brasilien ist der Tummelplatz aller Geister geworden. Die katholische Kirche kämpft um ihre Vormachtstellung. Sekten der verschiedensten Schattierungen senden ihre Boten werbend durch die Straßen. In unseren eigenen Gemeinden vollzieht sich ein Wandel. Während unsere ältere Generation sich noch vom deutschen Wort nährt, spricht und denkt die jüngere brasilianisch. Beiden muß unsere Kirche gerecht werden und sie wird es, je mehr sie ihrem innersten und letzten Auftrag treu bleibt.



Wenn unserer Synode heute eine weitreichendere Kirchengemeinschaft innerhalb der Evangelischen Kirche lutherischen Bekenntnisses geschenkt worden ist und sie sich mit allen zum Lutherischen Weltbund gehörenden Kirchen zusammengeschlossen wissen darf, dann muß das dankbar anerkannt werden. Möge sie das ihr von Gott anvertraute Pfand weiterhin recht anwenden zum Bau des Reiches Gottes in dieser Welt.

## Gliederung des Martin Luther-Bundes

### I.

#### Der Bund und die bundeseigenen Werke

##### 1. Die Bundesleitung und der Bundesrat

1. Bundesleiter: Dekan Gottfried Probst, Markt Erlbach über Fürth i. Bay., Hauptstr. 2, Fernruf: Wilhermsdorf 287
2. Stellv. Bundesleiter: Oberkirchenrat Dr. Friedrich Hübner, Hannover-Herrenhausen, Böttcherstr. 8, Fernruf: 70246/48
3. Generalsekretär: Pfarrer Klaus Hensel, Erlangen, Fahrstr. 15, Fernruf: 3013
4. Schatzmeister: Wolfgang Link, Dachau, Hermann-Stockmann-Str. 47  
Weitere Mitglieder des Bundesrates sind:
5. Pastor Dr. von Boltenstern, Hamburg 19, Heußweg 60
6. Oberkirchenrat Koch, Ansbach, Welslerstr. 6
7. Domprediger Joachim Lohff, Schwerin i. M., Am Dom 1
8. Oberlandeskirchenrat Mahner, Hannover, Rote Reihe 5
9. Professor D. Maurer, Erlangen, Schuhstr. 47
10. Professor D. Sommerlath, Leipzig-Markkleeberg, Gustav-Freytag-Str. 8
11. Kirchensuperintendent Lic. Srocka, Hermannsburg/Hann.
12. Professor D. Steinwand, Erlangen, Ebrardstr. 13
13. Landessuperintendent i. R. Werner, Moringen/Solling, Kirchstr. 7
14. Pfarrer Zügel, Stuttgart-O, Neckarstr. 69/I

##### 2. Die Geschäftsstelle des Bundes

Geschäftsführer: Generalsekretär Klaus Hensel

Erlangen, Fahrstr. 15

Fernruf: Erlangen 3013

Postscheckkonto: ML-Bund, Erlangen; PSA Nürnberg 405 55

Bankkonto: Stadt- und Kreissparkasse Erlangen, Nr. 1230

### 3. Das Auslands- und Diasporatheologenheim des Martin Luther-Bundes

Anschrift: Erlangen, Fahrstr. 15, Fernruf: Erlangen 3013

Das durch † Prof. D. Dr. Friedrich Ulmer in Erlangen errichtete Haus konnte nach langjähriger kriegsbedingter Unterbrechung mit dem Wintersemester 1948/49 seine Tore wieder öffnen. Aufgenommen werden 25 Theologiestudenten, die aus der lutherischen Diaspora des In- und Auslandes stammen oder sich für den kirchlichen Dienst in diesen Gebieten rüsten wollen.

*Bewerbungen um Aufnahme sind zu richten an die Leitung des Martin Luther-Bundes, Erlangen, Fahrstraße 15.* Dem Gesuch sind beizufügen:

a) ein Lebenslauf; b) das von der Geschäftsstelle anzufordernde Personalblatt; c) ein Gutachten der zuständigen Kirchenbehörde (entweder der Kirchenleitung oder der Superintendentur); d) ein ärztliches Zeugnis über geistige und körperliche Gesundheit; e) bei Wünschen über Zahlungsnachlaß: ein Vermögenszeugnis der Eltern und Abschriften von Stipendienzeugnissen.

Über die Aufnahme, die Unterkunft und Verpflegung umfaßt, entscheidet ein von der Bundesleitung bestimmtes Gremium.

### 4. Das Brasilienwerk des Martin Luther-Bundes

Es wird vom Martin Luther-Verein in Bayern im Auftrag des Bundes verwaltet. Näheres über den Vorsitzenden usw. siehe unter MLV in Bayern.

Das Brasilienwerk des Martin Luther-Bundes kann auf eine jahrzehntelange Arbeit (begonnen 1896) zurückblicken. In dieser Zeit und bis zum heutigen Tage ist es die vornehmlichste Aufgabe dieses Werkes gewesen, der Lutherischen Kirche in Brasilien Prediger des Evangeliums zuzusenden. Außerdem gilt es, ihr auf vielerlei Weise geistlichen Beistand zu leisten beim Gemeindeaufbau, der Seelsofge, der Unterweisung der Jugend, wie auch der Versorgung des großen Diasporagebietes im allgemeinen. Auch Pastoren und Gemeinden der übrigen in der „Ev. Kirche lutherischen Bekenntnisses in Brasilien“ vereinigten Synoden wenden sich in steigendem Maße mit Bitten um verschiedene Unterstützungen an Brasilienwerk und Martin Luther-Bund.

### 5. Das Sendschriften-Hilfswerk des Martin Luther-Bundes

Leiter: Oberkirchenrat Behm

Geschäftsführerin: Erna Rieger

Geschäftsstelle:

Für den Dienst in der DDR: Berlin C 2, Bischofstr. 25/26; Postscheckkonto: Berlin 333 00 (Sendschriften-Hilfswerk des Martin Luther-Werkes). Für den übrigen Dienst: Berlin-Schlachtensee, Terrassenstr. 16 (Lutherisches Kirchenamt; Postscheckkonto desselben: Berlin-West 563 41).

Unser Sendschriften-Hilfswerk ist hervorgewachsen aus dem Bedürfnis ausgewanderter und in der Diaspora ansässiger Lutheraner, für den kirchlichen Dienst und die persönliche Förderung gutes lutherisches Schrifttum, nämlich theologische Werke für den Pfarrer, Predigtbücher und katechetische Literatur für die Gemeinde und kirchliche Blätter für beide, zu empfangen. Zugleich werden Theologiestudierende und kirchliche Büchereien bedacht. Dieser seit 1936 geleistete Dienst erstreckt sich über die deutsche Heimat, über Österreich und über diejenigen europäischen und überseeischen Gebiete, in denen Lutheraner deutscher Herkunft wohnen; das sind z. B. besonders Brasilien, Argentinien, Chile, Mexiko, Canada und Australien.

## **6. Die Bibelmission des Martin Luther-Bundes**

Anschrift: Stuttgart-O, Neckarstr. 69/I

Postscheckkonto: Stuttgart 105

Leiter: Pfarrer Eugen Zügel, Stuttgart-O, Neckarstr. 69/I

Die im Frühjahr 1937 begründete Bibelmission hat in ständig ansteigender Linie kostenlos Bibeln und Neue Testamente in der Heimat und in der Diaspora verteilt. Diese Fürsorge gilt sowohl den Kirchengemeinden wie den einzelnen Gesuchstellern. Der Dienst dieses Hilfswerkes ist seit seiner Entstehung niemals unterbrochen worden. Alle Anfragen und Wünsche sind an die oben angegebene Anschrift in Stuttgart zu richten.

## **7. Das Erholungs- und Freizeitenheim des Martin Luther-Bundes „Sachsenmühle“**

Postanschrift: Kirchliches Heim Sachsenmühle, Post Muggendorf, Fränkische Schweiz, Bayern

Fernruf: Gößweinstein 41

Seit August 1945 unterhält der Martin Luther-Bund im Wiesental in der Fränkischen Schweiz (etwa 40 km von Erlangen entfernt) ein Erholungsheim, welches das ganze Jahr über Freunde des Martin Luther-Bundes und seiner Gliedverbände sowie Glaubensgenossen aus der lutherischen Kirche und Diaspora aufnimmt. Außerdem dient das unweit des bekannten katholischen Wallfahrtsortes Gößweinstein gelegene lutherische Haus der Durchführung kirchlicher Freizeiten und Tagungen.

Die im Hause befindliche Kapelle (mit einem Flügelaltar: „Ruhe auf der Flucht“ von Kirchenmaler Dr. Paul Unger, München) ist an Sonn- und

Festtagen gottesdienstliche Sammelstelle für die in der Diaspora lebenden Lutheraner und Flüchtlinge dieses Teiles der Fränkischen Schweiz. Die kirchliche Betreuung untersteht dem Dekanat Muggendorf (Kirchenkreis Bayreuth).

In seiner ruhigen Lage am Ufer der Wiesent wird das Haus von Freizeiten und Erholungsgästen gleich gern aufgesucht. Auf Rüstzeiten und Konferenzen kann gut und ohne Störung gearbeitet werden. Für freie Stunden bietet sich die schöne Umgebung zu Spaziergängen an.

*Alle Gesuche um Aufnahme sind an die Geschäftsstelle des Martin Luther-Bundes in Erlangen, Fahrstraße 15, zu richten.* Bahnverbindung: Das Haus liegt 150 m von dem kleinen Bahnhof Gößweinsteinst. Derselbe ist von der Hauptstrecke Bamberg-Nürnberg aus auf der Nebenstrecke Forchheim-Behringermühle zu erreichen.

## 8. Martin Luther-Verlag, Erlangen und Rothenburg o. d. T.

Inhaber: J. P. Peter, Gebr. Holstein, Rothenburg o. d. T.; Schließfach 19. Der im Jahre 1935 gegründete Verlag mußte von 1940 bis 1950 seine Produktion aus kriegsbedingten und nachkriegszeitlichen Gründen unterbrechen. Nun konnte er seine Arbeit aber wieder aufnehmen. Der Martin Luther-Bund ist an Planung und Produktion des Verlages beteiligt. Im Martin Luther-Verlag sind seit 1952, außer den Jahrbüchern, erschienen: Hans Preuß: „Von den Katakomben bis zu den Zeichen der Zeit“. Ganzleinen, 350 Seiten, 43 Abbildungen, DM 14,80

Karl Nicol: „Das Küsteramt in der evangelischen Kirche“. Ganzleinen, 128 Seiten, DM 6,30

Johannes Schleuning: „Die Stummen reden“. Ganzleinen, 172 Seiten, 14 Abbildungen, DM 4,80

Hans Kressel: „Wilhelm Löhe“. Broschiert, 88 Seiten, 3 Abbildungen, DM 2,30

Wilhelm Seb. Schmerl: „Luther und sein Werk“. Broschiert, 64 Seiten, 8 Abbildungen, DM 1,—

Martin Schmidt: „Wort Gottes und Fremdlingschaft“. Ganzleinen, 179 Seiten, DM 7,60

Paul Schattenmann: „Prüfet die Geister“. Broschiert, 75 Seiten, DM 2,30

## II.

### Angeschlossene Landesgruppen und kirchliche Werke in Deutschland

1. *Martin Luther-Verein in Baden* (gegr. 1919)  
Vors.: Superintendent W. Daub, Freiburg i. Br., Stadtstr. 22  
Postscheck: ML-Verein in Baden, Karlsruhe, PSA Karlsruhe 288 04
2. *Martin Luther-Verein in Bayern* (gegr. 1860)  
Vors.: Kirchenrat Dekan E. Flurschütz, Ansbach, Schaitbergerstr. 8  
Stellv.: Pfarrer H. Dimmling, Fischbach b. Nürnberg  
Schriftf.: Pfr. J. Meister, Sommersdorf, Post Großenried/Mfr.  
Kassenf.: Karl Scheuring, Missionsanstalt Neuendettelsau/Mfr.  
Postscheck: Geschäftsstelle des ML-Vereins in Bayern (Luth. Gotteskasten),  
Ansbach, PSA Nürnberg 88 26  
Bankkonto: Stadt- und Kreissparkasse Ansbach Nr. 2
3. *Martin Luther-Verein in Braunschweig* (gegr. 1899)  
Vors.: Pfarrer Dr. W. Hille, Salzgitter-Bad, Schützenpl. 15  
Stellv.: Pfarrer E. Schwaab, Braunschweig, Kapellenstr. 14  
Kassenf.: A. Wiegmann, Braunschweig, Dörnberg 1  
Schriftf.: Pfarrer F. Böhnig, Volkmarode über Braunschweig  
Postscheck: ML-Verein in Braunschweig, PSA Hannover 205 15
4. *Martin Luther-Bund, Landesgruppe Hamburg* (gegr. 1887)  
Vors.: Pastor Dr. F. W. von Boltenstern, Hamburg 19, Heußweg 60  
Stellv.: Pastor W. Puls, Hamburg-Altona, Am Brunnenhof 36  
Schriftf.: Pastor E. Körber, Hamburg 20, Ludolfstr. 66  
Kassenf.: H. Spitzer, Hamburg-Wandsbek 3, Ostende 32  
Postscheck: ML-Bund Hamburg, PSA Hamburg 163 97
5. *Martin Luther-Verein in Hannover* (gegr. 1853)  
Vors.: Oberkirchenrat Dr. Fr. Hübner, Hannover-Herrenhausen,  
Böttcherstr. 8  
Stellv.: Oberlandeskirchenrat W. Mahner, Hannover, Rote Reihe 5  
Schriftf.: Pastor G. Steinmetz, Stadthagen, Schulstr. 18  
Kassenf.: Amtsrat F. Welz, Hannover-Linden, an der Martinskirche 14  
Postscheck: ML-Verein in Hannover, PSA Hannover 39 77  
Bankkonto: Niedersächsische Landesbank — Girozentrale — Hannover  
Nr. 3473

6. *Martin Luther-Verein in Hessen (Kurhessischer Luth. Gotteskasten)*,  
(gegr. 1865)  
Vors.: Dekan Lic. F. Hoffmann, Vöhl, Bez. Kassell  
Stellv.: Pfarrer W. Immel, Lohra über Marburg a. L.  
Schriftf.: Pfarrer i. R. H. Fokken, Münchhausen, Krs. Marburg a. L.  
Kassenf.: Probst W. Weber, Fronhausen, Krs. Marburg a. L., Gladen-  
bacher Str. 15  
Postscheck: Kurhessischer Luth. Gotteskasten, Marburg a. L., PSA Frank-  
furt a. Main 825 49
7. *Martin Luther-Bund (Lauenburgischer Gotteskasten)*, (gegr. 1857)  
Vors.: Pastor M. Jonas, Gudow/Lauenburg über Ratzeburg  
Schriftf. Pastor Otte jun., Hohendorf, Bergedorf-Land  
Kassenf.: Landessuperintendent D. H. Matthießen, Ratzeburg/Lauenburg,  
Am Markt 7  
Postscheck: Schwarzenbeker Verbandssparkasse, PSA Hamburg 661
8. *Martin Luther-Verein in Lippe* (gegr. 1900)  
Vors.: Superintendent Dr. Th. Brandt, Bad Salzuflen, Baumstr. 23  
Schriftf. und Kassenf.: Pastor i. R. A. Ohnesorg, Lemgo/Lippe, Breite Str. 5  
Bankkonto: Städtische Sparkasse Bad Salzuflen Nr. 2072
9. *Martin Luther-Verein in Lübeck* (gegr. 1928)  
Vorstand: z. Zt. unbesetzt
10. *Martin Luther-Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Mecklenburgs*  
(gegr. 1854)  
Vors.: Domprediger J. Lohff, Schwerin i. M., Am Dom 1  
Schriftf.: Pastor W. Schnoor, Schwerin i. M., Bäckerstr. 9  
Kassenf.: Probst H. Reuter, Hagenow i. M.
11. *Niedersächsischer Martin Luther-Verein in der Selbständigen ev.-luth.  
Kirche* (gegr. 1953)  
Vors.: Pastor Dr. G. Werner, Bad Schwartau, Berliner Str. 11a  
Stellv.: Pastor J. Böttcher, Hannover-S., Weinstr. 5  
Schriftf.: Pastor E. Koepsell, Scharnebeck 17a über Lüneburg  
Kassenf.: Buchhändler E. Winterhof, Hermannsburg/Hann.  
Bankkonto: Volksbank Hermannsburg eGmbH., Hermannsburg,  
Konto 3322
12. *Martin Luther-Verein in Oldenburg* (gegr. 1895)  
Vors.: Pastor P. Trensky, Berne

# Orgelwerke Harmoniums

für Kirche und Haus

G. F. STEINMEYER & Co.

Oettingen/Bay.

1954 bauten wir unser opus 1867 für die  
deutsche evang. Kirche in Frutillar/Chile

Stellv.: Pastor C. Hinrichs, Hude  
i. O.

Kassenf. und Schriff.: Zur Zeit  
unbesetzt

13. *Ev.-Luth. Gotteskasten im frü-  
heren Altpreußen* (gegr. 1900)

Vors.: Kirchenrat G. Heinzel-  
mann, Essen, Moltkeplatz 19

Stellv.: Pastor Gr. Schröter, Bo-  
chum Dorstener Str. 263

1. Schriff.: Pastor M. Fuhrmann,

Dortmund-Aplerbeck, Am Hilgenbaum 12

2. Schriff.: Pastor H. Koepsell, Köln, Pantaleonswall 4

Kassenf.: Rendant W. Hollmann, Witten/Ruhr, Parkweg 52

Postscheck: Ev.-Luth. Gotteskasten im früheren Altpreußen (e. V.), Ren-  
dantur, Holzminden, PSA Hannover 102 25

14. *Gotteskastenwerk der Ev.-Luth. (altluth.) Kirche im Gebiet der DDR*  
(gegr. 1951)

Vors.: Pastor W. Kuschke, Sangerhausen a. Harz, Ernst-Thälmann-Str. 18

Kassenf.: Rendant H. Trautmann, Berlin-Wilmersdorf/West, Nassauische  
Str. 19

Vorstandsmitglieder: Superintendent Th. Wottrich, Mühlhausen/Thür., An  
der Burg, Ecke Bollstedter Gasse; Pastor G. Ziemer, Greifswald, Gütz-  
kower Str. 73; Pastor K. Kallensee, Halle/Saale, Robert-Blum-Str. 10

Postscheck: Gotteskastenwerk der Ev.-Luth. (altluth.) Kirche im Gebiet  
der DDR, Berlin-C 2, Annenstr. 53, PSA Berlin 357 79

15. *Martin Luther-Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens* (gegr. 1854)

Vors.: Superintendent i. R. F. Winter, Gundorf Bez. Leipzig, Pfarrhaus

Schriff.: Pfarrer K. Petzoldt, Meinersdorf/Erzgeb., Hauptstr. 72

Kassenf.: Frau E. Schaarschmidt, Marienberg/Sa., Scheffelstr. 8

Postscheck: Martin Luther-Bund, Landesgruppe Sachsen, Marienberg,  
PSA Dresden 26 01

Bankkonten: Sächsische Landesbank, Zweigstelle Marienberg Nr. 2075;  
Kreissparkasse Marienberg Nr. 421

16. *Ev.-Luth. Gotteskasten in Schleswig-Holstein* (gegr. 1886)

Vors.: Pastor K. Hinrichsen, Kellinghusen/Holstein

Schriff. und Kassenf.: Pastor Albertsen, Itzehoe, Wilhelmstr.

Postscheck: Ev.-Luth. Gotteskasten in Kellinghusen, PSA Hamburg 10539

17. *Martin Luther-Werk der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen*  
(gegr. 1899)  
Vors.: Oberpfr. Bratfisch, Gera-Untermhaus, Biermannplatz 4  
Stellv.: Pfarrer H. Vollbrecht, Gera, August-Bebel-Str. 33  
Schriftf.: z. Zt. unbesetzt  
Kassenf.: Studienrat W. Henning, Greiz, Hermann-Löns-Str. 17  
Postscheck: Martin-Luther-Werk in Thür., Greiz, PSA Erfurt 7479



**Talaré**  
*u. Barette*  
gut und preisgünstig  
Auf Wunsch Raten  
**EGGERT**  
Spezialfirma seit 1880  
**HAMBURG 24**  
Mundsburger Damm 4  
Bitte beigeheftete Freikarte benutzen

18. *Martin Luther-Bund in Württemberg* (gegr. 1879)  
Vors.: Pfarrer E. Zügel, Stuttgart-O, Neckarstr. 69/I  
Stellv.: Oberpostrat i. R. H. Clement, Stuttgart-Degerloch, Ahornstr. 48  
Schriftf.: Pfarrer i. R. H. John, Kapfenburg über Aalen  
Kassenf.: O. Thurm, Stuttgart-O, Werastr. 141  
Postscheck: Martin Luther-Bund in Württemberg, Stuttgart, PSA Stuttgart 138 00
19. *Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der Lutherischen Kirche, Neuendettelsau* (gegr. 1849)  
Obmann: Pfarrer H. Luther, Nürnberg 23, Pirkheimerstr. 6  
Stellv.: Dekan Kirchenrat O. Dietz, Bamberg, Eisgrube 16

### III.

## Angeschlossene Landesgruppen, Kirchen und kirchliche Werke im Ausland

1. *Vereinigte Ev.-Luth. Kirche in Australien*  
Generalpräses: Pastor M. Löhe, North Adelaide/Südaustralien, 39 Hill Street
2. *Ev.-Luth. Kirche in Brasilien*  
Präses: Pastor F. Wüstner, Joinville, Rua Jaguaruna 99, Sta. Catarina, Brasilien
3. *Société Evangélique Luthérienne de Mission Intérieure et Extérieure d'Alsace et de Lorraine*  
Präsident: Pfarrer R. Wolff, 1 rue Apfel, Strasbourg



4. *Ev.-Luth. Kirche im Königreich der Niederlande*  
Leiter: Ds. J. P. van Heest, Amsterdam-Zuid, Frans van Mierstraat 120
5. *Martin Luther-Verein in Österreich* (Ev.-Luth. Verein in Österreich),  
(gegr. 1934)  
Vors.: Superintendent W. Mensing-Braun, Linz a. d. Donau, Bergschlüssel-  
gasse 7  
Kassenf.: Direktor K. Uhl, Wien IV, Operngasse 26
6. *Martin Luther-Verein in der Schweiz* (gegr. 1932)  
Vors.: z. Zt. unbesetzt
7. *Hermannsburger Deutsche Ev.-Luth. Synode Südafrikas*  
Präses: Pastor H. Hahne, P. O. Moorleigh, Natal, Südafrika
8. *Freie Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika*  
Präses: Pastor W. Reusch, P. O. Glencoe, Natal, Südafrika

#### Anschriften der Autoren.

- Dietzfelbinger, Hermann, D., Landesbischof, München, Arcisstr. 13
- Dörnhöfer, Gustav, Superintendent, Burgenland, Österreich
- Meyer, Erwin, Pastor, Hannover-Kirchrode, Lange-Hop-Straße 9
- Probst, Gottfried, Dekan, Bundesleiter des Martin Luther-Bundes, Markt  
Erlbach über Fürth i. Bay., Hauptstr. 2
- Steinwand, Eduard, D., Professor der Theologie an der Universität in Er-  
langen, Erlangen, Ebrardstr. 13
- Strothotte, Günter, Dr. theol., ehem. Geschäftsführer des Martin Luther-  
Bundes, jetzt Kanada
- Wittenberg, Martin, Professor an der Augustana-Hochschule in Neuen-  
dettelsau/Mfr., Waldstr. 7
- Wüstner, Friedrich, Präses der Ev.-Luth. Kirche in Brasilien, Joinville, Rua  
Jaguaruna 99, Sta. Catarina, Brasilien